

Braunschweig im Bombenkrieg
Band 3

Braunschweig im Bombenkrieg

Band 3

**Dokumente aus der Gedenknacht
14./15. Oktober 1994
Die Gerloff-Berichte
Weitere Zeitzeuginnenberichte**



Herausgeber:
Frieder Schöbel
Heinz Friedrich

Friedenszentrum Braunschweig e.V.
Goslarsche Straße 93
38118 Braunschweig
www.friedenszentrum.de

Bibliographische Informationen Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Schöbel, Frieder und Friedrich, Heinz:

Braunschweig im Bombenkrieg – Band 3.
Braunschweig, 1994
2., verbesserte Auflage 2006

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der 1. Auflage:

Manfred Fritz, Sylke Haß, Silke Hurlemann, Andreas Linhardt, Helmut Lucht, Renate Schöbel, Anja Wrede

Mitarbeiterinnen 2. Auflage:

Silke Böhme, Nicole Palm

Gestaltung:

die kommunikationsidee – Nicole Palm
www.die-kommunikationsidee.de
Titelbild nach einer Idee von Heinrich Römisch

Druck:

Schaltungsdienst Lange oHG, Berlin

Mit freundlicher Unterstützung der



Stiftung
Braunschweigischer
Kulturbesitz

© Wissenschaftlicher Verlag Berlin, 2006

Olaf Gaudig und Peter Veit GbR

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, auch einzelner Teile, ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Dies gilt insbesondere für fotomechanische Vervielfältigung sowie Übernahme und Verarbeitung in EDV-Systemen.

ISBN: 3-86573-169-4

INHALTSVERZEICHNIS

<i>Walter Bauer:</i>	Eines Tages werden wir aufwachen und wissen.....	6
<i>Frieder Schöbel:</i>	Zu diesem Band.....	7
Gedenknacht 14./15. Oktober 1994 in St. Ägidien, Braunschweig		
<i>Frieder Schöbel:</i>	Die Ursachen der Bombardierungen.....	8
<i>Hans G. Böhnig:</i>	Viele von uns können heute noch nicht darüber sprechen.....	10
<i>Wolfgang Kays:</i>	Mein Vater war Deserteur.....	11
<i>Magrit Fröde:</i>	13 Stunden verschüttet.....	12
<i>Elfriede Beutler:</i>	Bericht an den Vater im Krankenhaus.....	13
<i>Erika Labus:</i>	Der Weg zum Bunker.....	17
Die Berichte Paul Gerloffs 1944 bis 12.04.1945		
<i>Manfred Fritz/Frieder Schöbel:</i>		
	Die Gerloff-Berichte – Ein zwiespältiges Dokument.....	19
	Anmerkungen zur Person.....	20
<i>Bericht 1:</i>	Noch einmal davongekommen.....	22
<i>Bericht 2:</i>	Bis der Tag der Vergeltung kommt.....	25
<i>Bericht 3:</i>	Im Kampfe um Deutschlands Freiheit.....	30
<i>Bericht 4:</i>	Inaugenscheinnahme.....	32
<i>Bericht 5:</i>	Grausige Ostern.....	35
<i>Bericht 6:</i>	Das Haus, meine Burg.....	39
<i>Bericht 7:</i>	Ein Jahr vor dem Ende.....	45
<i>Bericht 8:</i>	Aufkommendes Bandenunwesen.....	47
<i>Bericht 9:</i>	So mehren sich die Schwierigkeiten.....	50
<i>Bericht 10:</i>	Ein Hochzeitsfest.....	58
<i>Bericht 11:</i>	Eine zweifelhafte „Heldentat“.....	61
<i>Bericht 12:</i>	Das Inferno.....	63
<i>Bericht 13:</i>	März 1945: Vor dem Ende.....	74
<i>Bericht 14:</i>	Die Geschichte des Schlosses.....	81
<i>Bericht 15:</i>	Was wir gewusst haben und was wir hätten wissen können.....	84
Das Ende		
<i>Dr. Erich Bockler:</i>	Die Übergabe der Stadt Braunschweig an die 9. Amerikanische Armee.....	104
<i>Annemarie Zarnikow:</i>	Kreisbefehlsstand Braunschweig.....	109
	Anmerkungen und Literaturhinweise.....	115
	Das Friedenszentrum und seine Arbeit.....	117

Eines Tages werden wir aufwachen und wissen

Eines Tages werden wir aufwachen und wissen,
Dass wir zu wenig getan haben oder das Falsche,
Wir werden uns sagen, dass wir mehr hätten tun sollen.
Aber was? werden wir fragen – und: wann hätten wir es tun sollen,
Hatten wir jemals Zeit, uns zu entscheiden?
Und dann werden wir wissen, dass über uns entschieden wurde.
Von Anfang an, weil wir es so wollten.
Keine Ausrede mehr: die Zeit ist vertan.
Keine Beschönigung mehr: auf unseren Händen liegt Asche.
Bei jedem Schritt stäubt sie auf. Asche. Asche.

Wir werden uns dann eines Glanzes erinnern,
Der uns blendete vor vielen Jahren, dass wir erschauerten,
eines Windhauches werden wir dann gedenken, der uns traf,
Uns aufriß und dann zerfloss,
Wir werden dann fragen: Wann war das? Wann der Blitz des Lichtes?
Der Windhauch: wann?

Wir werden uns erinnern, dass da etwas war voller Verheißung,
Aber kaum noch sagen können, was es war und dass es Aussichten gab für uns,
Pfade für uns allein gemacht –
Nur: dass da etwas war, dem wir nicht folgten –
Und hinzufügen: dass wir keine Zeit hatten, leider –
Und weil wir die Zeit vergeudeteten in kleiner, abgegriffener Münze.
Und von dem Aufblitzen des Lichtes und dem Windhauch blieb nichts.
Nur Asche.

Walter Bauer (Jahrgang 1904)

Zu diesem Band

In der Beschäftigung mit der Vergangenheit finden wir Ursprünge und Hintergrund unserer Gegenwart. Was hinter uns liegt, die Geschichte, prägt direkt oder indirekt unser Weltbild. Immer wieder sind wir gezwungen zurückzublicken, wenn wir die Gegenwart verstehen und für die Zukunft planen wollen. So ist es im persönlichen Leben, so ist es in der Gesellschaft. Hier vereinigen sich in besonderen wirtschaftlichen, politischen und sozialen Verhältnissen die Biografien von Millionen zu einem für den Einzelnen kaum überschaubaren und schon gar nicht erfahrbaren Zusammenhang.

Aber diese Gesellschaft nimmt auch unaufhörlich Einfluss auf unser eigenes Leben. Nirgends wird das so deutlich wie in den Wirkungen und Nachwirkungen, die der Nationalsozialismus in den vergangenen 60 Jahren auf das politische und gesellschaftliche System der Bundesrepublik Deutschland gehabt hat. Erst gegen Ende der Sechziger und dann verstärkt in den Siebziger Jahren wurde es möglich, auch in einer breiten Öffentlichkeit Fragen nach Schuld und Verantwortung aufzuwerfen. Oft wird das mit dem Konflikt zwischen den Generationen erklärt. Die Nachkriegsgeneration begann, ihre Väter und Mütter mit bohrenden Fragen zu konfrontieren: „Was habt ihr damals getan?“

Endlich, nach über dreißig Jahren, kam eine Auseinandersetzung mit der Zeit zwischen 1933 und 1945 in Gang. Dabei waren große Widerstände zu überwinden: „Man soll diese alten Geschichten ruhen lassen“, „Jedenfalls hat Hitler die Arbeitslosen von der Straße geholt“, „die Autobahnen gebaut“ und: „Man konnte abends auf die Straße gehen“. Das waren typische Auskünfte, mit denen viele Menschen versuchten, kritische Fragen abzuwehren. Antisemitismus, Antikommunismus und Fremdenfeindlichkeit wurden als gesellschaftliche Grundmuster nahtlos aus den „alten Zeiten“ übernommen. So wurde die Aufarbeitung der Vergangenheit zu einer langen Auseinandersetzung mit der Gegenwart.

Der Verdrängung, das heißt dem Nicht-Wissen-Wollen, durch Aufklärung entgegenzuwirken war das Bestreben derjenigen, die früh

schon begannen, Aussagen von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen über jene Zeit, der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Betroffene, die lange geschwiegen hatten oder in politischen Organisationen eher „am Rande“ der Gesellschaft ihre Heimat hatten, fanden nun weithin Gehör: Auch manche Politikerkarriere fand so ihr plötzliches Ende. „Die furchtbaren Juristen“ sind zu einem geflügelten Wort geworden.

Diese Tradition hat das Friedenszentrum mit zwei Ausstellungen „Braunschweig im Bombenkrieg“ und, gemeinsam mit dem Landesmuseum, „Bomben auf Braunschweig“ sowie den dazu erschienenen zwei Zeitzeugendokumentationen fortgesetzt. Eindringlich werden uns die Schrecken von Krieg und Diktatur vor Augen geführt.

Einleitend finden Sie in diesem Band einige Texte, die bei der Gedenkveranstaltung in St. Ägidien am 14. Oktober 1994 vor etwa 1.000 Besuchern von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Friedenszentrums vorgetragen wurden. Bei der Wiedergabe der Gerloff-Berichte haben wir uns um größtmögliche Nähe zum Original bemüht. Wir waren auf Fotokopien des ursprünglichen Schreibmaschinentexts angewiesen, der von Gerloffs Sekretärin wohl nach seinem Diktat angefertigt wurde. Unleserlichkeiten wurden, soweit Fehlendes aus dem Kontext erschließbar war, aufgefüllt. Wo Ergänzungen der Sache nach zweifelhaft blieben, wurden sie durch eckige Klammern kenntlich gemacht. Die Berichte sind im Original nummeriert, die Überschriften wurden von uns nach im Text enthaltenen Aussagen eingefügt. Ursprünglich durch Unterstreichungen hervorgehobene Stellen haben wir *kursiv* wiedergegeben.

Pastor Dr. Hansgünter Ludewig stellte 1994 die Kopien zur Verfügung, die der Katharinengemeinde anvertraut worden waren. Nach Drucklegung der 1. Auflage erreichten uns weitere Texte, die wir nun einfügen konnten. Dafür danken wir Friedel Beutler, Wolfgang Ernst (für Erika Labus) und Annemarie Zarnikow.

Frieder Schöbel

Gedenknacht 14./15. Oktober 1994 in St. Ägidien

Frieder Schöbel (Jahrgang 1936):

Die Ursachen der Bombardierungen

Wir müssen uns heute auch mit dem Hintergrund des Bombenkrieges beschäftigen.

Wer machte den Krieg? Was brachte die Deutschen dazu, die Nazipartei zu unterstützen und nach einem kurzen Frieden von nur 20 Jahren nach dem 1. Weltkrieg schon wieder gehorsam in einen Krieg zu ziehen? Wie kam es zur Bombardierung?

Der Bomber wurde schon im 1. Weltkrieg erfunden. Kaum sind die ersten Flüge in der Luft geschafft, fangen die Menschen an, das Flugzeug auch militärisch einzusetzen.

Man bombardiert bald auch das Hinterland des Gegners. Fortan herrscht die Angst nicht nur auf beiden Seiten der jeweiligen Grenzen, sondern fast in ganz Europa: Die Menschen haben von den verheerenden Wirkungen der Brand-, Spreng- und Gasbomben im 1. Weltkrieg gehört.

Obwohl Deutschland nach dem Versailler Friedensvertrag keine Luftrüstung haben darf, kündigen die Nazis nach ihrer Machtübernahme 1933 den Vertrag und beginnen mit dem Aufbau einer „Luftwaffe“.

Die Region Braunschweig ist wirtschaftlich stark und liegt vermeintlich strategisch geschützt im mittleren Deutschland. So wird sie ein Zentrum der Rüstung. Wichtige Rüstungsbetriebe sind die MIAG, die Nimo, die BMA, die Lutherwerke, die Büssing-NAG und das Volkswagenwerk.

Viele neue TU-Institute arbeiten hier für die Luftfahrt und den Bunkerbau. In Bienrode und in Wolfsburg werden die Kampfflugzeuge JU 88 gebaut.

Als Sitz des Kommandos der Luftflotte zwei am Stadtpark, mit den zwei Flugplätzen Waggum und Broitzem und mit dem Grünen Jäger für Hermann Göring wird Braunschweig wichtig für die Luftwaffe. Ihre Angehörigen erhalten mit dem Fliegerviertel (heute Malerviertel) und in der Herzogin-Elisabeth-Straße neugebaute Wohnungen. Auch ein Luftwaffenlazarett an der Salzdahlumer Straße und viele Kasernen werden

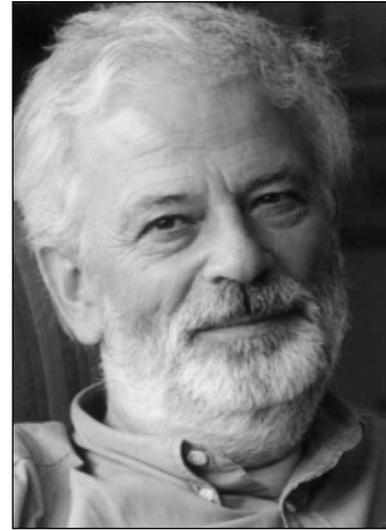
gebaut. „Hitler bedeutet Krieg“ hatten mah n e n d e Stimmen bereits vor 1933 und erst recht danach gewarnt, aber nach dessen außenpolitischen Erfolgen vergessen viele, dass sofort nach der Machtübergabe an Hitler mit der Kriegsvorbereitung begonnen wurde.

Nur: Die einen wissen nichts davon, und die anderen verdrängen die Anzeichen und die Mahnungen der kritischen Beobachter. Viele interessiert es gar nicht, oder sie hoffen darauf, dass „der Spuk bald vorüber sein wird“.

So können die Verbrecher ihr System aufbauen. Eine Vielzahl von NS-Institutionen und Verbänden schwören die Menschen ein auf „Volksgemeinschaft“, auf „Gefolgschaft“ und „Nibelungentreue“, auf den Slogan „Führer befehl – wir folgen!“

Im Bewusstsein der vollen Macht über die Deutschen beschreibt Adolf Hitler seine Erziehungsziele 1938 in Reichenberg folgendermaßen:

„Diese Jugend, die lernt ja nichts anderes als deutsch denken, deutsch handeln. Und wenn nun dieser Knabe und dieses Mädchen mit ihren zehn Jahren in unsere Organisationen hineinkommen (...), dann kommen sie vier Jahre später vom Jungvolk in die Hitlerjugend, und dort behalten wir sie wieder vier Jahre, und dann geben wir sie erst recht nicht zurück in die Hände unserer alten Klassen- und Standeserzeuger, sondern dann nehmen wir sie sofort in die Partei oder in die Arbeitsfront, in die SA oder in die SS, in das NSKK und so weiter. Und wenn sie dort zwei Jahre sind und noch nicht ganz Nationalsozialisten geworden sein sollten, dann kommen sie in den Arbeitsdienst und werden dort wieder sechs oder sieben Monate geschliffen, alle



Frieder Schöbel, OStR. i.R.

mit einem Symbol, dem deutschen Spaten. Und was dann noch an Klassenbewußtsein und Standesdünkel da sein sollte, das übernimmt dann die Wehrmacht zur weiteren Behandlung auf zwei Jahre. Und wenn sie dann (...) zurückkehren, dann nehmen wir sie, damit sie auf keinen Fall rückfällig werden, sofort wieder in SA, SS und so weiter. Und sie werden nicht mehr frei, ihr ganzes Leben.“

Nur wenige Menschen widersetzen sich – Demokraten, Sozialdemokraten, Kommunisten, die Bekennende Kirche – durch politische Arbeit, durch äußere und innere Emigration. Zum Beispiel Carl von Ossietzky. Er stirbt an den Folgen der KZ-Haft. Dietrich Bonhoeffer. Er wird hingerichtet. Martin Niemöller. Er sitzt sieben Jahre im KZ in Dachau und Sachsenhausen. Aber auch Willy Brandt, Thomas Mann, Ricarda Huch.

Friedenskultur? Die gibt es kaum. Immer noch wird an den deutschen Schulen das Lied der Nibelungen gelehrt. Es berichtet von Helden, Hinterlist, Mut, Rache, Kampf bis zum letzten Blutstropfen. Immer noch verurteilen die deutschen Richter Linke schärfer als Rechte. Der Geschichtsunterricht basiert auf einer Abfolge von Schlachten und Kriegen. Er erzieht zum Hass gegen Franzosen, Juden, Polen, Bolschewiken.

Wenig gelehrt wird, wie dem einzelnen Menschen sein Recht wird, wie jeder einzelne verantwortlich für die Gestaltung des Staates und der Gemeinschaft ist.

Die Kaiserstreuen, die Militärs, der wirtschaftlich verunsicherte Mittelstand und die Halbgebildeten sehnen sich nach einem Führer. So kommt die Alleinherrschaft der NSDAP zustande, die die Überlegenheit der arischen Rasse verkündet. Und eifrig liefern deutsche Professoren hierzu die biologischen Beweise.

Wer aber noch zweifelt und wer noch wenig die Politik durchschaut, dem liefern der medientechnische Fortschritt, raffiniert gesteuerte Presse, Filme und Rundfunk die Reden der Nazi-Größen regelmäßig und unmittelbar bis ins

Wohnzimmer.

Denn es gibt in jedem Haushalt den Volksempfänger, auf dem man schließlich nur noch einen Sender empfangen kann.

Und wer auch dann noch nicht gleichgeschaltet werden kann, der verschwindet oder dem wird gedroht: durch Abschaffung des Parlaments und der freien Meinung, der Demokratie überhaupt, durch den Erlass über Volksschädlinge, durch 140 Gesetze gegen Juden, durch Verhaftung, Einlieferung ins Zuchthaus oder KZ, durch Erpressung, Schläge und Mord. Denn, so sagt die nationalsozialistische Lehre:

DU bist nichts, dein VOLK ist alles!

Was macht es, dass den Nazis der einzelne Mensch nichts wert ist: Hitler hat ja Deutschland angeblich seine frühere Größe wiedergegeben. Er betreibt eine Politik, die sich scharf von vielen Völkern abwendet. Er tritt aus dem Völkerbund aus, erzwingt mit Lug und Trug die Einverleibung des Sudetenlandes, Österreichs, der Tschechoslowakei. Und er hat ein Wirtschaftswunder in Gang gesetzt.

Die deutsche Wirtschaft hat ihn mit viel Geld mit aufgebaut und unterstützt seine Rüstung und seine Expansionspläne von Anfang an. Denn sie will Rohstoffe, Arbeitskräfte, Profit, neues Land.

Schließlich erklärt Hitler fast der gesamten Welt den Krieg, zunächst schrittweise und nach vorläufigen Blitzsiegen. Das deutsche Militär folgt ihm wie einem Wundertäter und führt mit den berüchtigten Einsatzgruppen, der SS und der Gestapo über 50 Millionen Menschen zur Schlachtbank, in einen sinnlosen Tod.

Bis heute haben wir noch nicht alles wieder gut gemacht, nicht genügend Erinnerungsarbeit geleistet, zum Beispiel für die KZ-Häftlinge, für den Widerstand und für die Deserteure – auch in Braunschweig.

Ich bitte alle: Helft, helft mit, eine wahre Friedenskultur ohne Waffen aufzubauen, damit wir Kriege endgültig verhindern. ■

Hans Gerhard Böhmig (Jahrgang 1929):

„Viele von uns können heute noch nicht darüber sprechen“

Wir stehen hier als Zeitzeugen. Wir wissen, wovon wir reden. Das, worüber wir jetzt berichten, ist im Grunde unsäglich. Viele von uns erlebten damals unsäglich Schrecken – unsägliches Todesangst – unsägliches Grauen – unsägliches Leid – unsägliches Untergang unserer alten Heimatstadt – verursacht durch ein menschenverachtendes Regime, das sich „Drittes Reich“ nannte.

Wir reden jetzt stellvertretend für die Tausende, die vor 50 Jahren dem Inferno gerade noch entkamen. Wir haben es nicht vergessen. Es ist tief in uns, überlagert von allem, was danach kam. Das Unsägliches haben wir nur zum Teil verarbeitet. Aber von dem, was es mich lehrte, will ich jetzt reden.

In einer norddeutschen Kirche war nach 1945 die Inschrift zu lesen: „Die Opfer waren zugleich die Täter“. Was damit gemeint ist, will ich am Beispiel Braunschweig verdeutlichen:

Am 12. April 1945 rollten die amerikanischen Panzer in unsere Stadt. Mir wurde von einem anderen Zeitzeugen berichtet, er habe sich in diesen letzten Kriegstagen im Bunker an der Knochenhauerstraße aufgehalten. Jenem Bunker, der 1942 an der Stelle errichtet wurde, wo am 9.11.1938 die jüdische Synagoge zerstört wurde und die man abgerissen hatte.

Da sei ein SS-Mann herumgegangen und habe die Orden und die Abzeichen eingesammelt, welche die Naziembleme trugen. Geschehe das nicht, würden die Träger von den heranrückenden Truppen erschossen. Ich will sagen:

Mit die ersten Opfer der Naziherrschaft waren die 680 jüdischen Mitbürger, die in den 30-er Jahren in Braunschweig lebten. Sie konnten zum Teil noch flüchten, der größte Teil wurde in die KZs deportiert, kam in den Gaskammern um. Nur wenige blieben, wenige überlebten. Die Namen all derer stehen in der Schrift „Brunsvicensia Judaica“, dem Band 35 der Braunschweiger Werkstücke.

So wie Wolfgang Kays gehörte ich zu den Opfern. Als ich mit zwölf Jahren im Sommer 1942 die Ferien auf dem großelterlichen Hof ver-

brachte, erlebte ich das erste Mal hautnah die Schrecken des Bombenkrieges.

Wir wurden eines Nachts vom Ballern der Flak wach. Noch ehe ich aus dem Bett kam, ein gräßliches sausesendes Geräusch,

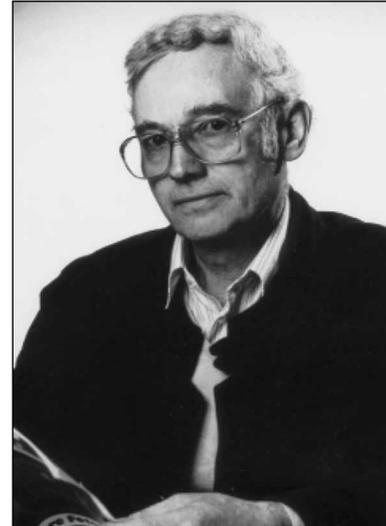
Detonationen. Als ich die Treppe herunterstürzte: ringsum alles taghell. Ich fand mich in den Armen meiner Großmutter wieder. Das Vieh zerrte an den Ketten und brüllte. Meine Tante lief zum Nachbarn, holte Hilfe. Mein Onkel war als Soldat an der Front. An dem bereits brennenden Fachwerkbau liefen wir, getrieben von Todesangst, an zischenden Stabbrandbomben vorbei zum Nachbarn und erlebten dort das Ende des Bombardements. Von Hof und Bäckerei blieben nur traurige, rauchende Trümmer übrig.

Und dann ab 1943 die Schrecken der ständigen Luftalarme, die Bombenabwürfe auf Braunschweig. In der Nacht zum 23. April 1944 wurde meine Schule, das Wilhelm-Gymnasium, zerstört. Zwar wurden die Schüler „ausgelagert“ in Kinderlandverschickungslager im Harz. Aber bei Besuchen zuhause sah ich mit Entsetzen die zunehmenden Bilder der Zerstörung, sah ich Unsägliches. Ja, viele von uns können heute noch nicht darüber sprechen.

Was lehrt mich, was lehrt uns das heute? Ich habe mich im Rahmen meines Berufes als Pfarrer für Kriegsdienstverweigerer eingesetzt, in den letzten Jahren auch für Asylsuchende und Flüchtlinge, für die Bewahrung der Schöpfung. Oft unter Anfeindungen. Aber was ist das schon gegen jene Schreckenstage?

Weiter: Uns Zeitzeugen ist es erlaubt, wir sind aufgrund des Erlebten autorisiert, bohrende Fragen zu stellen:

a) Befinden wir uns nicht bereits in einem Dritten Weltkrieg? Ich meine jetzt gar nicht die



Gerhard Böhmig, Pastor i. R.

140 kleineren und größeren Kriege, die es nach 1945 gab. Ich meine den Krieg der reichen Industrienationen gegen die arm gemachten Völker und Regionen der südlichen Hälfte der Erdkugel.

b) Damals war der Tod ein Meister in Deutschland. Heute ist Deutschland zusammen mit den USA ein Weltmeister im Waffenexport.

Ich denke an die Kriege gegen die Kurden in der Türkei, im Vorderen Orient und in Afrika. Haben wir doch den Mut, die Verursacher ebenso zu benennen wie jene, die in jenen zwölf Jahren Unsägliches über Millionen von Opfern brachten!

Haben wir Zivilcourage, und seien wir Friedensstifter, jeder an seinem Platz! ■

Wolfgang Kays (Jahrgang 1933):

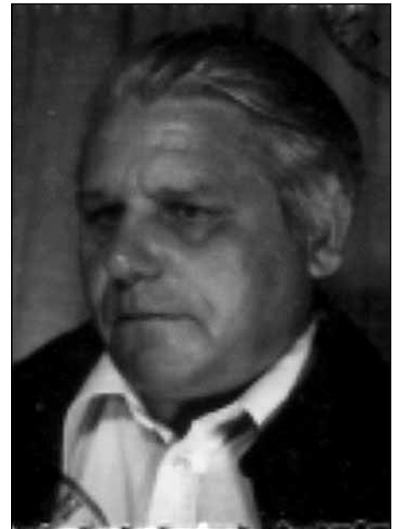
Mein Vater war Deserteur

Ich, ein Sohn dieser Stadt, möchte von meinem Vater berichten, wie er umgekommen ist. Er ist nicht irgendwie umgekommen, sondern er ist 1939 zum Militär gekommen. Wir waren drei Kinder. Er wollte wohl bei seiner Familie sein und ist vom Militär weggelaufen. Nach acht Tagen haben sie ihn dann hier weggeholt; er durfte noch nicht einmal „Auf Wiedersehen“ sagen.

Dann haben sie ihn auf die Festung Torgau gebracht (*das berühmte zentrale Militärgefängnis; Anm. d. Hrsg.*). Aus diesem Gefängnis ist er dann durch irgendwelche Helfer noch einmal herausgekommen, hat nochmal diese Stadt besucht, das heißt seinen Bruder. Wir haben ihn nicht mehr gesehen.

Meine Mutter wurde zwangsgeschieden, weil mein Vater Deserteur war. Wenn sie das nicht gemacht hätte, wären wir in das „Lager“ gekommen. Und dann 1942 bekam meine Großmutter Bescheid, dass er wohl im Strafbataillon 999 auf der Flucht „angeschossen“ worden war und dass er erst genesen musste, um dann im No-

vember 1942 erschossen zu werden. Sie erhielt auch die mit Blut verschmierten Kleider von ihm zurück. Aus Kummer darüber hat sie nicht gegessen, immer im Bett gelegen und ist dann bald auch gestorben.



Wolfgang Kays, Rentner

Für mich ist es sehr schwer, hier Worte zu finden. Ich habe den Bombenkrieg natürlich mitgemacht. Meine Mutter musste arbeiten und war bei „Wolters“, und ich musste immer viel allein machen.

Ich kann nur sagen, vor allen Dingen zu den jungen Leuten: Schmeißt die Waffen weg, nehmt sie erst gar nicht in die Hand,

NIE WIEDER KRIEG! ■

*Margrit Fröde
(Jahrgang 1938, verstorben 1999):*

13 Stunden verschüttet

Guten Abend, ich bin Margrit Fröde, Mitglied des Friedenszentrums. Ich habe als Kind den Krieg in Braunschweig erlebt.

Am 10. Februar 1944 waren wir nach Bombardierung circa 13 Stunden verschüttet. Es gab drei Tote. Gas strömte aus, es gab kein Wasser, keine Toiletten. Das ganze massive Haus wurde durch Luftminen, die wohl für die gegenüberstehende Fabrik Grimm & Natilis bestimmt waren, zertrümmert. Das war die erste Totalausbombung.

Am 14. Oktober 1944 wohnten wir in meinem Elternhaus Hintern Brüdern 29. Von da aus gingen wir in den Bunker Okerstraße, Kabine 81. Es gab mehrere Entwarnungen. Später durften wir den Bunker nicht mehr verlassen, weil die ganze Innenstadt zerstört war und brannte. Der Bunker hat geschwankt, aber er hielt. Durch die Lüftungsklappen kam nach jeder Bombe Rauch und Schmutz rein.

Nach etwa 15 Stunden durften wir raus. Die Sonne schien, aber es war trotzdem dunkel. Der ganze Trümmerstaub lag über der Stadt. Da wir nun keine Bleibe mehr hatten, wurden wir in Wendhausen aufgenommen

bei den Eltern meiner Mutter. Dahin ging es zu Fuß. Von der Verschüttung blieben bis heute Angstträume, eingeschlossen zu werden. Ich fahre nicht im Fahrstuhl, gehe im Laufschrift durch Kaufhäuser, vermeide Menschenansammlungen. Also lebe ich ständig in Angst. Und das nach 50 Jahren.



Margrit Fröde



Sprengmeister räumen 10 000. Bombe in Niedersachsen

Braunschweiger Zeitung am 14.06.2005: Funde von Fliegerbomben aus dem II. Weltkrieg bestimmen nach 60 Jahren noch den Alltag der Sprengmeister in der Region.

Elfriede Beutler, geb. Brasche, (Jahrgang 1923)

**Brief an den Vater Oberstabsarzt
Dr. Paul Brasche,**

*der zurzeit des Angriffs als Patient im Lazarett in
Braunlage war.*

Marburg, 8.1.45

Mein lieber Vati,

unser lieber „Löwenwall 8“ strahlt zu Deinem heutigen Geburtstag nun wieder in einem heilen Festgewand, dem nur der gesprächige Meister Wiedemann und Romano, der passionierte Kartoffelkloßesser, noch die letzte Politur geben. Zwar ist das neue Kleid ein wenig notdürftig, kahl und kriegsmäßig. Statt des stolzen Schieferdaches schwebt eine Holzkrone auf dem noch vor kurzem traurig gähnenden abgebrannten Dachstuhl, aber auch die Löcher in den Ecken und Wänden, wo unvornehm und häßlich das Binseneingeweide des Hauses hervorlugte, sind meisterhaft verputzt und wieder schön. Durch den Fleiß der vielen Heinzelmännchen, die gewirkt haben unter Anleitung des Oberheinzelmännchens Mutti, sind nun alle Spuren verschwunden, die an die unheimliche Lehm- und Wasserüberschwemmung erinnern, die nach der Schreckensnacht am 15. Oktober 1944 unser Haus verwüstete. Wir werden diese Eindrücke nie vergessen können, unsere Freude, wie es uns schließlich gelang es zu retten, unsere Angst und Not, die wir ausstanden, und wollen nun jeder einen Bericht verfassen für Euch, die ihr nicht dabei waret, denn uns allen ist das Erleben so nahe gegangen, weil ja doch unser Haus so fest und untrennbar zu unserer Familie gehört, daß wir sehr, sehr viel verloren hätten, was uns darum vor den Flammen zu verteidigen höchsten Mut gab.

Es war in derselben Nacht bereits einmal Alarm gewesen und unsere warmen Betten und der müde Geist waren sehr starke Ketten und Fesseln und nur nach etlichen Seufzern konnte ich mich aufraffen, den Drahtfunk¹ anzustellen. „Einige Flugzeuge am Steinhuder Meer“ ... – das war nicht furchterregend, aber da man nun einmal aufgestanden war, zog man sich doch schließlich an und warum sollte es den anderen in den warmen Betten gut gehen? Der ängstliche Herr Gold² kraspelte bereits im Hintergrund und so

stand auch Mutti auf. Ja, wir drei waren die ganze Belegschaft des sonst so bevölkerten Familienbesitzes. Übermüde und böse auf die nächtlichen Störungen trotteten wir doch nach einigen weiteren Meldungen



Elfriede Beutler, geb. Brasche

in den Windmühlenberg, wo sich allmählich die Leidensgenossen kennen: Die klinikduftenden bleichen Patienten der Klinik Wille mit den dazugehörigen Schwestern, Fräulein Dr. Liebers mit Klappstuhl, das ungezogene Enkelkind der Drogerie Mäusezahl, die nervöse Frau, die immer gleich ein feuchtes Tuch um Mund und Nase bindet, wenn luftschutzmäßiges Verhalten für Hannover angeraten wird, Herr Meves, der stets ruft: „Weiterrücken hinten im Gang“, Herr Bruer an seiner sicheren Säule und der nervöse Herr, der in der Minute viermal seinen spärlich behaarten Schädel trocknen muß.

Nun, wir waren ganz vergnügt zusammen. Diesmal war auch Herr Schuchhard³ da, mit dem ich mich sehr nett unterhielt und der erzählte, daß er in Klagges' Haus gegenüber wohne und falls etwas passieren sollte, gern jederzeit zur Hilfe käme. Wie wertvoll das für uns schon in den nächsten Stunden sein sollte, ahnten wir nicht!

Auf einmal begann nach einundeinhalb Stunden Alarm ein unheimliches Bombardement, das Licht ging aus und der Boden bebte.

Bei jeder nahen Bombe dachte man voll Sorgen an unser liebes Haus. Auf einmal gab es einen unheimlichen Schlag, man meinte, die Ohren ertrügen den Luftdruck nicht. Eine Luftmine war genau auf den Windmühlenberg gefallen, hatte sämtliche Bäume und Sträucher glatt wegrasiert, die eine Bunkertür wie Wellblech verbogen, aber uns sonst nichts getan. Ich mußte eine Kerze halten und sehr standhaft sein, daß meine Hand

nicht zitterte, aber der dauernde Luftzug löschte sie sowieso immer wieder aus. Jemand kam in den Stollen gestürzt und schrie: „Die ganze Stadt brennt, jedes Haus auf der Auguststraße. Es ist unbeschreiblich!“ Sofort erhob sich ein Tumult im Stollen, jeder schrie, wollte wissen, ob sein Haus brannte, die Frauen fielen sich weinend in die Arme, Kinder wimmerten auf und auch ich verspürte ein angstvolles Gefühl im Herzen und hoffte doch so fest, daß wir wieder daheim verschont geblieben waren.

Es war immer noch keine Entwarnung und die Detonationen nahmen kein Ende, man hörte jetzt schon bis in den Bunker hinein das prasselnde Feuer der brennenden Häuser. Die einsatzfähigen Männer durften heraus. Als erster kam Herr Gold zurück mit den atemlos geschrienen Worten: „Frau Brasche, kommen Sie schnell, ganz schnell, wir können noch was retten!“ Es war der schrecklichste Moment, ich verspürte eine Furcht, die mein Herz zusammenpreßte vor dem, was wir nun sehen sollten. Hinter Mutti lief ich, so schnell ich konnte, her ins Freie.

Es war unbeschreiblich, aus jedem Haus schlugen helle hohe Flammen gegen den schwarzen Nachthimmel, der schon wie in Glut getaucht war. Die ersten leichten Gebäude stürzten bereits ein, brennende Balken fielen herab, brannten auf den Fußwegen weiter. Beißender Qualm ließ die Augen kaum sehen, überall lagen zersplitterte Bäume, Äste, Steine.

Es war eine unfassliche Verwüstung. Meine Augen suchten sofort unser Haus, von vorn stand es noch dunkel und heil da, aber aus dem Dachstuhl leckten schon gelbe hohe Stichflammen und aus der Garage quoll eine riesige Feuersglut. Mutti riß den Handwagen gerade noch heraus, alle anderen Dinge, Faltboot, Räder, Wiesenbett usw. brannten schon lichterloh und mit einer derartigen Hitze, daß man nicht herankam. Wir legten die dicke Holztür vor, damit sie noch eine Weile das Feuer eindämmen sollte. Dann sah ich schon Flammen auf dem Neubaudach, im Hintergrund das „Haus der Jugend“⁴, daß in sämtlichen Teilen eine Flammenglut war und einen dauernden Sprühregen von Funken und brennenden Teilen auf unser Neubaudach (vom Praxisanbau) herabsandte.

Im ersten Moment war ich ganz gelähmt, wußte nicht, wo anfangen. Aber Mutti war schon entschlossen, sie rief: „Wir löschen, nicht ausräumen!“ Das war auch der einzig richtige Weg und entscheidend für alles, was dann folgte. Jede Minute war so kostbar und durfte den Flammen nicht geschenkt werden, ihre Gier wurde ja zusehends stärker und machte uns schließlich machtlos. Schon drückte mir Mutti, die so geistesgegenwärtig und nicht eine Minute kopflos oder gar mutlos war und somit einen unheimlich großen Einfluß auf alle Helfer ausübte, ihr Fahrrad in die Hand mit dem Auftrag, Hilfe vom Inselwall-Lazarett⁵ zu holen. Sie selbst machte sich ans Löschen auf dem Hauptdach mit Herrn Golds Hilfe⁶ und einer kleinen Luftschutzspritze. Dort wußte ich Mutti in höchster Gefahr und es gab mir große Kraft. Ich tauchte meinen Kopf und mein Kopftuch in den wassergefüllten Springbrunnen, damit ich mich gegen die Funken schützte und fuhr los.

Was ich nun sah und erlebte, gehört zu den grausigsten Bildern, die ich bislang sah. Ich fuhr über den brennenden Löwenwall, wo nicht ein Haus unbeschadet war, über den Siegesplatz⁷ zum Bahnhof⁸ und versuchte von dort in die Innenstadt zu gelangen. Unterwegs hielt ich jeden Soldaten und Zivilisten an, flehte ihn an: „Bitte helfen Sie am Löwenwall bei Dr. Brasche, wir sind ganz allein!“ Die Antwort war fast immer die gleiche: „Bei uns brennt’s ja selbst!“ Manche versprachen es auch, einige kamen tatsächlich hin, die meisten aber blieben fort.

In der Stadt hatte sich ein entsetzlicher Sturm aufgemacht, er peitschte die Flammen über den Fahrweg, wirbelte Funken und glühendes Holz durch die Luft und preßte den Qualmso beißend und erhitzend in die Lungen und Kohleteilchen in die gequollenen Augen. Ich fuhr ein Stück, riß das Rad herum, entkam gerade einem Flammenstrom, geriet in den nächsten, fuhr mit den Reifen schließlich in meiner Not über brennende Balken und hoffte nur, daß ich keine Radpanne erlitt, denn dann wäre es wohl unmöglich gewesen, aus der brennenden Innenstadt herauszukommen. Meine Haare, mein Tuch waren längst nicht mehr feucht, sondern pulvertrocken und glühend heiß, man konnte kaum Atem schöpfen. Wenn mich Angst ankam, dachte ich

an Mutter und daß ich sie nicht im Stich lassen durfte und Hilfe holen mußte. Aber es war unmöglich, auf dem Bankplatz war eine Höllenglut, auf dem Altstadtmarkt brannte mit hellen Flammen das Gewandhaus, die Kirche, der alte Brunnen, die Umgebung war abgesperrt.

In der Schützenstraße fielen vor meinen Augen die Fachwerkhäuser brennend ein, die Schuhstraße endlich war befahrbar. Aber schon hinter der ersten Krümmung loderten die Flammen bei Karstadt, Schuchhard⁹, Langerfeldt. Nun kam man auch nicht mehr zurück, die Flammen der beiden engen Straßenseiten schlossen sich zu einer undurchdringlichen Wand. In größter Hast fuhr ich dann einfach die Stufen auf den Burgplatz herunter, unter dem brennenden Torbogen vom Deutschen Haus durch. Da sah ich Feuerwehr am Ministerium und Rathaus. Ich bat sie zu kommen, aber die Männer lachten mich glatt aus und schickten mich fort.

Am Theater traf ich wieder einen Löschzug; aber ohne Einsatzbefehl wollten sie nicht kommen. Ich verlor immer mehr Zeit und bangte um Mutti. Die Unmöglichkeit, zum Inselwall durchzukommen, mußte ich schließlich einsehen. Auf dem oberen Bordstein des Theaterwalls zwischen geretteten Möbelstücken, aufgeregten Menschen, zerfetzten Baumstämmen kämpfte ich mich endlich bis zu Dr. Ewe durch. Hier war ein Weiterkommen unmöglich. Ich war so abgrundtief verzweifelt und so erschöpft, wo war nur noch Hoffnung!?

Da schnappte ich am Theater einen Trupp Italiener ab, die vor den Flammen flüchteten. Ich verhandelte mit ihnen, konnte in meiner Angst auf einmal wunderbar italienisch, bat sie mitzukommen. Sie zögerten endlos, darum schob ich mein Rad neben ihnen her, ging nur nicht schnell genug. Aber drehte ich mich um, so waren schon wieder zwei davongelaufen. Ich schrie: „Avanti, avanti, andate con me!“ Aber dann faßte mich eine solche Enttäuschung, daß ich mir sagte, sie helfen doch nicht und so ließ ich den letzten mir verbliebenen Rest an „Badoglio-Feuerwehr“ stehen und eilte nach Haus. Bei Dr. Krügers am Sandweg¹⁰ brannte es nicht, ich hoffte auf Onkel Roberts Hilfe, hatte auch Glück, er wollte gerade fort als Oberstabsarzt zur Kommandantur und kam nun erst zu uns. Auf dem Löwen-

wall hatte sich das Bild schon sehr verschlimmert, meine Gedanken waren immerfort bei Mutti und ich war so froh, daß sie gleich auftauchte und ihr nichts passiert war.

Inzwischen hatten sich unsere Nachbarn Dr. Euler und seine Tochter mit großem Mut daran gemacht, die Garage zu löschen, das Wasser lieferte uns glücklicherweise unser gefüllter Springbrunnen. Auch Berni war von seiner Flakstellung gekommen und bewachte das Neubaudach der Praxis. Oben der Dachstuhl des Haupthauses brannte nun auch an der rechten Seite. Mutti kam gelaufen und rief mir zu: „Du mußt die Feuerwehr holen, sonst können wir das Haus nicht retten!“ Ich war so verzweifelt, denn meine Fahrt durch die Stadt hatte mir die Unmöglichkeit doch eindeutig gezeigt und ich erzählte es, noch keuchend von der Fahrt. Ich bekam aber zur Antwort: „Wie du’s machst, ist ja gleich, aber wir müssen die Feuerwehr bekommen!“

Ich fuhr wieder los, ganz mut- und hoffnungslos und so verzweifelt. Da fiel mir Herr Schuchhard ein, ich suchte ihn im Haus von Klagges’, fand ihn, bat ihn zu helfen. Er war auch sofort bereit, schickte erst mal fünf tüchtige Helfer, die gerade Klagges’ Haus fertiggelöscht hatten und wollte dann mit dem Rad zum Ministerium fahren, wo er als Adjutant vom Ministerpräsidenten wohl Feuerwehrhilfe bekommen hätte, aber da brannte doch alles, ich hatte es ja mit eigenen Augen gesehen. Da wußte er auch keinen Rat. So fuhr ich weiter.

Da tauchten auf der Wolfenbütteler Straße zwei blaue Autolichter auf, es konnte nur ein Feuerwehrauto sein. Ich fuhr mitten auf die Oker-Brücke und schwenkte den Arm zum Zeichen, daß sie halten sollten. Und ich fuhr so mitten auf dem Engpaß, daß das Auto anhalten mußte, um mich nicht zu überfahren. Zwei Meter vor mir stoppten sie, der Feuerwehrhauptmann sprang heraus und ich schwindelte ihn in meiner Verzweiflung an und sagte: „Auf Befehl vom Ministerpräsidenten sollen Sie hier sofort einsetzen und zwar zuerst die ärztliche Praxis von Dr. Brasche, Löwenwall 8, löschen. Wasser können Sie hier gleich aus der Oker entnehmen!“ Der Hauptmann war ziemlich verblüfft, er sagte: „Wieso sollen Sie denn den Befehl übermitteln?“ – Und ich sagte frech in meiner Not:

„Weil ich nun gerade zu Ihnen geschickt bin!“ Aber ich merkte, daß die Stellung für mich schwer zu halten war und es mir womöglich nicht glückte. Auch hatten die anderen Leute vom Löwenwall die Feuerwehr gesehen und umlagerten in einem großen Ring das Auto und weinten und flehten: „Ach bitte, bitte, kommen Sie nach Nummer 2, löschen Sie zehn Minuten bei uns, dann ist alles gerettet, wir sind Löwenwall 5 ...“

Es war ein großes Geschrei und ich merkte, wie in solchen Momenten tatsächlich die Nächstenliebe fast stirbt und jeder nur sein eige-

zischten. Leider brannte das neue Wartezimmer im Zwischenfußboden. Da hatten wir noch den ganzen nächsten Tag zu tun, das Parkett aufzuhacken und die mit beißendem Qualm schwellenden Balken zu löschen. Im Haupthaus strömten die Wassermengen herab, rissen die Decken entzwei, weichten die Wände auf, aber das Feuer wurde vernichtet.

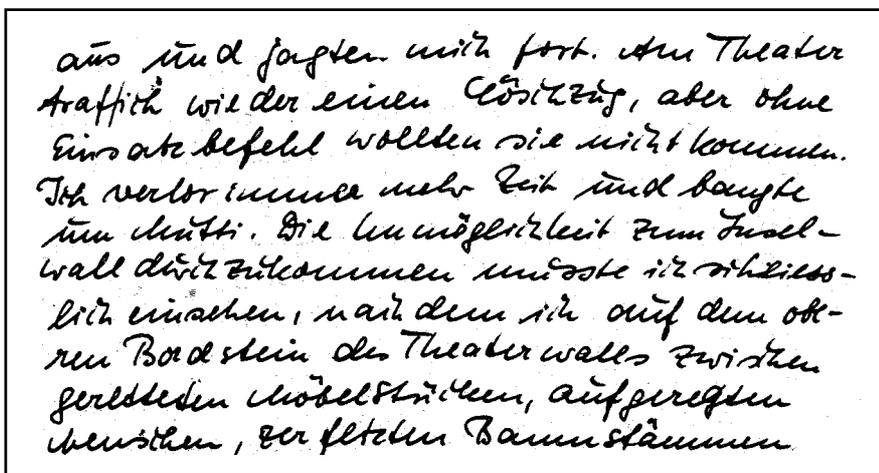
Ein kritischer Moment war, als aus dem Fenster von Herrn Golds Schlafzimmer auf einmal helle Flammen herausschlügen. Wir retteten die Bettstücke und sahen, daß vom Dachbo-

den her ein Loch in die Decke gebrannt war, wodurch nun das Feuer übergreifen wollte. Am nächsten Morgen etwa um acht Uhr war der Hauptbrand gelöscht. Unser Garten war ein Auffanglager für Flüchtlinge geworden, Bettstücke, Koffer, Möbel, alles hatten die Leute vom Klint und von der Kuhstraße über das vom Feuer verschonte Großgaragendach getragen,

waren mit Leitern übergeklettert und auf unser Grundstück gekommen, alle andren Wege waren durch die Feuerbrunst abgeschnitten.

Ja, unser liebes altes Braunschweig war in einer Nacht zerstört, es bot einen entsetzlich traurigen Anblick. Auch bei uns sah es erschreckend aus, das Dach war fort und alles zersplittert und verwüstet, unheimliche Schlammmassen in den Zimmern, aber wie froh und dankbar wir, daß wir unser liebes Haus gerettet hatten! Nun ist es nach langer mühsamer Arbeit wieder zurecht geputzt und wir haben ein so schönes Weihnachten zusammen feiern dürfen und waren so dankbar. Hoffentlich bleibt es uns nun weiterhin erhalten. Soweit mein Bericht, die andern „Feuerwerker“ werden ihre Erlebnisse auch schildern und so geben sie zusammen ein ausführliches Bild.

Friedel



aus und jagten mich fort. Am Theater
traf ich wieder einen Löwenwall, aber ohne
Einsatzbefehl wollten sie nicht kommen.
Ich verlor meine mehr Zeit und baute
mich nicht. Die Unmöglichkeit zum
Löwenwall zurückzukommen mußte ich
schließlich einsehen, weil dem ich auf dem ob-
ren Bordstein des Theaterwalls zwischen
zerstörten Möbelstücken, aufgestellten
Heuhalmen, zerfetzten Baumstämmen

Faksimile der Aufzeichnungen von Elfriede Beutler, geb. Brasche

nes Los sieht ohne Mitleid mit der Not der andern. Ich war ja nicht anders und wollte auch nicht die Chance wieder aus der Hand lassen. Ich eilte nebenan zu Herrn Schuchhard, sagte ihm von meiner Notlüge und bat ihn zu helfen. Als er dann sofort in Uniform erschien, sich auswies und meine Worte bestätigte, war der Hauptmann auch überzeugt. Auch Onkel Robert Krüger half dabei mit seinem Einfluß, und so wurden dann die Motorspritze aufgebaut, die Schlauchleitungen entrollt. Wie froh war ich, und nun glaubte ich auch ganz fest, daß unser Haus gerettet würde. Zwar dauerte es noch eine ganze Stunde und es war schließlich halb vier, als er erste Wasserstrahl ankam, aber das Gefühl, daß die Feuerwehr eingreifen würde, war schon so beruhigend und machte so zuversichtlich.

Wir löschten indes hinter dem Praxis-Neubau die brennenden Kaninchenställe, wo das Feuer schon dicht vorm Heizungskeller ankam und riesige Dampfwolken beim Löschen auf-

Erika Labus (Jahrgang 1920, verstorben 2002)

Frau Labus, geb. Oppelt, wohnte während des Krieges in der Schuntersiedlung am Bienroder Weg (Gärtnerei Oppelt).

Der Weg zum Bunker

Bis zum ersten Bombeneinschlag auf unserem Grundstück und teilweisen Zerstörung unserer Gärtnerei sind wir bei Bombenalarm nicht in einen Bunker, sondern in unseren Luftschuttkeller gegangen. Danach sind wir mit unserem „Tempo“ (Geschäftsfahrzeug der Gärtnerei) in den Bunker Rühme gefahren. Nachdem es während eines Bunkeraufenthaltes Ärger gegeben hatte, habe ich mit meiner Mutter bei Alarm den Bunker Kralenriede aufgesucht.

Mein Vater ist in der Schuntersiedlung zu unseren Nachbarn an der Admiral-Hipper-Straße (heute Simonstraße) in einen Luftschuttkeller gegangen. Von den Nachbarn zu uns war ein Seil an Pfählen über die Straße (Bienroder Weg) gespannt und mit einer Glocke verbunden – die Glocke habe ich noch. Die Nachbarn, die in Gemeinschaft mit anderen Nachbarn abwechselnd die Luftlagemeldungen hörten, klingelten, wenn Bomber im Anflug waren. Wir machten uns dann auf den Weg zum Bunker, mein Vater ging in den Luftschuttkeller.

Den Bunker Kralenriede erreichten wir zu Fuß oft in letzter Minute. Bei einem Alarm – wir hatten meinen schlafenden Vater nicht so schnell wach bekommen – traten wir verspätet den Bunkerweg an.

Auf der Schunterbrücke sahen wir schon im Westen die „Weihnachtsbäume“ stehen und ein Stück weiter fielen schon die Flaksplinter vom Himmel. Meine Mutter verließen die Kräfte, sie wollte sich mit den beiden Koffern, die wir trugen, in den Graben neben dem Bienroder Weg legen und ich sollte allein zum Bunker laufen. Ich redete aber auf sie ein und zog sie weiter. Wir kamen noch unmittelbar vor den Schließen der Türen beim Bunker an und wurden durch eine Luftdruckwelle regelrecht in den Bunker hineingeschoben. Auf dem Weg nach Hause sahen wir, dass in dem Bereich, in dem meine Mutter bleiben wollte, eine Bombe explodiert war – sie hätte diesen Treffer nicht überlebt.

Nach diesem Vorfall schlieften wir in einem Abstellschuppen der Gemeinde Kralenriede, der direkt gegenüber der Ostseite des Bunkers stand. In der Bude waren Gegenstände der Gemeinschaft (Maschinen, Werkzeug, Schlachtermollen usw.) abgestellt.

Wir hatten zwei Betten dort aufgestellt. Nun fuhren wir jeden Abend mit Fahrrädern dorthin. Zum Schlafen zogen wir nur unsere Mäntel und Stiefel aus. Das Dach der Bude war leider nicht dicht, man konnte durch die Ritzen den Mond sehen und bei Regen tropfte es auf unsere Federbetten. Mäuse waren auch vorhanden, sie suchten unsere Wärme und schleppten Eicheln in unsere Betten und Stiefel.

Im Alarmfall weckte uns ein Nachbar durch Klopfen. Wir waren jetzt immer mit die ersten am Bunker, zum Erstaunen der anderen Schutzsuchenden.

Morgens sind wir dann wieder mit dem Fahrrad nach Hause gefahren und waren froh, wenn wir eine Nacht durchgeschlafen hatten. Unser feuchtes Bettzeug nahmen wir zum Trocknen mit. Zuhause haben wir dann gefrühstückt; ich freute mich immer besonders auf ein Plätzchen, das mit Bocktalg gebacken war.

Im Hochbunker Rühme

An einem Sommertag war der Beton des Bunkers richtig aufgeheizt. Es war wie im Backofen, wir standen und der Schweiß ist uns von der Nase getropft. Einige Leute sind während des Angriffs nach draußen gegangen, weil sie es nicht mehr aushalten konnten. Als wir dann den Bunker nach der Entwarnung verließen, lagen sie tot vor dem Bunker, eine Bombe war in unmittelbarer Nähe gefallen.

Im Hochbunker Kralenriede

Im Bunker belegten wir immer die gleichen Plätze. Wir saßen auf dem Flur im Erdgeschoss vor der westlichen Außenwand. Über unseren Plätzen waren die runden Belüftungsöffnungen (Überdruckventile), die bei einem Angriff immer geschlossen werden mussten. Oft waren sie es nicht und gingen dann bei Luftdruckänderung draußen auf, sie klapperten.

Als ich einmal krank war, durfte ich mich auf eines der beiden Betten im Raum 10 legen. Ich bin aber nie in der ersten oder zweiten Etage des Bunkers gewesen. Die Anzahl der Menschen im Bunker war am Abend geringer als tagsüber. Es ist immer sehr diszipliniert im Bunker zugegangen, den Anweisungen der Bunkerwarte kamen alle nach.

Den Treffer, den der Bunker abbekommen hat, habe ich miterlebt. Wir merkten, dass der Bunkerboden sich senkte und wieder anhob.

Wenn ein Angriff erfolgte, war die Toiletten-situation furchtbar, die Angst ist wohl allen auf den Darm geschlagen. Der Andrang war so groß, dass man nicht mehr auf die Toilette kam und die Toiletten waren dann sehr stark verschmutzt.

Ich kann mich an die Felmyhalle noch erinnern. Es war eine Halle für Gemeinschaftsveranstaltungen auf dem Nimo-Gelände, die diesen Namen trug. Darin hat während des Krieges die französische Chansonette Edith Piaf vor den französischen Kriegsgefangenen und Zivilarbeitern gesungen. ■



Die Villa der Familie Gerloff am Löwenwall 16, heute Sitz der Stiftung Braunschweigischer Kulturbesitz.

Die Gerloff-Berichte: Ein zwiespältiges Dokument

Wir sind in unserer moralischen Entrüstung heute leicht geneigt, die Augen vor der Zustimmung jener „Schweigenden Mehrheit“ der Zeit zu verschließen, weil wir uns in unserer Suche nach Traditionen auf die Wenigen berufen möchten, die offen oder verdeckt Widerstand geleistet haben. Hierzu gehören die Attentate auf Hitler, die Sozialdemokraten, Kommunisten, Pazifisten, die in den Gefängnissen und KZs der Nazis eingesperrt oder ermordet wurden.

Gleichwohl gab es jene große Mehrheit, die – sei es nicht wissend, nicht wissen wollend, sei es bejahend – ihr alltägliches Leben im Arrangement mit dem Führer-Staat lebten. Zu ihr gehörte auch Paul Gerloff. Der Arbeitsdienst schien besser als die Massenarbeitslosigkeit, viele zogen die Diktatur einer Partei und ihres Staatsapparates den Auseinandersetzungen der Weimarer Republik vor. Der Krieg schließlich wurde als notwendiges Übel hingenommen. Seine Folgen wurden nicht bedacht. Man vertraute auf „deutsche Stärke“.

Oder sie erhofften sich, und seien es auch noch so bescheidene, Vorteile für ihre eigene

Existenz zum Ausgleich für ihre vollständige politische Rechtlosigkeit. Und da sie schließlich, nach dem Untergang der alten Ordnung, erkennen mussten, wie sehr gerade diese ganz individuelle „Gleichschaltung“ ihrer alltäglichen, eben individuellen Wünsche mit den Zielen eines totalitären Staatsapparates Kernstück der jahrelangen Propaganda gewesen war, da fiel die Distanzierung schwer. Sie musste vordergründig bleiben. Die verbotene, unterdrückte Trauer über den Verlust der eigenen Ideale endete als Unfähigkeit, Trauer und Mitleid für die Opfer zu bezeugen, da man sich doch selbst zu allererst als Opfer empfand, besonders, wenn man selbst Flüchtling war oder ausgebombt wurde.

Nicht allein die Unermesslichkeit dessen, was unter nationalsozialistischer Herrschaft an Verbrechen geschehen ist, nicht allein die preußische Sorgfalt, mit der Bürokraten ihr Vernichtungswerk an den Juden betrieben: nein, die Rechtfertigung, die Zustimmung, das Geschehenlassen machte die Schuld für ein Verbrechen so umfassend, welches auszuführen ein Einzelner niemals die Macht gehabt hätte. Da-

bei war es doch „nur“ die Zustimmung zu den „Idealen“, jenen „höheren Zwecken“, in deren Namen alles geschehen war:

Das Verbot der Gewerkschaften sollte „die sozialen Klassen überwinden“, das Verbot der

Parteien „Ruhe schaffen“, die Auflösung des Parlaments „eine Quasselbude fauler Bonzen hinwegfegen“. Am Ende wurde ein ganzer Weltkrieg „zur Befriedung Europas“ angezettelt.

Frieder Schöbel, Manfred Fritz

Anmerkungen zur Person

Die Herausgabe der Berichte des Braunschweiger Zuckerfabrikanten Paul Gerloff aus den Jahren 1944 und 1945 führt die Reihe „Braunschweig im Bombenkrieg“ nun im dritten Band weiter. Nicht allein ihr Umfang ließ es uns geraten erscheinen, ihnen einen eigenen Band zu widmen. In ihrer zeitlichen Abfolge stellen sie gewissermaßen ein Protokoll der letzten Phase des Zweiten Weltkrieges dar, wie diese aus heimatlicher Sicht erlebt wurde. Was ihnen ihre Bedeutung gibt, ist die eigentümliche Perspektive, aus der heraus sie geschrieben wurden. Hier tritt uns nicht der engagierte Widerstandskämpfer entgegen, nicht der zwischen Befehl und Gehorsam zerriebene Frontsoldat, aber auch nicht der allem wirklichen Leben schon ferne, in Rassenhaß und Führerverehrung aufgegangene Parteimensch.

Paul Gerloff, geboren 1876, gestorben 1954, übernahm nach dem Ersten Weltkrieg, in dem er als Major eine Auszeichnung erhalten hatte, den von seinem Vater Louis 1871 gegründeten Zuckergroßhandel Gerloff & Co., Frankfurter Straße. Zum Familienbesitz gehörten des weiteren die Firmen Hermann Dancker und Staudt & Boockmann, sowie eine große Zahl Hausgrundstücke, teils in der Innenstadt, teils in den Stadtrandgebieten. Wir dürfen uns die Gerloff-Familie als wohlhabende, großbürgerliche Industriellenfamilie vorstellen, deren „Patriarch“ im damaligen Braunschweig über Einfluss und Ansehen verfügte.

1934 bis 1945 war Paul Gerloff Vizepräsident der Industrie- und Handelskammer. Daneben hatte er eine Reihe weiterer Ehrenämter inne, wozu seit 1927 auch der Vorsitz der Gerloff-Stiftung gehörte. Diese 1918 gegründete Stiftung hatte vorrangig zum Ziel, insbesondere kinderreiche Familien von Arbeitern aus seinen Betrieben mit – auch damals schon knappem – angemessenen Wohnraum zu versorgen. Der

„Gerloffshof“, immer wieder in den Berichten angesprochen, ist ein solcher Wohnkomplex in unmittelbarer Nähe des Werksgeländes. Die immer wieder durchscheinende Betroffenheit ange-



Paul Gerloff

sichts der Zerstörungen dort rührt gewiss nicht allein aus dem Verlust des eigenen Besitzes her. Gerloff hatte auch ein sehr ausgeprägtes Verantwortungsgefühl für die wohl von ihm abhängigen, aber ihm eben zugleich auch anvertrauten Menschen in Betrieb und Familie.

Aktives oder passives Mitglied von NSDAP ist Paul Gerloff nicht gewesen. Mitgliedern von Freimaurerlogen, zu denen Paul Gerloff wohl gehörte, war der Eintritt grundsätzlich versagt, die Logen selbst waren verboten. Paul Gerloffs Abrechnung mit Hitler am Schluss seiner Berichte, das heißt nach dem Ende des Krieges, ist immerhin bemerkenswert. So manch Anderer hat dies jahrzehntelang nicht fertiggebracht.

In einem Brief an Freunde und Verwandte gibt Gerloff Auskunft über die Motive, die ihn zur Niederschrift der Berichte brachten. Wir drucken diesen Brief, der zeitlich bereits nach den ersten Berichten liegt, hier schon ab, da er Auskunft über Zweck und Absicht gibt, die Gerloff mit seinen Protokollen verband. Er vermittelt uns zugleich auch schon jenen zwiespältigen Eindruck, den diese Texte immer wieder in uns erwecken.

Frieder Schöbel, Manfred Fritz

Braunschweig, den 27.4.44/G/Bl.
Löwenwall 16

Liebe Verwandte und Freunde!

Aus meinem großen Verwandten-, Freundes- und Bekanntenkreise sind mir aus Anlaß der Terrorangriffe auf Braunschweig in den letzten Monaten so zahlreiche Briefe und Anfragen zugegangen, dass es mir angesichts der wiederholt erlittenen schweren Einbußen unmöglich war, im einzelnen zu antworten.

Das bedrückt mich, denn nicht zu antworten widerspricht ganz und gar meiner Gewohnheit und meinem Gefühl.

Aus diesem Grunde habe ich meine jeweiligen Aufzeichnungen über die Geschehnisse in Braunschweig seit Januar 1944 durch meine Sekretärin noch mehrfach durchschlagen lassen, um sie - im Umlauf - gruppenweise denen zugänglich zu machen, die freundlicherweise an unserem Ergehen teilnehmen, und - wie ich annehme - Interesse daran haben, Einzelheiten zu erfahren.

Meine bescheidenen Aufzeichnungen waren für einen größeren Kreis gar nicht bestimmt, sondern sollten als Sachberichte lediglich für meine Nachfahren im Archiv der Familie und meiner Unternehmungen Aufnahme finden - auch als Mahnung für spätere Geschlechter, vor keinen Schwierigkeiten, welcher Art und Größe die auch sind, zurückzuschrecken.

Daher enthalten diese Berichte auch vieles, was Dritte wahrscheinlich weniger interessiert. Ich bitte, darüber hinwegzusehen. Da alle, an die diese Berichte gehen, die örtlichen Verhältnisse - zumeist - gut kennen, werden die Aufzeichnungen hoffentlich verständlich.

Ich bin mir bewußt, dass es eine ziemliche Zumutung ist, das alles zu lesen. Aber angesichts der Sachlage hielt ich diesen Weg immer noch für den besten.

Inzwischen sind zwei neue, schwere Angriffe gegen Braunschweig erfolgt. In der Nacht vom 22. zum 23.4. ist der Stadtteil, in dem mein Privathaus liegt, vernichtend getroffen. Mein und meiner Schwestern Haus haben dabei sehr schwere Wunden davongetragen. Alle 24 Zimmer meines Hauses boten ein Bild der Verwüstung, fast hundert Fenster sind zerstört, 90% der Türen herausgerissen und zum Teil zerbrochen, einzelne Wände haben schwere Risse oder ihren Putz verloren, alle Möbel sind durcheinander geworfen. Aber es hat nicht gebrannt, und das Dach blieb heil, weil es so ein flaches, begehbare ist.

Noch schlimmer sieht es im Hause meiner Schwestern aus, wo auch ein heftiger Brand entstand, dessen Löschung uns in stundenlanger Arbeit ohne Hilfe der Feuerwehr gelang.

Kälte und Wind haben es bis heute sehr erschwert, die dringendsten Arbeiten, das Vernageln der Fenster und Türen, durchzuführen.

Wir blieben in beiden Häusern wohnen, wenn auch unter Verhältnissen, die man sich in Friedenszeiten nicht hätte vorstellen können.

Ich verbinde mit dem Vorgesagten meine herzlichsten Grüße und wärmsten Wünsche für persönliches Wohlergehen.

Durch Kampf zum Sieg!

Bericht 1:

Noch einmal davongekommen

Der 10. Februar 1944 in Braunschweig

Trübe brach der Tag an, dem wir noch ganz im Banne der Ereignisse der letzten acht Tage stehend schweren Herzens entgegengesehen hatten.¹ War er doch bestimmt, von unserer lieben, am 5. Februar verschiedenen Marliese für immer Abschied zu nehmen.

Bewegten Herzens versammelten wir uns mit den allernächsten Zugehörigen des Verwandten- und Freundeskreises um 10.00 Uhr vormittags im Krematorium. Pastor Staats von der Johanniskirche hielt in Vertretung des erkrankten St. Magni-Pfarrers die Gedenkrede, mit der er die Verstorbene in das Licht und die Sonne ihres jugendlichen Lebens zu stellen bemüht war. Der Schluss der Gedenkrede schon wurde von starkem Motorengeräusch gestört.

Beim Austritt aus der Halle war alles wieder ruhig. Unbesorgt brachten wir die schönen Kränze auf einem bereitgestellten kleinen Kraftwagen zum Magnifriedhofe, um damit die gemeinsame Familiengrabstätte, auf der auch die Asche unserer lieben Entschlafenen beigelegt werden wird, zu schmücken.

Dann gingen wir (heim zu unserem Haus am Löwenwall), begleitet auf allen Wegen auch von Helmut's Braut, Rosel Grothe. In dem Augenblick, da ich die Gartentüre öffnete, verkündeten die Sirenen mit drohendem Klang Vollalarm. Das war um halb zwölf Uhr mittags.

Die Radiomeldungen waren inhaltlich allen früheren sehr ähnlich: „Starke feindliche Verbände nördlich und westlich Hannover.“ Die sorgsamsten waren Margot und Margret, die unentwegt Rettungsnotwendiges in den Keller brachten. Wir anderen mit den drei Kindern blieben abwartend noch im Südwohnzimmer.

Dann aber rief stärkstes Flakfeuer uns alle auf den Posten. Joachim zeigte mir am Himmel einen großen, über Braunschweig stehenden feindlichen Verband. Höchste Gefahr war damit gegeben. So setzte sich denn auch alles sturmartig in Bewegung, um treppauf und treppab zu bringen, was noch zu bergen war. Dann hörten

wir, noch auf den Treppen befindlich, die ersten Bomben fallen, und kurz darauf erlosch das Licht, verdunkelte sich, wie wir beobachten konnten, die Welt um unser Haus herum; Scheiben des großen Treppenhausfensters zerbrachen. Was draußen vor sich ging, war nunmehr klar. Braunschweig war Objekt eines Großangriffes der feindlichen Terrorbomber geworden.

Die ersten ruhigeren Minuten wurden genutzt, hier und dort Ausschau zu halten, die Lage zu erkunden. Ich war im Treppenhaus, als irgend jemand, von Charlotte kommend, die sehr mutig sich nach oben vorgewagt hatte, nach unten weiterrief: „Der Boden brennt!“ Ich stürzte nach oben. Der Boden war von Phosphorbrand bereits so von Rauch erfüllt, daß nicht die Hand vor Augen zu sehen war.

Durch den beißenden Qualm vorstoßend, sah ich dann den nordwestlichen Teil des Bodens (also nach Nr. 18 hin) in vollen Flammen stehen. Die Flammen züngelten zwischen den Eisenblechplatten etwa einen halben Meter hoch. Nur Sekunden war ein Aufenthalt dort möglich, gerade ausreichend, um im Laufschrift Eimer auf Eimer Wasser dorthin zu schleudern.

Auch eine Spritze setzten Joachim und Lotte in Bewegung. An dieser schwierigen Löscharbeit beteiligten sich weiter: Frau Siercke und Hilde. Erst in diesem Augenblick kam ich darauf, den Dachausgang zu öffnen. Trotz ziemlicher Entfernung vom eigentlichen Brandherd war die Holzklappe bereits so heiß, daß es mir nur mit umwickelten Händen und unter äußerster Anstrengung gelang, sie zu öffnen.

Die Feuerbekämpfung mußten wir zweimal unterbrechen, um fluchtartig in den Keller zu stürzen, da ein neues Inferno durch Bombenwürfe und Flakfeuer begann. Mit gleicher Hast stürzten wir darauf wieder nach oben, um die Feuerbekämpfung fortzusetzen.

Diese Gemeinschaftsarbeit zeitigte denn auch Erfolg. Allerdings brannte noch heftig das Dachgebälk in der äußersten Nordwestecke. Dorthin muß der Phosphor besonders stark gespritzt sein. Inzwischen aber war auch festgestellt, daß eine der beiden schweren Phosphorbomben die Decke des darunterliegenden Zimmers (jetzt Joachims Schlafzimmer) durchschlugen und dort

ziemliche Verwüstungen angerichtet hatte. Die schwere Hülse dieser Phosphorbombe war auf dem Kleiderschrank liegengeblieben, der ziemlich zu Bruch gegangen ist. Ein ganzes Fenster war dort herausgerissen worden.

Auch die Tür nach dem sogenannten Morgenzimmer hat dem Druck nachgeben müssen. Ja, bis ins Parterre war die Wirkung gegangen. Der dort hängende große Prismenkronleuchter – noch von den Eltern stammend – lag zertrümmert am Boden. Ein unbeschreibliches Durcheinander von Möbeln und Sachen war das äußere Kennzeichen des Kampfes mit den Elementen. Von Rauch, Staub, Lehm, Kalk und Putz aber waren alle Räume des ganzen Hauses erfüllt und bedeckt.

Die Aufgabe, die uns unvermittelt zugefallen war, dann das Bewußtsein, durch entschlossenen, gemeinsamen Einsatz Haus und Hof gerettet zu haben, überbrückten an diesem Tage alle Trauer um unsere liebe Entschlafene.

Die feindlichen Flieger zogen ab, die Flak schwieg. Ich stieg aufs Dach und sah dann, daß überall nahe und fern schwere Brände aufloderten. Es brannte im Klint, in der Auguststraße, Ölschlägern, Am Magnitor. Dicke, schwere Rauchschwaden zogen bei dem sehr starken Westwind gegen und über unser Haus.

Eine Ruhepause konnte es für uns nicht geben. Der Tag mußte zu Aufräumarbeiten noch ausgenutzt werden; alle Hände rührten sich, wo immer es am nötigsten war. Alle Hausbewohner haben bis an die Grenze ihres Leistungsvermögens zugegriffen, am meisten Margot und Margret, die in den vergangenen dreieinhalb Tagen schier Übermenschliches geleistet haben.

Jeder übernahm eine Aufgabe, Margot und ich zunächst die, irgendwie das Riesenloch im Dach (ca. 80 cm Durchmesser) zu schließen. Dazu aber mußten in stundenlanger, sehr mühevoller Arbeit bei dem sehr kalten, von Rauch erfüllten Westwind zweieinhalb Meter im Quadrat die halb verschlammten, 30 cm tiefen Grandmassen weggeschaufelt werden.

Die anderen begannen auf dem Boden, wo bis zum Abend versteckt immer noch Funken sichtbar wurden, „aufzuräumen“, soweit davon die

Rede sein konnte, und den Deckendurchbruch nach unten abzudecken.

Aus dem Tohuwabohu in Joachims Schlafzimmer mußte wenigstens das Bett sichergestellt werden.

Die zerstörten Fensterscheiben machten das Haus reichlich kalt und ungemütlich. Inzwischen sind aber diese Fenster mit Sperrholz vernagelt, das ich für solche Fälle schon vor einem Jahr sichergestellt hatte.

Alle fleißigen Hände des Hauses haben nunmehr schon seit dreieinhalb Tagen unermüdlich geschafft, allen voran Margot, die – das wird jeder gern bezeugen – schier Übermenschliches geleistet hat.

Für das fehlende elektrische Licht, das fehlende Wasser Ersatz zu schaffen, erforderte auch allerhand Überlegung und Kraft. Dazu kamen viele andere Störungen, die ein „Zupacken“ erforderten.

Für Wochen bleibt noch viel zu tun übrig, um das wohnliche Gleichgewicht einigermaßen wiederherzustellen. Ja, wenn man wüsste, ob Braunschweig weiterhin auf dem Programm der Terrorflieger steht! Nach menschlicher Berechnung muß diese Frage mit ziemlicher Sicherheit bejaht werden. Darauf sich jetzt mit allem einzustellen, ist oberstes Gebot. Dazu werden die gemachten Erfahrungen in mancher Hinsicht von uns nutzbar gemacht, so zum Beispiel Öffnen aller Fenster und Türen in jedem Alarmfalle.

Das Hausdach wird weiter verstärkt. 200 Eisenplatten à elf Pfund hat die Hausgemeinschaft, hervorragend unterstützt von der unermüdlichen Frau Plumbohm, nach dem Terrorangriff noch hinaufgeschafft. Im Keller nehme ich weitere Abstützungen vor.

Eine dritte Phosphorbombe war zwei Meter vom Hause direkt vor dem Eingang zur untersten Etage (also auf der Nordseite) eingeschlagen. Die ganze Wandseite ist bis zum Dach (20 m Höhe) mit Phosphorbrandstellen übersät, aber ohne Schaden anzurichten.

Etliche Fensterscheiben gingen auf der Nordseite zu Bruch, vor allem bei Sierckes. Das Haus Nr.18 ist Gott sei Dank völlig verschont geblieben, eine einzige Fensterscheibe hat daran

glauben müssen. In großer Unruhe war ich wegen des Gerloffshofes: Erst am Spätnachmittag erfuhr ich, daß dort „nur Stabbrandbomben“ niedergegangen waren, die aber überall schnell gelöscht sind. Eine derselben hat das Kontorhaus durchschlagen, um sich direkt vor der inneren Tür meines Privatkontors breitzumachen. Die Gefolgschaft war auf dem Posten, das zu verhindern.

Unsere Häuser in der Stadt sind im wesentlichen verschont geblieben, nur in der Abelnkarre 7 ist das massive Hofgebäude mit großer Bäckerei vollständig ausgebrannt.

Aber ansonsten hat unsere alte, schöne Stadt sehr schwer gelitten. Auf mehreren Gängen habe ich die furchtbaren Wirkungen der Bombenwürfe in Augenschein genommen. Ganze Straßenzüge sind vernichtet, so zum Beispiel die Kaiser-Wilhelm-Straße², auf der kein heiles Haus mehr steht.

Die Bismarckstraße mit katholischem Krankenhaus ist ein einziger Trümmerhaufen, ebenso die Häuserblocks um die Paulikirche.

Schwer gelitten haben unter anderem der Steinweg, der Bohlweg, der Hagenmarkt, der Damm, die Stobenstraße, Ölschlägern, die Auguststraße, die Parkstraße, die Neue Straße, die Wilhelmstraße, der Sack, Wollmarkt, usw.

Von bekannten Grundstücken sind vollkommen vernichtet: Das schöne „Wittekopfhaus“, die „Hagenmarkt-Apotheke“, das „Parkhotel“ (Kaffee Lück), das „Deutsche Haus“, das „Mumme“-Häselerhaus, die „Alte Waage“, das „Neustadtrathaus“, das schloßartige Gebäude des Herrn von Wangenheim (das alte Ehepaar liegt noch unter den Trümmern), die „Schauburg“, die „Hagenschenke“, das große Geschäftshaus von Langerfeldt, ebenso das von Schuchhard, von Pfeiffer und Schmidt, das von Perschmann, die „Tageszeitung“, der „Preußische Hof“ (Kaffee Marquorth), das alte Ministerium,

die Brüdernkirche, Paulikirche usw.

Viele Straßen sind infolge Schutts zusammengestürzter Häuser unpassierbar oder abgesperrt, weil überall noch schwere Blindgänger liegen. So ist auch der ganze Hagenmarkt unbetretbar, wo noch vier ganz schwere Bomben der Entschärfung harren.

Die dort wohnende Familie Grothe hat schwere Einbuße erlitten. Nach dem Hagenmarkt zu sind sämtliche Fenster entzwei, die Wohnung ist ausgeräumt. Die Lagergebäude und die dahinter liegenden Höfe sind zum größten Teil durch Feuer vernichtet. Dazu die ständige Gefahr der Explosion der auf dem Hagenmarkt noch liegenden Bomben. Trotzdem hält die Familie Grothe dort aus, nur Rosel Grothe ist unser Logiergast, um am Tage ihren Eltern beizustehen. Aber sie kann ihr Haus nur auf Umwegen über Trümmer und Gärten vom Werder her erreichen.

Das Ganze ist eine Katastrophe, die als die bisher größte in der Geschichte der Stadt Braunschweig bezeichnet werden muß.

Wir selbst müssen sehr dankbar dafür sein, dieses Mal noch mit einem blauen Auge davongekommen zu sein. Es ist schon eine Fügung eigener Art, daß der traurige Anlaß der Beisetzung unserer geliebten Marliese Joachim und mich zu der Stunde der Katastrophe nach dem Löwenwall geführt hat, während wir unter normalen Verhältnissen auf dem Gerloffshofe festgesessen hätten. So aber waren wir in der Lage, der Hausgemeinschaft bei der Bekämpfung der Gefahr, besonders beim Löschen des Brandes, Hilfe und Stütze zu sein.

Die Kinder haben das alles im Luftschuttkeller miterlebt. Aber auf Claus ist das Geschehen doch nicht ohne Eindruck geblieben, er erklärte immer wieder: „So habe ich mir die Sache doch nicht gedacht!“ Er meinte, unser Haus könnte nicht getroffen werden.

Bericht 2:

Bis der Tag der Vergeltung kommt

Allgemeine Bemerkungen zu den planmäßigen Bombenangriffen auf Braunschweig im Januar und Februar 1944, im besonderen zum Terrorangriff am 20. und 21. 2. 1944

Nachdem seit ca. anderthalb Jahren die englisch-amerikanische Kriegführung die planmäßige Zerstörung deutscher Städte, vorzugsweise Nordwestdeutschlands, zum kriegsentscheidenden Mittel gemacht hatte, nachdem insbesondere die Terrorbrandfackel – vom Kanal und von der Nordsee her, von Stadt zu Stadt ins Innere des Reiches getragen – auf diesem Wege in der Zeit vom 26. Juni bis zum 19. Oktober 1943 auch die Gauhauptstadt Hannover vernichtend erreicht hatte, war es bei vernunftmäßiger Überlegung nur eine Frage der Zeit, wann Braunschweig ein gleiches Schicksal erleiden würde.

Wenn sich dies erst im Januar/Februar 1944 vollzog, so hatte der Feind hierfür wohl militärische Gründe, die auf der Zweckmäßigkeit oder Notwendigkeit beruhen dürften, über bisher verschont gebliebene Räume hinweg großstädtische Zentralpunkte des Reiches, insbesondere die Reichshauptstadt, ferner München-Nürnberg, Leipzig, Frankfurt/Main zum Objekt des unbeugsamen Vernichtungswillens in der Hoffnung zu machen, neben anderem die seelische Widerstandskraft des Volkes zu brechen.

Die stets über Braunschweig erfolgenden Einflüge zum Angriff auf Berlin, die uns jeweils für drei bis vier Stunden in den Keller zwangen, ließen ausreichend deutlich werden, welche großen fliegerischen Machtmittel der Feind einzusetzen vermag, seinen Zweck zu erreichen.

Immer ging es, wie manche meinten, gnädig an Braunschweig vorüber, de facto aber doch so lange nur, als Braunschweig eben noch nicht „dran“ war. Das Gefasle über Gründe, Braunschweig zu schonen oder infolge Nebelbildung nicht sehen zu können, beruhte auf keinerlei sachlich berechtigten Gründen.

Der kategorische Imperativ, den einst Cato im Dritten Punischen Kriege mit den Worten: „Ceterum censeo Carthaginem esse delendam“² zum Gesetz des Handelns erhob, nämlich durch

völlige Zerstörung der Stadt Karthago alle Lebenskraft und -fähigkeit des Volkes zu vernichten, ist heute – nach über 2000 Jahren – den Anglo-Amerikanern zum Inbegriff ihres letzten Ziels geworden: durch rücksichtslose Brandschatzung der deutschen Städte deutsche Kultur und deutsches Wesen für immer auszulöschen.

Deutschland aber wird den bitteren Kelch bis zur Neige leeren, ohne zu kapitulieren, in dem verpflichtenden Bewußtsein auszuharren, bis der Tag der Vergeltung kommt, an dem dem Feinde mit verdoppelter Kraft heimgezahlt wird, was er uns angetan hat.

Nur in diesem Glauben erträgt das deutsche Volk alle Opfer, alle Mühsal, alle Entbehnungen und Sorgen, auch die schweren Störungen des physischen und seelischen Gleichgewichts.

Wie überall im Deutschen Reich hat sich auch die Bevölkerung Braunschweigs in Fassung, Haltung und Einsatzbereitschaft in nunmehr fünf schweren Angriffen voller Würde und Standhaftigkeit erwiesen.

Der 11., 14. und 30. Januar, der 10., 20. und 21. Februar 1944 stellten die markante Reihenfolge im Geschehen dar. Dazwischen liegen unzählige Alarme am Tage und in der Nacht, die dafür sorgten, als „drohende Gewitter“ die Menschen in ständiger Bewegung zu halten.

Wenn auch bestimmt weitere Vernichtungsschläge gegen unsere ehrwürdige Stadt folgen werden, so ist rückschauend auf die bisherigen Ereignisse doch schon jetzt ein ganz klares System für die Vernichtung Braunschweigs erkennbar geworden.

Die Angriffe des 10. und 14. Januar galten ganz zweifellos den südöstlichen Außenbezirken der Stadt, um ein Ausweichen der Bevölkerung nach dorthin nachhaltig zu erschweren. Durch verschiedene Umstände, vor allem durch Windinflüsse, verlagerte sich der Angriff am 14. Januar – den südlichen Außenbezirk Braunschweigs noch erfassend – in den Raum zwischen Braunschweig-Wolfenbüttel-Gr. Denke-Schöppenstedt. Wolfenbüttel wurde in seinem Nordteil mitgenommen, aber 22 Ortschaften besagten Gebietes erlitten schwerste Einbuße an

Menschen, Vieh und Gebäuden.

Und gerade dieser Raum, der fast völlig frei ist von Industrie, war für den sichersten um Braunschweig herum gehalten worden, und dort hin hatten denn auch viele Privatpersonen, Betriebe und Verwaltungsstellen Vermögensteile und Güter aller Art „in Sicherheit“ gegeben.

Auch wir hatten das getan und in den Orten Bornum, Neindorf und Dettum Möbel und Einrichtungen, Waren und Betriebseinrichtungsgegenstände zur Einlagerung gebracht.

Alle drei Orte gehören mit zu den am schwersten betroffenen Dörfern. Von den beiden erstgenannten Orten z.B. stehen nur noch wenige Häuser. Aber der Zufall hat hier glücklich gewaltet, unsere Läger, zwar schwer bedroht durch Feuer ringsherum, blieben intakt.

Was der Feind am 11. und 14. Januar nicht erreicht hatte, holte er am Sonntag, den 30. Januar, nach, an dem die Verlobung Helmut - Rosel ihre äußere feierliche Bestätigung erhalten sollte. Hierzu hatte das Elternpaar Grothe zu 2.00 Uhr nachmittags die beiden Familien in das Parkhotel geladen. Aber um 12.00 Uhr mittags heulten die Sirenen auf. Die Gewohnheit hat uns für alarmmäßiges Verhalten schon allerhand gelehrt.

Ein ganzes Bündel von Pflichten hat jeder Einzelne in fliegender Hast noch zu erfüllen: Zwanzig Mal gilt es stets für jeden, die Treppen hinter- und heraufzuspringen, die wichtigsten, täglich notwendigen Sachen in Sicherheit zu bringen. Und doch denkt man hinterher mit Schrecken daran, was noch alles an Unersetzlichem und Unentbehrlichem vernichtet werden würde, wenn, ja wenn das Haus in Schutt und Asche läge.

Das geschah am 30. Januar gottlob nicht, aber die Bombeneinschläge waren so nahe, daß wir den Luftdruck am Schwanken des Hauses deutlich verspürten. Der erste Weg nach vermeintlichem Ende des Bombenangriffes ist für mich immer aufs Dach. Zahlreiche neue Brände, vor allem in Richtung Wolfenbüttler Straße, Salzdahlumer, Frankfurter Straße waren aufgeflammt. Die Sorge um den Gerloffshof veranlaßte mich, noch vor der vollen Entwarnung mit Joachim hinauszufahren. 100 Meter vom Gerloffshof entfernt hatte es schwer hingehauen und unter anderem die Chemische Fabrik Eisenbüttel (früher Schenkel), die Versorgungsbetriebe etc. in Brand gesetzt und vernichtet. Auch etwa 100 Meter entfernt vom Löwenwall standen eine ganze Reihe Häuser in Flammen, am Ende der frü-



Brennende Speicher auf dem Gerloffshof, von der Bahnhofstraße/Fabrikstraße aus gesehen, 20.02.1944

heren Adolfstraße, in der Leisewitzstraße etc.

Doch das Leben – und hier die Freude über Helmut's Verlobung – forderte sein Recht. Und so haben wir denn dank Grothescher Güte ab 3.00 Uhr nachmittags sehr hübsch und gemütlich bis 7.00 Uhr getafelt und gefeiert.

Aber kaum zu Hause angekommen, war schon wieder Alarm, den wir hiernach natürlich als besonders lästig empfanden.

Was der 10. Februar an Leid, Sorge und Not brachte, ist von mir in einer besonderen Sachskizze festgehalten worden. Sie mag dahin ergänzt werden, daß der Mittagsangriff dieses Tages mit Kurs Süd – Südwest, Ost – Nordost quer über Braunschweig hinwegbrauste.

In der Bevölkerung verbreitete sich die Ansicht, daß der nächste Angriff am 15. Februar fällig sei. Die Vorhersage stimmte – wie gewöhnlich – nicht.

Aber der 20. Februar schlug unserer Stadt und insbesondere uns selbst neue schwere Wunden. Dieser Angriff hatte – klar erkennbar – dem Südwesten, Westen und Nordwesten der Stadt gegolten, vor allem dem Bahnhofsgelände und den großen Betrieben dieses Bezirkes.

Wieder war es Sonntag, wieder die Mittagszeit, wie so oft schon. Im Keller sitzend, tatenlos das An- und Abschwellen des Feuerzaubers erleben zu müssen, mit der zehrenden Sorge um alles das, was auf dem Spiele steht, ist für mich immer die quälendste Zeit. Und so auch am 20. Die deutlich vernehmbaren schweren Einschläge ließen nichts Gutes ahnen. Als ich aber, so frühzeitig wie möglich, vom Dache aus Ausschau hielt und nun etliche, allerdings schwere Brände sah, die ich mittels einer Karte anpeilte, war ich so beruhigt, daß ich das „Mittagsschläfchen“ nachzuholen bemüht war.

Zwischen 4.00 und 5.00 Uhr erfuhr ich dann aber – Joachim war schon lange hinausgefahren – daß der Gerloffshof, von 20 bis 30 Zentnerbomben getroffen, allerschwersten Schaden erlitten hatte.

Herr Former – Werkluftschutzleiter – holte mich im Auto ab. Der erste Eindruck war – von der Bahnhofstraße aus – so erschütternd, daß es nicht leicht war, zwischen all den in höchster

Aufregung herumstehenden Menschen die Fassung ganz zu behalten. Hier hatte es allerdings so konzentriert hingehauen wie wohl nur an wenigen Stellen der Stadt. Auf einem Raum von kaum 100 zu 100 m im Quadrat – nämlich um den Eingang zum Gerloffshof herum (von der Bahnhofstraße aus) waren nicht weniger als *fünf* der schweren Bomben niedergegangen, deren Trichter zehn bis zwölf Meter im Durchmesser und drei bis fünf Meter in der Tiefe maßen.

Unter solch gewaltiger Wirkung waren das Wohnhaus an der Straße, in dem sich unten die Geschäftsräume der Edeka, in der ersten Etage die Wohnung des Prokuristen Haude, im Dachgeschoß die Wohnung meines alten Kriegskameraden Volkmann befanden, das Kontorgebäude Gerloff & Co. sowie das Wohnhaus zur Rechten mit der „Waage“ ganz oder zum größten Teil zusammengebrochen. Ungeheure Trümmerhaufen kennzeichneten die Zerstörung.

Eine Einsatzkolonne war bereits bei der Arbeit, sich durch das Gewirr von Erdhaufen, Balken, Wänden und Steinen einen Zugang zum Keller zu bahnen, um nach dem vermißten Volkmann zu suchen. Am späteren Abend wurde seine Leiche gefunden. Er hatte, die Gefahr unterschätzend, nicht wie die anderen den im Garten angelegten Laufgraben aufgesucht, sondern sich mit zweien unserer Gefolgschaftsmitglieder⁵ draußen aufgehalten. Im allerletzten Augenblick waren letztere in den von mir unter dem Kontor gebauten Bunker gesprungen, während Herr Volkmann verschwunden war. Er war ins Haus geflüchtet, in dem er, noch bevor er den Keller erreichte, von den Massen des zusammenstürzenden Gebäudes erdrückt wurde. Eine Warnung für alle – ich gebe zu – auch für mich.

Ich bahnte mir einen Weg durch den Keller in das Innere des Kontors. Was hier das Auge sah, ist kaum zu schildern. Wände, Türen, Fenster und Einrichtungsgegenstände aller Art lagen hochgetürmt im wilden Chaos durcheinander. Die Decken hingen zerrissen herunter, der vordere Ausbau war vollständig eingedrückt.

Es hat sich gezeigt, daß die Saugkraft des luftleeren Raumes, der bei der Explosion der schweren Bomben entsteht, eine noch verächtendere Wirkung ausübt als die unmittelba-

re Treffwirkung der explodierenden Granaten. Das scheint wissenschaftlich ein noch unerforschtes Gebiet zu sein.

Das große Zuckerlager und die maschinelle Zuckerpackerei waren – fast wunderbarerweise – erhalten geblieben. Das Kontorgebäude hatte den Stoß aufgefangen.

Der Weg ging weiter nach der Frankfurter Straße zu, vorbei an den Gebäuden, die 1930/31 nach dem großen Brande neu errichtet waren. Auch sie sind im wesentlichen erhalten geblieben und damit gottlob auch Herm. Dancker.



Kontorgebäude des Gerloffshofes, 20. Februar 1944

Schwerer sind wieder die Werkstätten der Firma Staudt & Boockmann mitgenommen, gegen deren nördliche Front sich der ganze Druck einer schweren Sprengbombe richtete, die unmittelbar hinter der Grenze nach den Wilke-Werken zu (die übrigens auch sehr schwer gelitten haben) niedergelassen war.

Durch den Luftdruck ist *innerhalb* der Werkstätten der Fußboden hochgehoben worden. Eichene Schwellen eines Schienengleises, das längs unserer Grenze bei den Wilke-Werken verläuft, sind über das große F-Gebäude⁴ hinweg auf das Dach des Neubaus von 1931 geschleudert worden. Gleiches ist mit halben bis drei viertel Zentner schweren Steinen geschehen. So haben alle Dächer sämtlicher Gebäude des

Gerloffshofes schweren Schaden erlitten. Sie sind alle mit Geröll bis zu den schwersten Brocken übersät.

Weiter ging es dem Ausgang der Frankfurter Straße zu. Er ist vollständig durch einen gewaltigen Trichter versperrt, der sich zwischen den Häusern Frankfurter Straße 38 und 39 befindet, also dicht bei der ehemaligen Tankstelle. Der Luftdruck hat die Südostecke des Grundstückes Frankfurter Straße 38 hinweggerissen und den massiven Keller eingedrückt. Schwer beschädigt sind die umliegenden Gebäude, besonders auch

das 1933 zu Wohnungen ausgebaute Haus Frankfurter Straße 39, in dem unter anderem auch der alte Herr Osterburg wohnt.

Eine heile Fensterscheibe auf dem Gerloffshofe ist eine Seltenheit. Schätzungsweise dürften auf ihm wohl 700 bis 800 Fensterscheiben zerbrochen sein. 15 Familien des Gerloffshofes sind wohnungslos geworden.

So groß das Unglück ist, so verdient ein Umstand doch, als glücklich bezeichnet zu werden, nämlich, daß kein Feuer ausgebrochen ist. Wäre das geschehen, wäre das Unheil zu einer Katastrophe aller schlimmster Art geworden.

Große Sorge bereitete die Tatsache, daß auf oder am Gerloffshof noch drei Blindgänger gleichen Kalibers lagen. Einer davon ist – fraglos ein Zeitzünder – in der Nacht vom 21. auf den 22. hochgegangen. Schwerer Schaden ist dadurch beim Nachbar Severin entstanden, während uns die Trennungsmauer, die vollkommen weggerissen ist, horizontal noch leidlich Schutz geboten hat. Was hochgeschleudert wurde, fiel auf unsere Dächer nieder, neue Zerstörungen hervorruhend. Verheerend ist der Zustand unserer Gleis-

anlage. Drehscheibe und Einfahrt sind so nachhaltig zerstört, daß vorläufig keine Möglichkeiten der Instandsetzung vorhanden sind. Drei auf unserem Gleis stehende Güterwagen sind vollständig demoliert.

Angesichts der geschilderten Lage Entschlüsse zu fassen war und ist nicht leicht. Aber schon die erste Nacht gab mir meine Kraft dazu wieder. Ich suchte am 21. morgens sofort alle in Betracht kommenden leitenden Männer der Wehrmacht, der Stadt und der Polizei auf, Hilfe zu erbitten.

Zusammen mit einer Militärkolonne von etwa 35 Mann hat unser Personal, Männer, Frauen, Mädels in blauen Hosenanzügen, mit Schaufel und Hacke sich sofort in den Aufräumdienst gestellt. Nur wenige fehlten. So wird zugepackt, wie ich es in einem Aufruf an die Gefolgschaft gefordert hatte.

Abgesehen davon tauchen am laufenden Band schwerwiegende Fragen auf und Probleme, deren Lösung noch viel, viel Kopfzerbrechen verursachen wird. Alles kommt jetzt auf das Zunächstliegende an. Das richtig zu erkennen, ist das Entscheidende.

Das Fehlen von Wasser, Licht, Gas, Telefon, Kanal erschwert jede einzelne Maßnahme, die notwendig ist, sehr.

Der Betrieb Gerloff & Co. ruht noch, aber zur Wiederaufnahme der Arbeit haben wir uns vorläufig im Kontor der Firma Herm. Dancker eingeschoben. Der Betrieb wird in seinem Ablauf vollständig umgestellt werden müssen.

Zwei der großen Trichter an der Frankfurter Straße sind heute - 48 Stunden nach dem Angriff - bereits so weit zugeworfen, daß Fahrzeuge notdürftig wieder herein- und hinausfahren können. Der Eingang Bahnhofstraße wird noch für Monate gesperrt sein.

Von dem Gebäude A am Eingang von der Bahnhofstraße ragen noch Dachteile, Wände und Schornsteine in den Himmel, der völlige Zusammenbruch kann jeden Augenblick erfolgen.

Schlimm ist, daß am gleichen Tage auch der große Betrieb Noltemeyer, von dem wir den großen Bedarf von täglich 15000 Papiertüten bezogen, *vollkommen* vernichtet ist. Ob wir daher die Packerei überhaupt fortsetzen können, bleibt eine noch völlig ungeklärte Frage.



Zerstörte Waggons auf dem Abstellgleis, 20. Februar 1944

Daß der Gerloffshof – zwischen Reichsbahn, kriegswichtigen Rüstungsbetrieben (Wilke-Werke, Karges & Hammer, Luther-Werke) auf der einen, Flugplatz Broitzem auf der anderen Seite liegend – eine höchst gefährdete Lage hat, war mir seit langem klar, so daß es mich an sich nicht überraschen konnte, daß er nun in Mitleidenschaft gezogen wurde.



Zuckergroßhandlung Gerloff, Bahnhofstraße 16, 20. Februar 1944

Mut und Zuversicht auf bessere Zukunft sind ungebrochen, und ich hoffe, es noch zu erleben, daß der Gerloffshof in seinen zerstörten Teilen neu erstehen wird. Alle meine Kräfte gelten ihm, solange ein gütiges Geschick mir solche läßt.

Was der Angriff am 20. Februar sonst in Braunschweig zerstört hat, soll aus naheliegen-

den Gründen hier nicht erörtert werden. Von unseren Häusern ist Schöttlerstraße 13 noch schwer mitgenommen. Am 21. Februar richtete sich der Angriff gegen den Norden der Stadt. Schwer getroffen sind Querum, Kralenriede, Waggum und Bienrode.

Bericht 3:

Im Kampfe um Deutschlands Freiheit

Der Terrorangriff am Mittwoch, den 15.3.1944, auf Braunschweig – Die Folgen auf dem Gerloffshof

Einige Tage waren frei von Alarm; die Bevölkerung fing an, sich zu beruhigen. Die Wetterlage war allerdings so ungünstig, daß mir diese Ruhe schon voll verständlich war. Daß die Anglo-Amerikaner mit ihren Terrorangriffen etwa zurückhaltender, zahmer werden würden, konnte und kann kein vernünftiger Mensch glauben.

Vorgestern Abend saßen Margret und ich noch ein Stündchen gemütlich in Nr. 18 mit Karl und Elisabeth zusammen, die nach einigen Wiedersehenstagen heute früh 7.14 wieder nach Berlin zurückgefahren sind. Karl bemerkte am Schluss: „In Braunschweig geht es doch ruhiger zu als in Berlin.“

Nun, heute früh hätte er eine neue Kostprobe des Feindwillens erhalten können, Braunschweig schrittweise das Schicksal anderer Städte zu bereiten. Es war viertel elf. Ich saß an meinem Behelfstischchen im provisorischen Gemeinschaftsbüro bei Gerloff & Co., als das aufpeitschende Alarmsignal ertönte und alle Büroinsassen zur Sekunde elektrisierte. Panik ist zu viel gesagt, aber die Erinnerung an die vergangenen Angriffe sitzt allen noch zu tief in den Knochen. So strebt im Alarmfalle jeder und jede blitzschnell dorthin, wo er sich am sichersten glaubt. Ob er dabei immer richtig handelt, ist eine andere Frage.

Unruhe, Sorge oder Angst – je nach Art und Temperament der Menschen verschieden – hat z. Zt. überall ein gut Teil der Luftschutzanordnungen zunichte gemacht. Neue, den Verhältnissen besser angepaßte Anordnungen, werden hoffentlich in Kürze erlassen.

Der Gaubefehlsstand Hannover meldete im Radio, daß die Spitze der feindlichen Flugverbände von Peine aus Kurs auf Braunschweig genommen habe. Dann folgte auch bald ein wütendes Flakfeuer, durch das deutlich vernehmbar das etwas zischende Geräusch abgeworfener Bomben drang. Beim vorsichtigen Auslug war die Luft bereits von Brandgeruch erfüllt wahrnehmbar. Dann sah man am Himmel auch schon schwarze Qualmwolken im scharfen Zuge von Westen nach Osten ziehen.

Ich stieg aufs Dach, ringsum Feuerbrände, im Süden, Westen, Nordwesten und Norden. Ganz gefährlich sah es in Richtung Hagenmarkt aus, und dorthin eilte ich schnellstens, zu sehen, ob auch bei Grothes nichts passiert sei. Es war dort gerade noch gut gegangen. Ich rief *vergebens* Gerloff & Co. an. Das war das Signal für mich zum schnellsten Aufbruch per Rad dorthin. Feuer und Qualm sah ich schon von weitem. Man ist an Überraschungen, katastrophenartige Erlebnisse allmählich schon gewöhnt.

Der ganze Speicherblock H. J. O. – ca. 1900 qm groß – stand in hellen Flammen, mit erfreulichem Nachdruck von der Werksfeuerwehr der benachbarten Wilke-Werke bekämpft. Das 1942 gemeinsam erbaute, 200 Kubikmeter fassende Wasserbassin erfüllte hervorragend seinen Zweck. Man hatte mit Recht den Hauptwert auf die Sicherung des Speichers B (Kontor, Zuckerlager, maschinelle Packerei, Gemeinschaftsraum) gelegt. Die Flammen hatten, durch starken Wind dorthin getrieben, über die 14 m breite Mittelstraße hinüber auf der Nordseite des Speichers B bereits die Türen und Fenster, Dächer und Vorbauten erfaßt.

Daß es in letzter Minute gelungen ist, dieses Gebäude mit großen Zuckervorräten und wichtigen Einrichtungen zu retten, verdient ganz besondere Anerkennung.

Wüst sieht es hier nun wieder aus. Was in den letzten drei Wochen hier an Wiederinstandsetzungen erfolgte, ist wieder zerschlagen oder verbrannt. Aber schlimmeren Schaden hat noch das Wasser angerichtet, das gegen das Zuckerlager zur Rettung geschleudert wurde. Ein vollständiger Überblick fehlt noch. Die Speicher H. J. O. sind restlos verloren. Jetzt, drei Tage

noch nach dem Angriff, flammt das Feuer an verschiedenen Stellen immer wieder auf. So ist auch am 16. 3. die Feuerwehr mit zwei Schlauchleitungen noch den ganzen Tag beschäftigt. Wir selbst hatten in dem Speicherblock unseren Pferdestall, die Waage, mehrere Garagen, die Tischlerei, die Schauer für die Fuhrwerke u.a.m.

Das Gebäude H enthielt Wohnungen für Werksangehörige und Fremde (Lilie, Striepe, Sulovsky, Büttner, Schultze), ferner das Hauptlager der Edeka, ein großes Lager der Braunschweiger Blechwarenfabrik, ein Lager der Konservenfabrik A.W. Querner und schließlich das Öllager der Firma „Technika“ (Grosse).

Es müssen hochkonzentrierte und schwere Brandbomben gewesen sein, die hier niedergegangen sind. Eine wurde beim Aufschlag beobachtet, sie erzeugte eine 10 m hohe Stichflamme. Das Feuer griff derart schnell um sich, daß so gut wie nichts gerettet werden konnte. Unser Pferd war ebenso wie das der Edeka scheu geworden und ausgerückt. Beide sind wieder eingefangen. Unsere Lastkraftwagen waren unterwegs und sind so Gott sei Dank unversehrt geblieben.

Die städtische Feuerwehr hat erst gegen drei viertel zwei eingegriffen, die Gründe dafür müssen noch geprüft werden. Bei sofortigem Eingreifen hätte das dreistöckige H-Gebäude vermutlich gerettet werden können.

Die Vernichtung des genannten Speicherblockes wird das Bild des Gerloffshofes völlig verändern. Die Trümmer und Ruinen werden uns leider unabsehbare Zeit an diesen Tag, an diese aller menschlichen Vernunft und allem kulturellem Empfinden Hohn sprechende Kriegsführungsart erinnern.

Ich nehme auch dieses hin als einen Tribut, der im Kampfe um Deutschlands Freiheit und damit für die Zukunft der Kinder und der Firma gebracht werden muß.

Gewiß werden Gedanken darüber wach, wie viele Mühe und Arbeit während eines halben Jahrhunderts den Gebäuden gewidmet ist, die Feindeshand in wenigen Stunden in Schutt und Asche legte. Wie wir selbst sind auch sie erdgebunden und zeitbedingt. Zu gegebener Zeit



Schwelende Trümmer auf dem Gerloffshof nach dem Angriff vom 15.03.1944

Neues aus der Asche entstehen zu lassen, wird eine dankbare, ja reizvolle Aufgabe sein, die schon des Schweißes der Edlen wert ist. Kann ich sie nicht mehr erfüllen, dann eben meine Nachfahren, für die ja schließlich auch noch etwas zu tun übrig bleiben muß.

Die wertvollsten Gebäude des Gerloffshofes sind noch erhalten geblieben. Was vernichtet wurde, wäre in einer besseren Zeit sowieso ersatzbedürftig geworden. Vielleicht hat das Schicksal mir einen solcher Erkenntnis entspringenden Entschluß erleichtern wollen. Ich nehme das vor-

läufig an, denn etwas Gutes muß aus all dem Geschehenen doch schließlich entspringen.

Im übrigen fühle ich mich so lange vom Schicksal gesegnet, als mir die Kraft bleibt, an der Stätte, die zum Inhalt meines Lebens wurde, weiter zu wirken und zu schaffen.

Eine auffallende Erscheinung ist zu vermerken: daß nämlich nicht nur bei uns, sondern auch in zahlreichen anderen Fällen bei diesem Terrorangriff ganz die gleichen Ziele getroffen sind, wie beim letzten oder vorletzten feindlichen Bombenabwurf.

Bericht 4:

„Inaugenscheinnahme“

Die Terrorangriffe am 23. und 29. 3. 1944 auf Braunschweig

Es ist fast schon zu einem närrischen Spiel der Anglo-Amerikaner geworden, Braunschweig allwöchentlich etwa einmal einen Besuch abzustatten und dabei - gegen alle Regeln des Rechts und der Sitte, der Vernunft und des Anstandes - die Bevölkerung mit Bomben zu bewerfen.

Diesen Freundlichkeiten muß man sich zwar fügen. Aber man tut es mit geballter Faust und nimmt das Recht für sich in Anspruch, sich

diesen Gangstermanieren so weitgehend als möglich anzupassen. Die Beachtung und Ausnutzung der Erfahrungen zeitigt denn auch allerhand Erfolge, wenn auch jeder neue Angriff doch noch irgendwelche Überraschungen bringt.

Die Tageseinflüge in den Vormittagsstunden - so zwischen 10.00 und 13.00 Uhr - scheinen, besonders den Amerikanern, vermeintliche Vorteile zu bieten. Die Engländer bevorzugen die Nacht - wohl in der Annahme, sich in der Dunkelheit feindlichen Angriffen besser entziehen zu können. Nachdem sie aber in den letzten acht Tagen ihre Angriffe auf Berlin und Nürnberg mit dem hohen Preis von 112 bzw. 132 viermotori-

gen *Bombern* bezahlen mußten, wird ihr Mut zu nächtlichen Spazierfahrten ins deutsche Land doch vielleicht einen leisen Knacks erhalten haben.

Wie für die neuartige Bekämpfung feindlicher Panzer durch den ferngesteuerten „Goliath“, der nach seiner Größe eher „Zwerg“ heißen müßte, machen sich auch in der Luft die ersten Erfolge mit neuen Methoden und neuen Waffen, die jetzt und in der kommenden Zeit eingesetzt werden, vorteilhaft bemerkbar.

Es ist das *eins* der siegeszuversichtlich in die Zukunft weisenden Momente. Das sei nebenbei bemerkt. Der feindliche Angriff am 23.3. setzte bereits um 10.00 Uhr vormittags ein. Der Vollalarm zeitigte dasselbe, ja verstärkte Bild eiliger Flucht der Menschen auf den Straßen in die Schutzräume. Zeit bis zum Einsatz der Flak war genügend vorhanden. Aus den Nachrichten des „Gaubefehlsstandes Hannover“ erfuhr man frühzeitig, daß ein oder mehrere Verbände Richtung Braunschweig genommen hatten.

Plötzliches Einsetzen der Flak und schwerer, im Keller stark verspürbarer Bombenwurf fielen zeitlich ziemlich zusammen. Der Luftdruck kam deutlich aus östlicher Richtung.

Die alsbaldige Inaugenscheinnahme ergab, daß der Angriff vorzugsweise dem Bahnstrecken- teil von der Frankfurter Straße südlich Braunschweigs bis zum „Grünen Jäger“ geglitten hatte, insbesondere der gewaltigen, seit zehn Jahren im Bau befindlichen Eisenbahnbrücke über die Wolfenbüttler Straße. Diese Gegend ist denn auch in einer Weise mit Sprengbomben schwersten Kalibers *bepflastert* worden, wie es so konzentriert wohl noch an keiner Stelle Braunschweigs geschehen ist.

Schwer gelitten hat die Wolfenbüttler Straße von der Heinrich-Büssing-Straße (ab Höhe des Tennishauses). Viele Häuser sind da zerstört, auch die Büssing-Werke sind getroffen.

Aber um die große Brücke herum: auf der Wolfenbüttler Straße selbst, im östlichen Teil des Bürgerparkes, im Bereich des Straßenbahndepots, in der Gegend des ehemaligen Heinrichshafens bis 200 Meter an den Gerloffshof heran waren die Folgen der schweren Einschläge durch ver-

heerende Zerstörungen sichtbar. Und ähnlich sah es auf der anderen Seite der Bahn aus. Die Brücke selbst hatte zwei Volltreffer erhalten, die mehrere, über zwei Meter hohe eiserne Träger glatt durchschlagen hatten.

Unter dieser Brücke hatte sich ein Feuerwehruzug (ob freiwillig oder befehlsgemäß, weiß ich nicht) postiert. Die dazugehörigen Mannschaften fanden hier zum allergrößten Teil den Tod, darunter ein langjähriges Gefolgschaftsmitglied meiner Fa. Staudt & Boockmann, der 1939 zur Feuerwehr eingezogen, seitdem in der Woche doch stets an drei Tagen bei Staudt & Boockmann Dienst tun konnte. Er war als „Schweißer“ für uns unentbehrlich. An Ersatz wird trotz aller Bemühungen nicht zu denken sein.

Ähnliche Zerstörungen wie an der Wolfenbüttler Straße soll die Bahnstrecke nach dem „Grünen Jäger“ zu erlitten haben.

Das war am 23. 3. 44 – Täglich war seitdem Vor- oder Vollalarm, ohne daß Braunschweig etwas geschah.

So hoffte man, daß es auch am 29. „nicht so schlimm werden“ würde. Ich hatte zur Mittagszeit (1.00 Uhr) gerade den Eisenbahnübergang beim Gerloffshof zu Fuß passiert, als die Sirenen heulten. Ausnahmsweise war ich, des herrschenden heftigen Windes und meiner Erkältung wegen, die ich bei dem kalten, windigen Frühlingswetter dieses Jahres gar nicht loswerden kann, gerade diesen Tag ohne Rad. Dafür trug ich in der Aktentasche drei Flaschen Wein, die ich tags darauf nach Hoya (Weser) – unweit Bremen – mitnehmen wollte, allwo unser *ältester* Vertreter, Herr Karl Schulze, der seit 1882 mit unserer Firma zu tun hat, seinen 80. Geburtstag beging.

Abwechselnd im Schritt und Trab hoffte ich, den Löwenwall noch rechtzeitig zu erreichen. Aber schon in der Obergstraße setzte sehr starkes Flakfeuer ein, und deutlich erkennbar zog ein starker Verband gen Norden. Ich lief, was Herz und Puste hergeben wollten. An der Augusttorbrücke steigerte sich das Schießen zum Schnellfeuer. Ich überlegte, in einem der von drei Seiten in den Windmühlenberg getriebenen Stollen Schutz vor den Geschößsplittern unserer Flak

zu suchen, die bereits auf die Dächer der Umgebung schlugen. Die Sorge um das Haus aber trieb mich mit letztem Kraftaufwand weiter. Ich ärgerte mich, daß das doch nicht mehr in dem Tempo wie vor 20 Jahren ging.

Die Taschenlast mit den drei Flaschen hatte ich dabei zum Teufel gewünscht. Ich dachte schon daran, mich ihrer vorzeitig zu entledigen. Kein Mensch war mehr zu erblicken - zu meiner großen Überraschung aber sah ich dann plötzlich unser mit Maulkorb versehenes Pferd (Hengst) einsam und allein an einer Feldbahn angebunden, mittels derer Erde aus dem Windmühlenberg geschafft wird. Unser Wagen stand abseits auf der Straße, während der Kutscher, wie sich später ergab, sich im Windmühlenberg, in dessen Nähe er zufällig war, ein Plätzchen gesichert hatte. Der Ausbau ist, das sei am Rande vermerkt, schon so weit fortgeschritten, daß er für 400 Personen Schutz und Sicherheit bietet. Ich schlage vor, im Frieden einmal ein „Aquarium“ dort hineinzubauen.

Haus und Hof erreichte ich mit Mühe und Not – zwar unversehrt, aber doch so außer Atem, daß ich fast eine halbe Stunde kein Wort reden konnte. *Demzufolge*: Von heute ab wird das Rad mein ständiger Begleiter zum Gerloffshof sein.

In dem Augenblick, da ich daheim war, fielen die Bomben, Gott sei Dank nicht in unserer Gegend. Die feindlichen Verbände hatten – wie später festgestellt wurde – Braunschweig von Süden nach Norden überflogen; dort kehrtegemacht und dann (wahrscheinlich, um zum Bombenabwurf *mit* dem starken Nordwestwind zu fliegen) von Querum, Kralenriede, Lehdorf *aus* den Westteil Braunschweigs zum Ziel genommen. Es endete an der Frankfurter Straße, die mit Nebenstraßen – bis auf 200 Meter an den Gerloffshof heran – wieder ihr Teil abbekommen hat.

Schwere Schäden erlitten durch Spreng- und Brandbomben Völkenrode und Querum, die Siedlung Lehdorf (hier sollen allein 1500 Menschen obdachlos geworden sein); die Gegend um die Celler Straße (beim Landeskrankenhaus), um den Petritorwall herum und dann leider auch die Altstadt: Altstadtmarkt, Brabantstraße, Garküche und Steinstraße. So sind zwei der charakteristischen alten Häuser der Südfront des Altstadtmarktes vernichtet, wobei auch das *Gewandhaus* beschädigt wurde. Völlig zerstört ist die Deutsche Bank (Ecke Brabantstraße und Garküche), wodurch auch die Wirtschaftskammer in Mitleidenschaft gezogen wurde.

Eine Sprengbombe hat die *Mitte* der Steinstraße getroffen, wodurch gleichermaßen unser Haus Steinstraße 2 wie das Landratsgebäude recht fühlbare Wunden davongetragen haben. Die vier Meter hohen Fenster der Front unseres Hauses sind durchweg herausgerissen, und gleiches erfuhren die Innentüren. Auf der linken Hälfte des Daches sind auch die schweren Dachbalken verworfen. Ein Überblick über den Gesamtschaden dieses Hauses fehlt noch.

Irgendwie scheinen wir immer zu den „Geschädigten“ zu gehören. Wie bei der Vielzahl der Schäden diese im einzelnen festgestellt werden und zwecks Schadensanmeldung formularmäßig verarbeitet werden sollen, ist mir vorläufig noch schleierhaft.

Es dürfte die Arbeitskraft eines versierten Mannes für Monate in Anspruch nehmen. Gründliches Studium nicht nur der Schäden als solcher, sondern gleichermaßen auch der Kriegsschädengesetze, Verordnungen und Ausführungsbestimmungen ist dazu nötig.

An Arbeit wird es also nicht fehlen.

Bericht 5:

Grausige Ostern

Der Terrorangriff am 8.4.1944 auf Braunschweig

Ostersonnabend, die Uhr zeigt 20 Minuten vor 1.00 Uhr mittags und damit eine Zeit an, in der schon alles – in den Betrieben wie zu Hause – sich auf die österliche Ausspannung einzustellen begonnen hatte, erwartend, oder doch hoffend, daß der Feind sie nicht stören werde.

Wenn es nur bei „Vorsichtsalarmen“ bleiben würde, wollte man das – kriegsbedingt – schon mit in Kauf nehmen. Aber durch das, was im Anschluß an das Sirenengeheul dann geschah, ist in einer kurzen Stunde die ersehnte Ruhe in Braunschweig in Not und Sorge, Leid und Schmerz verwandelt worden.

Es kann vorweg gesagt werden, es folgte der bisher schwerste Angriff auf die südlichen und nordwestlichen Stadtteile, also auf die, die schon wiederholt das Ziel der Feindbomber gewesen sind.

Die „alte Stadt“ ist ziemlich verschont geblieben, vereinzelte Bomben trafen zwar auch den Kern, so den Burgplatz - Dom und Burg wurden beschädigt. Auch der Bohlweg und einige andere Straßen sind wieder getroffen. Der Angriff auf das „Industrie-Viertel“ im Gebiet, das von der Wolfenbüttler Straße (Büssing) über die großen Gleisanlagen, die zum Hauptbahnhof führen, von der Bahnhof- und Frankfurter Straße, der Sophien- und Broitzemer Straße eingeschlossen wird und auch ein großes Wohnviertel darstellt, aber war von einer Konzentration, die alles Bisherige in den Schatten stellt.

Der gleichzeitige Angriff auf das Industriegebiet um Braunschweig-Querum hat – scheinbar – so durchschlagende Wirkung nicht gehabt.

Die Nachrichten der Gaubefehlsstelle – während des Alarms – ließen in keiner Weise einen Angriff auf Braunschweig erkennen. Es wurde eigentlich immer nur von Durchflügen starker Verbände durch das nördliche Gaugebiet gesprochen, und die letzte Meldung vor dem ersten Bombenwurf lautete dahin, daß die Spitze der west-ostwärts fliegenden Verbände Stendal erreicht habe. Da glaubten wohl viele, daß die-

ses Mal alles gnädig an uns vorübergehen würde, bis wir – wenige Minuten später – durch starke Erschütterungen im Keller bemerkbar, eines anderen belehrt wurden.

Die neue Taktik der Feindverbände hat es offensichtlich sehr gut verstanden, der Luftabwehrleitung durch Kreuz- und Querflüge Richtung und Ziel des Angriffs zu verschleiern.

Es handelte sich dieses Mal um zwei Angriffe, die zeitlich etwa zehn bis fünfzehn Minuten auseinanderlagen. Anscheinend ist der eine von Osten nach Westen, der andere (schwerere) von Norden nach Süden erfolgt.

An vielen Stellen hatte man nach dem ersten Angriff, dem vollkommene Ruhe folgte, gedacht, daß die Gefahr vorüber sei. Vielerorts hatte man sich aus den Luftschutzkellern gewagt, mindestens, um Haus und Hof nach Schäden abzutasten.

Das ist vielen Menschen zum Verhängnis geworden. So auch dem Inhaber der großen Luther-Werke, Präsident Stephan Luther, der seiner von einem zweimonatigen Aufenthalt im Sanatorium zurückgekehrten Frau sein großes Zweigwerk in Bienrode (nördlich Braunschweig) zeigen wollte. Dicht vor dem Werk hörte er von dem Einflug großer Verbände und brachte deshalb seine Frau in den Bunker bei Rühme, während er selbst den ersten Angriff in seinem Zweigwerk erlebte.

In der Annahme, die Gefahr sei vorüber, setzte er sich spontan in einen betriebseigenen Sanitätswagen, um damit nach den dem Gerloffshof gegenüberliegenden Lutherwerken (Frankfurter Straße) zu fahren, allwo allerhand passiert sein sollte. Noch auf der Landstraße zwischen Bienrode und Braunschweig befindlich, erfolgte der 2. Angriff, der sich auch gegen die dortige Gegend richtete. Im Streukegel einer einschlagenden Granate wurde das Auto erfaßt und wie ein Sieb durchlöchert. Herr Luther wurde dabei an Kopf und Brust, vor allem aber am linken Arm, *schwer* verwundet. Da durch die Umstände schnelle Hilfe versagt blieb, erlitt er sehr schweren Blutverlust. Zwei Stunden vergingen, bis er auf den Operationstisch im Landeskrankenhaus verbracht worden war, auf dem er dann vier Stunden lang (bis acht Uhr abends) einer auf

Leben und Tod gehenden Behandlung durch Professor Harms unterzogen wurde. Durch zwei Bluttransfusionen ist versucht worden, sein Leben zu retten. Der Zustand ist – ich war heute, 10.4. vormittags, bei seiner Frau – noch so ernst, daß die Hoffnung, das Äußerste abzuwenden, nicht groß ist.

Mich hat das Geschehen – angesichts der jahrelangen engen freundschaftlichen Verbundenheit mit ihm und seiner Frau – tief erschüttert.

Auch von uns waren verschiedene, jedenfalls Charlotte und sogar Margret, leichtsinnigerweise nach oben gegangen, Charlotte sogar bis aufs Dach, wo sie den neuen Anflug feststellte und dann schleunigst herunterkam.

Der Ausguck vom Dach nach dem zwei. Angriff zeigte die Gegend des Gerloffshofes in dichte Rauch- und Staubwolken gehüllt. Fernsprechverbindung versagte – Joachim und ich fuhren deshalb sofort los.

Schon beim Bahnhof in Höhe von Kaffee Börner war kein Durchkommen mehr. Ein Dutzend schwerster Sprengbomben hatten hier den westlichen Bahnhofsvorplatz bis zum Adolf-Hitler-Platz völlig aufgewühlt. Die schöne alte Säulenrotunde mit dem von Sternbildern gezielten blauen Kuppeldach, die anschließende Gepäckabfertigung, die Bahnhofspost und andere Anlagen waren zusammengestürzt. Die große Bahnhofshalle als solche steht zwar, aber die Westwand ist teilweise zusammengebrochen.

Auf Umwegen – über Sonnenstraße, Goslarsche Straße – gelangten wir bis zum neuen Arbeitsamt am Cyriaksring. Dann aber war Schluß, denn schon hier waren Trichter an Trichter, und aus der Richtung der Frankfurter Straße schlugen uns Rauchwolken von größtem Ausmaß entgegen, Rauchwolken, die ohne Schützer für Mund und Nase schwer zu durchschreiten waren. Überall auf dem Wege bis zum Gerloffshof sah man aufgeregte und weinende Menschen, die über die ungeheuren Geröllmassen und über tiefe Trichter hinweg ihre letzte Habe zu retten suchten, eingesetzte Helfertrupps, die Verwundeten und Kranken halfen, dazwischen Feuerwehr, die nach allen Seiten das Feuer zu bekämpfen bemüht war.

Was flüchtenden Schrittes das Auge sah, ließ erkennen, daß dieses Mal vom Feinde ganze Arbeit geleistet worden war. Und was an Werken in diesem Bezirk liegt – ich nenne nur die Luther-Werke, das Marine-Werk, Karges-Hammer, Braunschweigische Maschinenfabrik, Braunschw. Blechwarenwerk, Wilke-Werke, Zucker-Raffinerie u.a.m. – sie alle brannten oder boten ein Bild wilder Zerstörung.

Daß es auf dem Gerloffshofe nicht anders aussehen würde, war mir klar. Die Wirklichkeit aber überstieg leider doch meine Befürchtungen.

Dieses Mal ist die Vorderfront von Frankfurter Straße 38 (das letzte Mal die Rückseite) durch eine unmittelbar vor dem Hause niedergegangene Sprengbombe völlig zerfleddert. Damit ist das ganze Haus mit zehn Familien – vorläufig jedenfalls – unbewohnbar geworden.

Die dreistöckigen Fachwerk-Speicher E I und II, deren Erdgeschoßläger die Firmen Vater & Sohn und Fa. Böhler Nachfolger, deren I. und II. Stock die Wehrmacht (Heeresverpflegungsamt) innehatten, standen in Flammen. In diesem Speicher hatte die Wehrmacht etwa 1000 Zentner *gepreßte* Futterwürfel liegen, die dem Feuer immer neue Nahrung verließen.

Das hohe Gebäude war nach der Gleisstraße zu zusammengestürzt und hatte hier eine fünf bis sechs Meter hohe Barriere aus Balken, Brettern, Steinen, Dachteilen usw. geschaffen, die unüberwindlich war. Die Feuerwehr war bei meinem Eintreffen mit drei bis vier Schlauchleitungen eifrig am Löschen.

Gleicherweise war der längs der Front von Staudt & Boockmann verlaufende Weg völlig versperrt. Hier war die Nordwestecke des 1931 neuerrichteten F-Gebäudes, in der sich die Fa. Staudt & Boockmann befindet, von zwei großen Sprengbomben getroffen, die die schweren Betondecken auseinandergerissen und die starken Außenwände auf der West- und Nordseite zerrissen und durcheinandergeworfen hatten. Die gewaltigen Steinmassen versperrten zwei m hoch den vorbezeichneten Weg, während im Innern die Abteilung, in der die Fertigfabrikate standen (vorzugsweise Blanchiermaschinen für die Konservenindustrie), in der sich auch das wertvolle Kleinmaterial-Lager befand, unübersehbar

mit Steinmassen und Gerüst-Eisenträgern verschüttet war. Gebrannt hat es hier nicht.

Ich arbeitete mich über das hier befindliche Durcheinander in Richtung der Bahnhofstraße mühsam hinweg. Schwer bedroht war der große, 1931 neu erbaute D-Speicher, gegen dessen Südwand ein riesiges Feuer vom Nachbarn (Severin und Wunderlich) her loderte.

In hellen Flammen stand auch das von der Zerstörung am 20.2. noch unverändert liegende Balken- und Brettergewirr des ehemaligen Wohnhauses A an der Bahnhofstraße. Angesichts des starken Ostwindes war wieder das Zuckerlager höchst gefährdet. Ein frühzeitig von der Wehrmachtskommandantur erschienener Offizier hatte sofort noch einen Wehrmachtslöschzug beordert, der half, alle drei großen Brände auf ihren Herd zu beschränken.

Der Gerloffshof hatte bei dem Angriff wiederum im Zentrum einer ganzen Serie schwerer Sprengbomben gelegen. Jede einzelne von ihnen hat sich auch auf dem Gerloffshof ausgewirkt. Wieder sind Tausende von Scheiben zerbrochen, Fensterflügel und Türen herausgerissen, wieder sind die Dächer an Hunderten von Stellen durchlöchert und so mehr oder minder stark beschädigt. Übersät mit Schutt und schweren Stein- und Eisenbrocken lässt sich das Ausmaß der Schäden noch gar nicht übersehen. Unter anderem sind Hunderte von schweren Eisenblechtafeln, die die Wilke-Werke verarbeiteten, bis auf unsere Dächer, ja bis in die Speicher geschleudert worden.

So sah es denn noch viel wirrer und wüster auf dem Gerloffshofe aus als nach früheren Terrorangriffen!

Bis zum Abend blieb ich mit Herrn For-

mer draußen. Mit Unterstützung zwischenzeitlich eintreffender Abgeordneter des Polizeipräsidenten, der SS und der Wehrmacht konnte erreicht werden, die Zusage zum Einsatz von Militär zu erhalten. Die erste Militärkolonne erschien am Ostersonntag 8.00 Uhr vormittags in Stärke von 30 Mann, auch heute, Osterdienstag, ist sie zu je zehnstündiger Arbeit angetreten. Es galt zunächst, die Hauptwege so weit freizumachen, daß sie wieder befahrbar waren.

Das ist bei der mittleren Gleisstraße schon gelungen, trotz der Alarme, die Ostersonntag mittag und heute (Osterdienstag) ab 10.00 Uhr

vormittags wieder alles in die Keller zwangen.

Am Ostersonntag mittag versuchte ich, zusammen mit Herrn Former und Herrn Boockmann, mit unserem Luftschutz-Personenwagen nach dem Vollalarm

noch nach Hause zu kommen. Das erwies sich als schwieriges Beginnen, denn wegen Blindgängerfahr waren inzwischen eigentlich alle Wege hierher gesperrt. Über Eisenbüttel, wo sich auch Trichter an Trichter befindet, ist es dann, eine Sperre umfahrend, noch gelungen.

Leider ist mir nun auch mein ständiger Weg durch den Bürgerpark über die Holzbrücke am Schwarzen Weg versperrt. Die Brücke ist vollständig vernichtet. Hier muß eine ganze Serie von Sprengbomben niedergegangen sein, die auch die Ufer der Oker völlig zerrissen und der Oker eine teichartige Ausweitung gegeben haben.

Das Personal ist heute früh (Osterdienstag) etwa zu zwei Drittel zur Arbeit erschienen – ein Drittel hat selbst zu Hause so viel Schäden erlitten, daß es wohl einige Tage fehlen wird. Alle Betriebe des Gerloffshofes ruhen, das heißt, was



Zusammengebrochene Dachkonstruktion eines Speichers auf dem Gerloffshof, dahinter die Wilke-Werke, 08. April 1944

an Kräften da ist, muß zunächst helfen, soweit es überhaupt möglich sein wird, in etwas Ordnung zu schaffen. Zerstört ist wieder die Wasserleitung, die Gas- und Lichtleitung, die elektrische Kraftzufuhr (schon deshalb stehen alle Maschinen still), das Telefon.

Die heute früh von mir vorgenommene Einzelbesichtigung ergibt leider einige schwere Schäden, die erst jetzt erkennbar sind. So sind etliche schwere Steinmauern aus dem Lot geraten; ob Einsturzgefahr gegeben ist, muß noch sachverständig untersucht werden.

Das Zuckerlager und die maschinelle Pakerei haben zwar allerhand Wunden davongetragen, sind aber doch erhalten. Das Gleiche kann von Herm. Dancker gesagt werden. Jedoch sind hier mehrere Wände ganz oder teilweise eingedrückt, so daß allerhand Maßnahmen notwendig sind, die Schäden, auch an den Waren, wenigstens *behelfsmäßig* zu beseitigen.

Ostermontag setzte längerer, heftiger Regen ein. Es ist mit das Schlimmste, daß es kein heiles Dach mehr gibt, daß überall die Nässe durch die Dächer und Böden bis in die Parterreräume dringt. Wie in dieser und manch anderer Hinsicht Abhilfe geschaffen werden soll und kann, ist mir zurzeit noch völlig unklar.

Dabei spielt eine wichtige Rolle die Frage, ob mit weiteren Angriffen auf den *Südstadt-Bezirk*, in dem der Gerloffshof liegt, gerechnet werden muß. Viele sind der Meinung, daß die Zerstörung der *kriegswichtigen* Ziele, der Rüstungswirtschaft dieses Bezirks, eine so vollkommene sei, daß damit die Feindseite ihren Zweck als erreicht betrachtet. Zur eigenen Beurteilung reicht dazu meine Kenntnis heute noch nicht aus.

Die Frage ist für mich auch nicht von entscheidender Bedeutung, weil selbstverständlich wiederum alle Gedanken und Maßnahmen nur darauf gerichtet sein können, die Betriebe – auch

Staudt & Boockmann – wieder flott zu machen. Im „Raum“ werden wir uns überall beschränken müssen.

Da die Schöttlerstraße auch in dem eingangs umrissenen Bezirk liegt, sind leider auch an unseren dort befindlichen Häusern allerhand Schäden entstanden. Die Dachstühle, zum Teil auch die oberen Wohnungen aller fünf dort befindlichen Grundstücke der B.L.G., haben gebrannt. Die Hausgemeinschaften haben aber anscheinend außerordentlich tatkräftig zugepackt.

Über das Ausmaß der Schäden habe ich mich im einzelnen noch nicht orientieren können. Das und vieles, vieles andere harret noch der Besichtigung, Prüfung und Verfolgung.

Mein Antrag, mir Herrn Haude, der seit 1939 als Oberzahlmeister eingezogen ist, zur Unterstützung bei den Schadensfeststellungen, die nunmehr ein außerordentliches Ausmaß annehmen werden, und für alle sonst zur Behebung der Schäden notwendigen Maßnahmen zur Verfügung zu stellen, ist von der Militärverwaltung abgelehnt worden. Ich begnüge mich nicht damit und werde mich, da ich sonst niemanden dafür habe, nunmehr an die höchsten vorgesetzten Dienststellen wenden. Ob es Erfolg hat, muß abgewartet werden.

Alarme bei Tag und bei Nacht sind zu regelmäßigen, fast schon gewohnheitsmäßigen Begleiterscheinungen des Lebens geworden.

Unser lieber Ostergast, Anny Gerhard, von den Kindern „Oma Ratzeburg“ genannt, hat den schweren Angriff am 8. 4. 44 und manche „Sitzung“ im Keller miterlebt, gestern mit erfrischend freundlicher Anteilnahme den Gerloffshof besichtigt. Wie gern hätten wir ihr „schönere Tage“ in Braunschweig gewünscht. Auch das muß, wie so vieles andere, einer besseren Friedenszeit vorbehalten bleiben.

Bericht 6:

„Das Haus, meine Burg“

Der Angriff in der Nacht vom 22./23.4.1944 und der Tagesangriff am 26.4.1944 auf Braunschweig

Die Schreckensnacht vom 22. zum 23.4. wird uns allen, die sie miterlebten, wohl lange, wenn nicht für immer, lebendig vor Augen stehen. Genau zwei Wochen waren damit seit jenem Ostersonnabend-Angriff vergangen, der dem Südwesten Braunschweigs mit seinem Industrieviertel, und in ihm dem Gerloffshof, so schwere Wunden geschlagen hatte.

Bisher hatten wir schwerere Angriffe nur bei Tage kennengelernt, die wenigstens gestatteten, nach jedem feindlichem Sturm sich schnell über die Lage und insbesondere über die Brennpunkte zu orientieren, die „Sofortmaßnahmen“ wünschenswert machten.

Die Erschwernisse, in der Nacht zu „handeln“, haben wir gründlich kennengelernt, und es sind uns neue Erfahrungen gelehrt, die zu kennen für zukünftige Fälle schon nützlich ist. So wird jeder Terrorangriff zum „Lehrmeister“ für den nächsten. Man könnte und müßte ja noch viel mehr tun, wenn genügend Mittel, Kraft und Zeit hierzu zur Verfügung ständen. Wenn allerdings Explosiv- und Durchschlagskraft der Bomben weiter zunehmen, bleibt schließlich nur der öffentliche Bunker für den Schutz des Lebens übrig.

Das Haus, „meine Burg“, aber zu verlassen, ist für mich ein Gedanke, der mir – vorläufig – höchst unsympathisch ist. Nachalarme haben wir schon oft gehabt, die vor allem die zahlreichen feindlichen Flüge nach Osten – nach Berlin – ausgelöst hatten.

Die jetzige Taktik der Feindeinflüge ergibt – leider – kein klares Bild der Richtung mehr. Der stete Wechsel der Flugrichtungen der Verbände und die gleichzeitige Überschwemmung weiter Räume mit ständig ihren Kurs wechselnden Begleitmaschinen hält alle in diesen Gebieten in Atem und wachsender Spannung. Man nimmt für alle Fälle auf dem Erdboden „Platz“.

So war auch die Situation, als wir in der Nacht vom 22. zum 23.4. kurz nach 1.00 Uhr

uns im Keller versammelt hatten.

„Nachher“ wußte man, daß der Angriff speziell Braunschweig gegolten hatte. Unter anderem hat Herr Boockmann, der in der nördlichen Vorstadt wohnt, beobachtet, daß die Engländer in zwei – etwa 1 km auseinanderliegenden – langen Reihen, etwa über dem Stadtzentrum, Hunderte von Leuchtraketen gesetzt hatten, die vom Winde in südöstlicher Richtung abgetrieben wurden. Sie befanden sich über dem ost-südöstlichen Stadtgebiet, als etwa fünf bis zehn Minuten später die Bombenwürfe erfolgten.

Der eigentliche Angriff hat dieses Mal die lange Zeit von 35 Minuten gedauert. So lange erleuchteten die Raketen auch taghell das Angriffsobjekt.

Es kann strittig sein, ob die Abtreibung der Leuchtraketen in bezug auf das Ziel planmäßig einkalkuliert war. Ich neige zu der Ansicht. Es scheint mir auch so, als ob die Angriffsrichtung von den schweren Bombern so gewählt wird, daß sie dabei gegen den Wind fliegen.

Im vorliegenden Falle sind die feindlichen Verbände im Anflug zunächst nördlich und südlich an Braunschweig vorbeigeflogen, um sich in der ungefähren Gegend Halberstadt-Jerxheim zu sammeln und dann von dort aus den Anflug zum Angriff und Bombenabwurf zu beginnen. So berichtete mir der Direktor der Zuckerfabrik Watenstedt bei Jerxheim auf Grund eigener Beobachtungen.

Diese und andere Tatsachen lassen deutlich erkennen, daß auch der Gegner für den Einsatz seiner Luftwaffe eine planvolle, der Waffe eigene Taktik entwickelt hat, zu deren Anwendung eine straffe und sichere Führung der Verbände Voraussetzung ist.

Beharkt ist vom Feinde in jener Nacht das Gebiet, das ungefähr vom Nordrand des Lechlumer Holzes – Mascherode, von der Wolfenbüttler Straße, Löwenwall, Husarenstraße, Herzogin-Elisabeth-Straße (diese Straßen eingeschlossen) – Rautheim gebildet wird.

Es war gegen drei viertel zwei nachts, als die ersten Bomben fielen, die auch Erschütterungen meines Hauses hervorriefen. Dann sausten Bomben nieder, durch die unser ganzes Haus

ins Schwanken geriet. Es folgte Schlag auf Schlag, und wir spürten nur zu deutlich, daß über uns oder um uns herum Schlimmes passiert sein müsse. Unsere nach draußen führende Kellertreppe war aufgerissen! In kurzen Pausen wagten wir uns die unterste Kellertreppe hinauf. Schon dort sah es böse aus, ich war daher für „oben“ auf alles gefaßt. Wenn es dort nur nicht brennt, das war mein einziger Gedanke.

Gegen halb drei – die Flak feuerte nicht mehr allzu stark – gingen einzelne mit mir nach oben. Schon im Halbdunkel bot sich uns ein Bild der Verwüstung dar, der Sprung bis zum Boden gab mir wenigstens die beruhigende Gewissheit, daß das Haus noch stand.

*Hat zwar das Dunkel gnädig und noch
mild das Grauen dieser Schreckensnacht
verhüllt,*

so war doch erkennbar, daß in allen Räumen ein unübersehbares Durcheinander herrschte. Keine Tür, kein Schrank, kein Tisch oder Stuhl und was sonst die Zimmer bargen, schien den zerstörenden Preß- und Saugluftströmen niedergegangener Minen und Sprengbomben standgehalten zu haben.

Doch meine Sorge trieb mich nach Nr. 18 zu den Schwestern. In den Garten tretend bot sich mir ein unvergeßliches Bild dar. Erleichtert stellte ich zwar fest, daß von Nr. 18 her kein Feuerschein zu sehen war, aber uns gegenüber reihte sich perlenschnurartig Brand an Brand. Das Eckhaus Löwenwall-Steintorwall, daneben das Buchlersche Haus, weiter das Kaffeehaus Löwenwall standen in hellen Flammen und dahinter schien die ganze Wilhelm-Friedrich-Löper-Straße, früher Adolfstraße, fast lückenlos zu brennen.

Daß auch der Schwestern Haus schwer angeschlagen war, sah ich, ohne zunächst Einzelheiten erkennen zu können. Fensterläden, Fenster, Türen, Balken, Bretter, Steine lagen überall um das Haus herum.

Ich holte die Schwestern aus dem *Notausgang* und zeigte ihnen das riesige Feuermeer, das für sie bestimmt etwas *Erstmaliges* war, dessen Anblick sie denn auch tief erschütterte. Aber ich beruhigte sie dann mit dem Hinweis: „Euer Haus

hat gelitten, aber es steht und brennt nicht.“ Ich eilte in mein Haus zurück, um hier erste Hilfsmaßnahmen einzuleiten, während die Schwestern, da oben im Hause jede Aufenthaltsmöglichkeit fehlte, in ihren Keller zurückgingen.

Noch beim Abgehen aller Räume, Treppen, Böden meines Hauses begriffen, kam – es war wohl gegen drei viertel drei nachts – atemlos unsere Hausgehilfin Hilde zu mir mit dem Rufe: „Das Haus der Fräulein Gerloff brennt!“ Joachim, der bei einem erneuten Rundgang das Feuer entdeckt hatte, empfing mich dort.

Das Haus der Schwestern hielt ich nach dem, was ich sah, für „verloren“. Das vordere Parterre-Zimmer stand vom Fußboden bis zur Decke in Flammen. Ja, die Flammen schlugen aus den völlig offenen zwei Fenstern bereits weit heraus, bis an das obere Stockwerk heran.

Keine Feuerwehr, keine Hilfe war zu sehen. Die ersten drei bis vier Eimer Wasser schleuderte ich durch die Fenster neben der Eingangstür in den brennenden Raum.

Inzwischen waren auch Margot, Margret, unsere Hausgehilfinnen Hilde und Alice zur Stelle. Alle bildeten zu dem von mir vor Jahren im Obergarten angelegten Wasserrosen- und Fischteich eine Kette, durch die Eimer auf Eimer Wasser herangebracht wurde. Ich rief, wie Joachim erzählt: „Wir schaffen’s!“ Minuten waren entscheidend. Aber vom Fenster aus war eine weitere Bekämpfung des Feuers *nicht* möglich. Hauseingang und Flur schienen durch herausgerissene Türen und Fenster, durch umgestürzte Flurgarderobe und Gerätschaften rettungslos verstopft.

Mit einer Taschenlaterne, die mir leuchtete, in der einen, einem Eimer Wasser in der anderen Hand, kroch ich buchstäblich auf allen Vieren ins innere Haus und gelangte so an das von Feuer völlig erfüllte Zimmer.

Die ersten drei Eimer Wasser, die mir unter den Türtrümmern durchgereicht wurden, dämpften schon etwas des Feuers Glut. Dann stand plötzlich ein SA-Mann neben mir und kurz darauf auch unsere Hausgehilfin Hilde, die eine Handspritze brachte. Nun beschleunigte sich das Tempo der Wasserzufuhr. Ich machte mich des-

halb daran, im Flur und Eingang freie Bahn zu schaffen. Dabei mußte schon Gewalt und Kraft angewendet werden. Der SA-Mann hat mir ganz famos geholfen, das Feuer zu löschen, das durch viele leicht brennbare Sachen (Betten, Chaise, Polstermöbel etc.) reichlich Nahrung hatte. Ich fahnde noch nach dem Namen dieses SA-Mannes, um ihm den wohlverdienten Dank zu spenden.

Noch während mit weiterem Wasser das immer wieder versteckt aufkeimende Feuer erstickt wurde, hieß es: *Die Außenwand zwischen der unteren und der oberen Etage brennt!* Das sah sehr gefährlich aus. Dicker weißer Qualm drang durch die Blechplatten, mit denen die Südfront behängt ist.

Ich rief: „Leitern holen!“, da mit Handspritzen hier nichts zu machen war. Zwei Leitern erwiesen sich als zu klein; erst meine hohe Hausleiter aus dem Untergarten mußte angelegt werden. Aus den vielen Menschen, die nun vom Garten und von der Straße aus die Sache betrachteten, holte ich mir einen Mann, der mit einer Axt Blechtafeln herunterschlagen sollte. Das erwies sich als sehr schwierig und länger dauernd, als ich erhoffte. Dann ging ich selbst auf die Leiter und ließ mir Eimer auf Eimer heraufreichen, um das Wasser gegen und in die Holzverschalungen zu schleudern.

Das war wohl der Augenblick, wo die Schwestern auf dem Plan erschienen, die bis dahin ahnungslos im Keller gewesen waren, um für alle Fälle ihre dortige Habe zu bergen.

Inzwischen hatten sich auch zwei Mann auf dem oberen Balkon postiert, von wo aus – Lisa pumpend – mit einer Handspritze die Gefahrenstelle bespritzt wurde.

Nach angestrengtester Tätigkeit – es war inzwischen wohl fast 4.00 Uhr geworden – mußte ich feststellen, daß das Feuer auch das hinter der Holzverschalung liegende Fachwerk ergriffen hatte. Äxte her! Und nun schlug mir ein unbekannt gebliebener Mann mit kräftigen Schlägen die ersten Verschalungen heraus. Dann stieg ich wieder die Leiter hinauf, und erst nach weiterem fünf-viertelstündigen Begießen und Bespritzen war alle Gefahr beseitigt. Dann allerdings waren unser aller Kräfte auch ziemlich erschöpft. Das

Haus aber vor dem Untergang gerettet zu haben, wird für uns alle eine beglückende Erinnerung sein! Neben anderen erkannte auch der Ortsgruppenführer den Erfolg der Löschung aus eigener Kraft besonders an.

Der erst nach der Entwarnung entstandene schwere Brand ist, da eine Brandbombe auch in der Nähe nicht eingeschlagen ist, nur so zu erklären, daß ein glühendes Eisenstückchen der Luftmine dort eingeschlagen ist und leicht brennbare Sachen langsam entzündet hat. Darauf deutet auch die Tatsache hin, daß der Behang der Südfront von solchen Eisenstückchen wie ein Sieb durchlöchert ist.

Sich „nach getaner Arbeit“ irgendwo ‘mal hinzulegen, war unmöglich, da kein Zimmer „eine Bleibe“ bot. Ich ging daher in den Luftschutzkeller, um mir andere Kleider anzuziehen, da ich von oben bis unten völlig durchnäßt war. Das war halb Sechs morgens. Die Kinder, die dort verblieben waren, waren schon wach, so mußte ich mit einem „Donnerwetter“ Ruhe gebieten.

Unter Führung von Margot hatten die anderen Hausbewohner aber pausenlos bereits begonnen, Treppenhaus und Flure im Hause wieder begehbar zu machen.

Der scheußliche starke Wind, der in der ganzen vergangenen Woche unser schlimmster Feind gewesen ist, hat die Aufräumarbeiten außerordentlich erschwert. Von allen vier Seiten hatten Wind und Kälte durch 80 zertrümmerte Fenster ungehinderten Zutritt ins Haus. Das 7-8 qm große Treppenhausfenster war nicht mehr, ebensowenig die verschiedenen großen Flurfenster. Die herausgerissenen Türen versperrten den Weg, in den Zimmern lagen die Möbel durcheinander, dazwischen Glas und Kalk von Decken und Wänden.

Wo da anfangen, Ordnung zu schaffen?! Aber irgendein Gedanke, der Hoffnungs- oder Tatenlosigkeit bedeutet hätte, kam bei niemandem auf. Ein einziger kleiner Raum im Hause war ziemlich unversehrt geblieben: Die Anrichte gegenüber dem Eßsaal; auch ihr *Fenster* blieb fast wunderbarerweise heil. Seitdem als Eßraum dienend, wurde sie zum ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.

Das Wichtigste war für die nächsten Tage: „Fenster vernageln“. Was hierin die ganze Woche hindurch vom weiblichen Hausstand, unterstützt von einigen Soldaten und der Ortsgruppe, geleistet ist, übersteigt die kühnsten Erwartungen. Margots Beispiel an Ausdauer und Leistung hat alle im Eifer mitgerissen.

Ein besonderes Lob verdient dabei unsere ausgezeichnete Aushilfe Frau Plumbohm, die immer fix, geschickt und unermüdlich uns unschätzbare Dienste geleistet hat. Was in den kommenden Tagen allein an zerbrochenem Glas aus dem Hause geschafft ist, hat den Umfang von zwei großen Pferdefahren erreicht.

Was sonst in meinem Hause kaputt ist, ist ja schlimm, denn irgendwie hat jedes der 24 Zimmer - im Grade unterschiedlich - durch Risse, Verschiebungen, Schäden an Wänden, Decken, Türen und Paneelen gelitten. So sind auch die schönen, schweren Mahagonivolltüren zwischen Eßsaal und Salon herausgerissen, gleichermaßen auch eine Tür der *eingebauten Schränke*, wobei unser ganzes Tagesgeschirr – weit in den Eßsaal geschleudert – zu Bruch gegangen ist.

Man muß immer wieder staunen über die Stärke der Saugkraft der Luft und die Verschiedenartigkeit der davon betroffenen Angriffspunkte. Die großen Glasdächer des langen Eingangs und der Veranda sind teils durch heruntergestürzte Rolläden, teils durch Steine und Balken vom Nachbarhaus (Nr. 15) völlig zertrümmert.

Als großes Glück muß man es aber ansehen, daß unser flaches, begehbares Dach den Luftströmen keine Angriffsfläche bot und völlig intakt geblieben ist, während *weit und breit* auch alle nicht abgebrannten Ziegel- und Schieferdächer schwere Schäden aufweisen.

Eine Merkwürdigkeit sei vermerkt: Während sonst alle alten bunten Glasmalereien, die unsere Fenster zierten, lange in Sicherheit gebracht waren, war eine: das Braunschweiger springende Pferd mit buntem Schmuck in Bleifassung, im Fenster des Südwohnzimmers hängen geblieben. Fenster und Doppelfenster wurden herausgeschleudert und zerstört. Die Glasmalerei mit dem springenden Pferd blieb verschwunden. Jetzt ist sie, weit im Garten des

Oberlandesgerichtspräsidenten Nebelung – unversehrt – gefunden worden.

Der schöne „eingebaute“ grüne Ofenaufbau im Esszimmer ist völlig aus den Fugen gerissen. Im ausgebauten Dachgeschoß sind fast alle Gipsplattenwände umgeworfen.

Und heute – nach acht Tagen – ist, eine wirklich fabelhafte Leistung, so weit aufgeräumt, daß wir die Schlafzimmer und ein Wohnzimmer benutzen können, letzteres, wenn wir sehr kräftig heizen. Diese Zimmer haben inzwischen auch wieder je ein Fenster erhalten.

Auf Facharbeiter ist gar nicht zu rechnen. So werden wir mit den notwendigsten Instandsetzungsarbeiten nur sehr langsam vorwärtskommen. Es ist gut, daß es auf den Sommer geht. Im Herbst und Winter wäre für uns und die Schwestern in Nr. 18 ein Wohnenbleiben keinesfalls möglich gewesen. So aber halten beide Teile aus. Das Schicksal fordert von der Gegenwart Überwindung aller Widerstände, was erleichtert wird durch das starke Gefühl, durch das wir mit der Scholle – mit Haus und Hof und Garten – verbunden sind.

Auszuharren ist für die Schwestern nach dem Grade der Zerstörung ihres Hauses noch schwerer. Die Schäden an den Decken und Wänden sind noch nachhaltiger als bei mir. Im Parterre gibt es außer der eichenen Haustür, die inzwischen wieder eingebaut ist, nur zwei Türen, die mit Kraftanstrengung noch zugeschoben werden können, die zur „Leuchte“ und von der „Leuchte“ zum Logierzimmer.

Letzteres ist noch einigermaßen erhalten und nun zum gemeinsamen Schlafzimmer der drei Schwestern geworden. Auch die Küche als solche ist erhalten und benutzbar. Die Tür ist durch Wolldecken ersetzt.

Schlimm aber sieht es im „Lilazimmer“, im ausgebrannten und dem anderen vorderen Zimmer aus. Hier herrscht noch solche Wüstenei, daß hinsichtlich auch einer behelfsmäßigen Wiederherstellung noch Rätsel und Zweifel bestehen. Die obere Etage ist ebenso schwer beschädigt wie die untere. Fräulein Mühlhan hat anderweitig behelfsmäßig Unterkunft gefunden.

Erhalten geblieben ist das Treppenhaus. Dagegen hat das Dach des Haupthauses wie des Anbaues, besonders auf der Südseite, erheblich gelitten. Der Schiefer ist quadratmeterweise weggerissen, die Sparren der Dachstühle sind, da die schweren Steinköpfe der Schornsteine umgerissen sind, teilweise zerbrochen.

Auch in Nr. 18 haben sich alle Hände sofort und tatkräftig gerührt, um die Voraussetzungen für ein Verbleiben im Hause zu schaffen. Hilfsbereite Hände von Männern (Soldaten) und Frauen haben dabei einsatzfreudig geholfen. Hier kam es entscheidend darauf an, die Dächer notdürftig herzurichten. Der Schiefer lag in Bergen zerbrochen in deren und meinem Garten, der Regen sickerte durch, und an verschiedenen Stellen war bereits viel Lehmputz heruntergekommen. Zwei Tage habe ich um zwei Rollen Dachpappe gekämpft, die, wie die amtliche Stelle sagte, „viel rarer als Butter“ sei. Dann aber hatte ich sie, und während ich mit Möbeln unterwegs war, hat Lisa nach meinen Direktiven mit zwei Soldaten und ihrem Mündel Erich das Dach des Anbaus, auf dem sie selbst furchtlos anderthalb Tage ausgehalten hat, wieder „wasserdicht“ bekommen.

Im Haupthaus haben wir zunächst künstliche Abflußmöglichkeiten für durchsickerndes Wasser geschaffen. Hiermit waren für ein Verbleiben die wichtigsten Voraussetzungen geschaffen, so daß anderweitige Unterkunftsangebote dankend abgelehnt werden konnten.

Einzelne Fensterflügel, die noch zusammenhielten, haben auch schon Glas erhalten. Gut ist, daß in beiden Häusern die Zentralheizung (obgleich deren Nutzen arg beschränkt ist, wenn Wind und Wetter freien Zutritt haben) funktioniert. Gut ist ferner, daß in beiden Häusern die Lichtleitung intakt geblieben ist.

Dagegen hat die Wasserleitung schon beim Löschen versagt, und dieser Zustand besteht leider fort. Der jeden Vor- und Nachmittag mit Klingeln sich ankündigende Wasserwagen spendet zwar Nass, aber so viele Gefäße hat man eben nicht, wie nötig wären. Das zeitigt allerhand Not- und Mißstände, die eben mit in Kauf genommen werden müssen. Die zweihundert Flaschen Selterwasser, die ich für solche Fälle seit drei Jah-

ren im Luftschutzkeller habe, machen sich jetzt jedenfalls sehr angenehm bezahlt.

Im übrigen aber verdient die Ortsgruppe Axel Schaffeld, der wir zugehören und die in der benachbarten Meisterschule ihr Quartier aufgeschlagen hat, besondere Anerkennung. Sie hat durch ihren umfassenden Einsatz und tatkräftige Hilfe auf allen Gebieten die allgemeine Not und Sorge der Bewohnerschaft unseres Bezirkes sehr zu mildern verstanden. Vier Tage erfolgte durch sie eine sehr gute Gratisverpflegung, und weitere drei Tage bezogen auch wir unser Essen dort auf Marken.

Erst nach Tagen habe ich mich in unserem so schwer mitgenommenen Bezirk umsehen können. Schon der Löwenwall sieht einem Schlachtfeld ähnlich, auf dem – auch mit schwersten Waffen – lange und erbittert gekämpft ist. Eine schwere Luftmine ist acht Meter gegenüber dem Hause Nr. 15 – unseres Nachbarn, des Oberlandesgerichtspräsidenten Nebelung – niedergegangen. Sie hat die hohe, starke, massive Front dieses Hauses bis zum Keller weggerissen. Was an Zerstörung an und in unseren (Räumen) Häusern Löwenwall 16 und 18 geschah, war vorzugsweise die ungeheure Wirkung dieser Luftmine, die auch das Haus von Fricke (Nr. 14) fast vollständig zerstört hat. Dutzende von Kastanienbäumen (bis zu fast ein Meter Durchmesser)[sind umgerissen] ...

Der Luftdruck hat alle Dächer bis zum Augusttor und rückwärts bis zur Ritterstraße stark beschädigt. Verfolgt man die ungeheure Wirkung im Einzelnen, müssen wir noch von Glück sagen, daß unsere Häuser überhaupt noch stehen.

Das schwere Mauerwerk mit dem Steinaufbau an der Gartenfront ist völlig zerfleddert.

Die Schönheit und der Zauber unseres Löwenalles sind auf jeden Fall, wohl für Jahrzehnte, dahin.

Schlimm sieht es an der 40 bis 50 Schritt von uns entfernten Ecke am Städtischen Museum (Kreuzung des Steintorwalles und der Leonhardstraße) aus, wo fünf schwerste Sprengbomben niedergegangen sind, schlimm auch um unsere ehrwürdige, aus dem 13. Jahrhundert stammende Magnikirche herum, die mittschiffs

von zwei schweren Sprengbomben getroffen, vollkommen zur Ruine geworden ist. Die Türme stehen und ebenso der ehemalige Hochaltar. Aber dazwischen sind nur die gotischen Bogen der mittleren Säulenhalle stehengeblieben. In dieser Form, über die hinweg sich ein ganz neuer reizvoller Ausblick über alte Dächer hinweg ergeben hat, bietet die Kirche nun einen überwältigenden, ja geradezu faszinierenden Eindruck. Erste Maler sind bereits tätig, das grandiose Bild auf der Leinwand festzuhalten¹. Auch ich gab einen entsprechenden Auftrag. Ich machte mir inzwischen Gedanken darüber, welche Möglichkeiten für die Erhaltung dieses neuen Zustandes gegeben seien.

An Kulturdenkmälern sind weiter vernichtet: Die um 1900 wiedererstandene *Burg Heinrichs des Löwen*, die leider vollkommen ausgebrannt ist, das *Raabehaus* am Leonhardsplatz, das ehrwürdige *Martineum* am Bankplatz. Schwere Schäden weisen der Zentralfriedhof, auf dem ganze Abteilungen verwüstet sein sollen, ferner der alte Dom- und Magnifriedhof auf. Unsere Familiengrabstätte auf letzterem blieb, Gott sei's gedankt, unversehrt. Vernichtet ist die gesamte Marienstift-Anlage mit sämtlichen Gebäuden. Durch diesen erneuten Ausfall ist in bezug auf Krankenanstalten eine geradezu katastrophale Lage in Braunschweig entstanden.

Die großen Straßenzüge: Wolfenbüttler Straße, Salzdahlumer Straße, Wilhelm-Friedrich-Loeper-Straße, Helmstedter Straße, Altewiekring mit allen Querstraßen sind als Wohnstätten so gut wie vernichtet.

Man schätzt, daß etwa 6 – 7 000 Sprengbomben und 20 000 Brandbomben in dem ein-

gangs beschriebenen Bezirk niedergegangen sind. Eine voll erhalten gebliebene Brandbombe (ca. 15 cm Durchmesser, ca. 40 cm lang) mit Fallschirm daran liegt noch in meinem Garten, drei Meter vom Hause entfernt, fast an derselben Stelle, an der am 10. Februar eine schwere Bombe (Brandbombe) niedergegangen ist.

In etwas ist auch der Gerloffshof wieder in Mitleidenschaft gezogen worden. Wände des Hauptkontors und des Hauptzuckerlagers sind - sozusagen - aus den Angeln gehoben. Das aber ist angesichts der anderen geschilderten Geschehnisse kaum der Rede wert.

Ein weiterer schwerer Angriff erfolgte am 26. April 1944 zwischen 9.00 und 10.00 Uhr vormittags. Wir blieben dieses Mal an allen in Frage kommenden Stellen verschont. Aber schwer mitgenommen wurden das Siegfriedviertel im Norden, Meverode im Süden und Ölper im Westen Braunschweigs.

Etliche Bomben fielen auch in die Stadt. Bedrohlich sah die Sache wieder aus, ich war jedenfalls äußerlich wie innerlich auf alles vorbereitet.

Was wird weiter noch geschehen? Das ist die bange Frage, die – ausgesprochen oder nicht ausgesprochen – alles Denken beherrscht.

Margret mit den Kindern zu verschicken erwägen wir nun ernstlich. Aber wir anderen halten hier aus, komme, was da wolle.

Die große Entscheidung reift heran. Jetzt heißt es, ihr ruhigen Bluts ins Auge zu sehen; sie wird zur großen, ja göttlichen Prüfung eines ganzen Volkes werden.

Bericht 7:

Ein Jahr vor dem Ende

Der Terrorangriff am 8. Mai 1944 auf Braunschweig

Nach den amtlichen Aufzeichnungen ist dieser Angriff der 16. Bombenabwurf auf Braunschweig.

Es war wieder ein Tagesangriff, der sich 9.00 Uhr vormittags mit starken Feindeinflügen in Mitteldeutschland ankündigte. Der Angriff erfolgte vom Norden her und traf wieder den östlichen Stadtbereich; er konzentrierte sich im Besonderen auf das Gebiet um den Ostbahnhof - Mascherode - Rautheim - Salzdahlumer Straße - Büssing-NAG an der Wolfenbüttler Straße.

Schwere Spreng- und Brandbomben aller Kaliber sind hier geworfen worden. Das war zwischen zehn Uhr und drei viertel elf. Die vorbezeichnete Gegend hat erneut schwer gelitten, sie macht einen arg zerstörten Eindruck.

Im Streubereich des Angriffs sind auch in den anschließenden Straßen (Wilhelm-Friedrich-Loeper-Straße, Steintorwall, Kaiser-Wilhelm-Straße, Hagenmarkt) Bomben gefallen. Auch die Charlottenhöhe mit „Franke & Heidecke“ hat allerhand abbekommen.

Daß wir dieses Mal an allen uns interessierenden Straßen und Punkten verschont blieben, soll mit besonderer Genugtuung vermerkt werden.

„Was klappen soll, muß geübt werden“, so sagt ein altes militärisches Sprichwort. Die Richtigkeit beweist das jetzt tadellose Funktionieren aller Einsatzkräfte zur Bekämpfung von Bränden und sonstigen Katastrophenerscheinungen. Man hat sichtlich Übung darin bekommen, Dachbrände abzulöschen und damit die gefährdeten Häuser zu retten, auch sonst tatkräftige Hilfe zu leisten. Auch der Werkschutz der Betriebe ist heute schon viel besser eingefuchst. Herr Former und Herr Boockmann waren am 8. 5. vom Geschäft aus per Rad zum großen Bunker am Limbeker Hof (früher Bebelhof) gefahren. Gerade auch um diesen Bunker herum sind schwere Bomben niedergegangen, die den Bunker in seinen Grundfesten erschütterten. Er hielt allem

stand, nicht aber das Rad, das Herr Former draußen stehen gelassen hatte; als Ruine hat es den Gerloffshof wieder erreicht.

Unterdessen sind die Aufräumungsarbeiten im Verfolg der Katastrophe in der Nacht vom zweizwei. zum 23.4.44 überall in Braunschweig tatkräftig gefördert. Es ist allerdings Anordnung ergangen, daß die gewaltigen Schuttmassen nur dort beiseitegeschafft werden sollen, wo sie ein unbedingt zu beseitigendes Verkehrshindernis bilden, um für den Feind die Zerstörungen weiter sichtbar zu erhalten. Durch ständige Fliegeraufnahmen wird entsprechende Kontrolle ausgeübt.

Im übrigen hat sich der Brauch eingebürgert, allen Terrorschutt, Glas, Steine, Balken, Bretter unter anderem auf die Straßen zu bringen. Das vergrößert zwar das trostlose Bild der Zerstörung und Verwüstung, aber wo sollen die Menschen mit all dem Schutt bleiben! Auch wir karren davon noch Tag für Tag auf den Löwenwall.

Man sieht jetzt erst so recht, wie groß die Wunden sind, die Braunschweig in den letzten Monaten und Wochen geschlagen sind. 2000 Häuser sollen zu den schwerbeschädigten beziehungsweise vernichteten gehören. Ob diese Zahl stimmt, weiß ich nicht.

Die Innenstadt hat bisher verhältnismäßig wenig gelitten, aber die großen Stadtteile außerhalb der Okerumflutung haben – ziemlich ringsum – umso höheren Tribut zahlen müssen. Wir aber wissen nicht, was noch kommt.

Vom letzten Angriff (22. zum 23.4.44) kann noch nachgetragen werden, daß es sich bei der Bombe, die vor dem Hause Löwenwall 5 niedergegangen ist, nach amtlicher Feststellung um eine Kreiselmine gehandelt hat, angeblich die einzige dieser Art, die hier in Braunschweig gefallen ist. Ihre Wirkung ist für die Bewohner des oberen Löwenwalles schwer genug gewesen, aber durch die Weite des Raumes ist diese doch gemildert. Die Wirkung soll stark genug sein, *große Häuserblocks* vollständig umzulegen. So müssen wir bei aller erlittenen Einbuße tatsächlich noch von Glück sagen.

Wie groß die Erschütterung unseres Hauses bis in seine Grundfesten gewesen ist, zeigt der

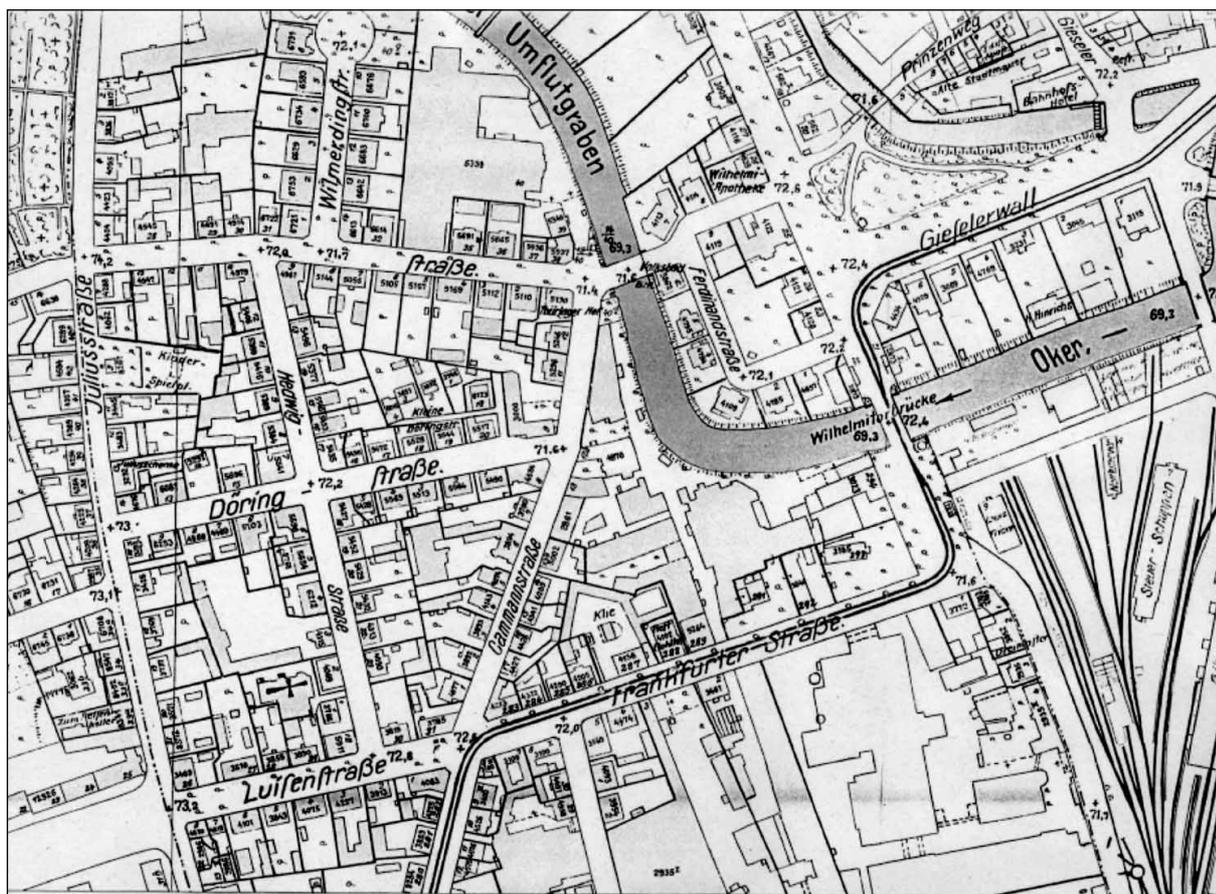
Umstand, daß die *sehr starken* und fest verkeilten Kellerdeckenabstützungen so gelockert wurden, daß sie umzufallen drohten. Die Kellerdecken müssen sich demnach um mindestens zehn bis 15 Zentimeter gehoben und dann wieder gesenkt haben.

Was in unseren Häusern Nr. 16 und 18 inzwischen geschafft wurde, ist vorzugsweise der eigenen Kraft und dem starken Beharrungsvermögen ihrer Bewohner zu verdanken. Alle, die seitdem mit fleißigen, keine Minute des Tages ungenutzt lassenden Händen, geholfen haben, den Schutt zu beseitigen, Kitt herauszuklopfen, zu nageln, zu klopfen, Fenster zum Glaser zu bringen, zu bürsten, zu scheuern, aufzuräumen und zu ordnen, verdienen hohes Lob.

Diese sichtbar gewordene Leistung aber löst auch ein tief befriedigendes Gefühl aus und macht es niemandem schwer, auf viele alte Gewohnheiten, Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten zu verzichten.

Eins ist ja ungestört geblieben, die Sonne, die Haus und Garten bescheint und in den letzten Tagen eine geradezu blendende Blüte der Bäume erzeugt hat. Dabei hat sich der große Birnbaum im Obergarten, in dem friedlich jetzt die Schafe auf dem eingezäunten Rasenplatz weiden, besonders ausgezeichnet. Schenkt uns der Himmel im Herbst auch reiche Frucht, so bedeutet das, daß wir „Löwenwaller“ von der Feindseite in den kommenden Monaten mehr als bisher in Ruhe gelassen werden.

Gott gebe es !



Bericht 8:

Aufkommendes Bandenunwesen

Die Terrorangriffe auf Braunschweig am 19.5. mittags und in der Nacht vom zweizwei. und zwei3. Mai 1944 (19. u. 20. Angriff auf Braunschweig)

Die Feder sträubt sich ein wenig, wiederum über Feindstürme zu berichten, die unserer Stadt neue Zerstörungen bereitet, ihrer Bevölkerung neues Leid und neue Sorgen zugefügt haben.

Es ist kein Zweifel mehr, daß Braunschweig seitens der Feinde nunmehr zu den bevorzugt zu bombardierenden Städten gehört. Eine ausreichende Begründung ist durch die vorhandene Industrie nicht gegeben. Allerdings verdient her-



Durch herumfliegende Trümmer eingedrücktes Dach eines Lagerhauses auf dem Gerloffshof, Frühjahr 1944

vorgehoben zu werden, daß auch bei diesen beiden Angriffen die *innere* Stadt nur in sehr geringem Maße gelitten hat, während fast ausschließlich die Stadtrandgebiete – beinahe rings um Braunschweig herum – auch dieses Mal die Angriffsobjekte waren. Und zwar wurden die Industrieviertel vorzugsweise mit Spreng-, die sonstigen Stadtteile (Wohnviertel) vorzugsweise mit Brandbomben beworfen.

Es ist schon eine *üble Barbarei*, die die Luftbanditen jetzt betreiben und die sich – das scheint auch außerhalb Deutschlands langsam aufzudämmern - früher oder später rächen muß.

Es war am 19. Mai, halb eins mittags, als Vollalarm gegeben wurde. Der gesamte Ger-

loffshof wurde – angesichts seiner besonders gefährdeten Lage – geräumt, und das war gut so. Denn bei den folgenden Bombenwürfen wurde er wiederum – nunmehr zum vierten Male – *schwer* getroffen. Fünf sogenannte Industriebomben gingen in seinem Bereiche nieder, eine an der Bahnhofstraße, und zwar dort, wo unser am 20. Februar zerstörtes Wohnhaus A gestanden hatte, eine zweite zerstörte zwei Drittel des Speichers G, der als wertvolles Vorratslager der Firma Herm. Dancker diente, die dritte riß drei an der Ostseite des Speichers F stehende Garagen fort, die vierte warf die breite, hohe und starke massive Westwand des Speichers F um und riß auch in den Speicher M eine gewaltige Lücke, die fünfte kreperte wieder am Westausgang des Gerloffshofes vor dem Grundstück Frankfurter Straße 38, das, erneut zerfleddert und zerrissen, nunmehr einen todwunden Eindruck macht.

Das Bild, das sich mir beim Eintreffen nach der Entwarnung zwischen drei und halb vier Uhr nachmittags bot, war noch erschütternder als die vorherigen Male, wohl weil sich die Zerstörungen über den ganzen Gerloffshof erstreckten und eine Verbindung in der Längs- wie Querachse des Betriebsgrundstückes nur

über zusammengestürzte Wände, Dächer und Decken, über aus gewaltigen Trichtern ausgeworfene Erd- und Geröllmassen möglich war. Waren die Trichter doch 15 Meter breit und vier bis fünf Meter tief.

Der ganze Gerloffshof war in unvorstellbarer Weise wieder mit Trümmern aller Art – bis zu den schwersten Brocken – buchstäblich übersät. Und dazwischen verstreut über das ganze Betriebsgrundstück lagen: Hülsenfrüchte, Reis, Gries aus den Vorräten, die zur Ausgabe in den nächsten Tagen im zerstörten G-Lager aufgespeichert waren. Auf unserem Nachbargrundstück, den Wilke-Werken, waren zweizwei gleich schwere Bomben niedergegangen, die harte und schwe-

re Gegenstände und Güter aller Art auch auf den Gerloffshof geschleudert hatten.

Was darunter die großen Dächer gelitten haben, die teilweise wie ein Sieb durchlöchert sind, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Man sieht sich in dieser Beziehung einer Sisyphusarbeit schlimmen Grades gegenüber, ohne zu wissen, wie man der daraus entstehenden Arbeit bei Regen oder gar Schnee Herr werden soll.

Wie groß die den sogenannten Industriebomben innewohnende Kraft ist, mag unter anderem die Tatsache aufzeigen, daß ein auf dem benachbarten Werk abgestellter, mit schwerem Eisenmaterial beladener vierachsiger Eisenbahnlangwagen aus den Schienen gehoben wurde, um 90 Grad gedreht und dann so weit geschleudert wurde, daß er, hoch in die Luft ragend, sich zu Dreiviertel nunmehr auf dem Gerloffshof befindet. Den gewaltigen Verwüstungen stand man zunächst ratlos gegenüber, und doch mußte schnell gehandelt werden, um von den noch unter den Trümmern liegenden lebenswichtigen Gütern zu retten, was zu retten noch möglich war, solange das Wetter offen und klar blieb.

Hier konnte nur ein Masseneinsatz von Menschenkraft etwas ausrichten. Demzufolge wurde noch am Nachmittag desselben Tages eine 30 Mann starke Militärkolonne eingesetzt, die famos zupackte, die Hauptgleisstraße passierbar machte und bis zum Abend schon etwa 60 Sack Hülsenfrüchte geborgen hatte.

Mit einem gleichen Militärkommando (aber stets wechselnden Leuten) wurde am 20., 21. (Sonntag) und 22. Mai von früh bis spät mit Hacke, Säge, Schaufel, behelfsmäßigen Kranen etc. geschafft. Es gelang dadurch, etwa 65 bis 70 Prozent der Waren dem bergehohen Durcheinander der zusammengebrochenen Gebäude zu entreißen und sicherzustellen. Nachts aber wurde, da *alle* Läger teilweise offene Wände hatten, von Gefolgschaftsmitgliedern abwechselnd Wache gehalten. Die zahlreichen Einbrüche in der letzten Zeit zwangen zu dieser Selbsthilfemaßnahme, da weder Polizei noch Militär Kräfte hierfür absondern konnten. Einige Leute (leider auch Deutsche neben Angehörigen mehrerer Nationen) sehen – da man sie stellen konnte

– ihrer Strafe entgegen. Festes Zupacken und rücksichtsloser Gebrauch der Waffe sind die einzige Möglichkeit, ein aufkommendes Bandenunwesen im Keime zu ersticken.

„Selbstverständlich“ – muß man leider sagen – sind alle die Hunderte von Scheiben, die in den letzten Wochen nun schon x-mal eingesetzt worden sind und die noch frischen Kitt aufwiesen, daß er praktisch wieder verwendet werden konnte, wieder zerbrochen. Wieder sind die Türen herausgerissen, neue Risse in Decken und Wänden haben die wenigen mühsam hergerichteten Kontorräume zunächst wieder unbenutzbar gemacht. zehn Tage sind wir nun auch schon wieder ohne Telefon, Gas, Kraftstrom, Wasser – Einbußen, die lähmend auf den Pulsschlag des Betriebes wirken. Aber die offenen Wände zu schließen, ist inzwischen gelungen. Wie erfinderisch werden die Menschen solcher Not gegenüber doch.

Vom Personal fehlten in den ersten Tagen viele, die selbst zu Hause schwer mitgenommen waren, so auch mein Prokurist Günther Former, dessen Privathaus in Braunschweig-Gliesmarode auch allerschwersten Schaden erlitten hatte.

Trotz allem ist es gelungen, meine Betriebe Gerloff & Co., Herm. Dancker, Staudt & Boockmann bis 25. Mai 1944 so weit wieder flottzumachen, daß sie – wenn auch beschränkt – arbeitsfähig waren. Dazu trug der Umstand bei, daß mit Ausnahme eines Hilfsschleppers – der völlig vernichtet wurde – die Kraftwagen und Gespanne, die zufällig auswärts waren, gerettet wurden und daß dieses Mal – fast wunderbarerweise – unsere mühsam wieder hergerichtete Gleisanlage intakt geblieben ist.

Wie der Gerloffshof sind *alle* Betriebe des südlichen Industrie-Viertels schwer mitgenommen, gleicherweise die dazwischen liegenden Wohnstraßen. So muß nun auch unser Acht-Familiengrundstück Schöttlerstr. 13 als vernichtet angesehen werden. Unsere anderen dort befindlichen Werkwohngrundstücke weisen allerhand neue Schäden auf, die aber, wie ich hoffe, einmal beseitigt werden können. „Angeknaxt“ sind die Häuser an vielen Stellen.

Man sollte annehmen, daß das sogenannte Industrie-Viertel im Süden der Stadt aus der Luft „von Bomben so gründlich durchgeackert“ aus-

sieht, daß weitere Würfe auf dieses Gebiet eines Bombeneinsatzes nicht mehr wert erscheinen.

Diese Hoffnung könnte aber trügerisch sein, weil durch die *Anflugrichtung* dieses Viertel wahrscheinlich immer als besonders gefährdet angesehen werden muß.

Außer der Gegend um Frankfurter Straße - Bahnhofstraße galt der Angriff wieder dem Güterbahnhofsgebiet (Ostbahnhof), dem östlichen Wohnbereich um Riddagshäuser Weg - Helmstedter und Leonhardstraße-Kastanienallee mit anschließenden Seitenstraßen, ferner dem sogenannten Fliegerviertel am Nußberg², der Gegend um Gliesmaroder Straße und im Westen der Gegend um Broitzemer Straße. Hier drang auch ein schwerer Zeitzünder an einer schwachen Stelle in den sonst vorzüglichen Luftschutzkeller eines Werkes (Br. & Br.)³, in dem sich ein größerer Teil der Gefolgschaft befand, ein und explodierte in ihm.

Die menschliche Vorstellung vermag dem hier Geschehenen in seiner Wirkung nicht zu folgen. Nicht Schuld der verantwortlichen Männer, sondern das Zusammentreffen unglücklichster Umstände ist die Ursache dieser uns alle aufs tiefste erschütternden Katastrophe.

Besonders schwer mitgenommen ist der *Hauptbahnhof und seine Umgebung*. Die Vorderfront unseres ehrwürdigen, 1849 von dem berühmten Baumeister Ottmer erbauten Hauptbahnhofs ist ziemlich unbeschädigt geblieben, aber die große Halle ist zum Teil eingestürzt, das ganze Bahnhofsgelände ist mit Bombentrümmern durchsetzt. Auf dem Adolf-Hitler-Wall⁴; bis zum Siegesplatz⁵ sind die meisten Häuser vernichtet. Auch das Reichsbankgebäude hat erheblich gelitten. Nach der anderen Seite konzentrierte sich ein Massenabwurf auf die Gildenstraße, Gieseler, am Bahnhofshotel und auf den Wilhelmitorwall. Auch auf ihm ist fast Haus bei Haus ein Opfer des Terrorangriffs geworden. Über 10 Tage waren in diesem Bezirk die meisten Straßen gesperrt. Sachverständige haben berechnet, daß bei diesem Angriff auf die roh umrissenen Stadtgebiete ca. 1000 Spreng- und 22 000 bis 25 000 Bomben geworfen wurden.

Ich fuhr mit dem Rade durch das östliche Stadtgebiet, wo es noch an zahlreichen Stellen

brannte, und fand viele Straßen so mit Bomben gepflastert, daß ich nur mit großer Vorsicht und in ständigen Schlangenlinien fahren konnte, um nicht in die Brandhülsen und Magnesiumreste hineinzufahren. Wieder haben unter anderem das Marienstift, das Landeskrankenhaus und andere öffentliche Gebäude gebrannt. Im ganzen gesehen aber hat sich gezeigt, daß die Bekämpfungsmethode von Bränden durch die Bevölkerung wesentliche Fortschritte gemacht hat.

Diesem Tagesangriff folgte in der Nacht vom 22. zum 23. 5. zwischen 1.00 und 2.00 Uhr ein Nachtangriff. Er hat zwar nicht die Wirkung der Schreckensnacht vom zweizwei. zum 23. 4. gehabt, aber die Verluste an Gut und Blut der Bevölkerung in den verschiedenen Stadtteilen sind auch dieses Mal groß genug gewesen.

Der Gerloffshof blieb verschont, aber die Flammen des großen Öllagers des Nachbarwerkes schlugen fast bis an unsere Mauern.

Die Flak in und um Braunschweig soll – so wird gesagt – ständig vermehrt sein, auch schwerste Flakgeschütze lassen ihr dumpfes Lied erklingen. Die Tatsache, daß unser Gartenzimmer wieder in großer Zahl Flaksplitter aufweist, die mein kleiner Enkel Klaus mit großer Ausdauer sammelt, um damit das Anrecht auf Erwerb eines Stahlhelms zu erhalten, zeigt, daß man vorsorglich auch vor dem eigenen Feuer sich schützen soll. 14 Tage sind seit dem letzten Angriff vergangen. Da in der Frage der Wiederholung weder mathematische Formeln Wert haben, noch sonstige Kombinationen zu irgend etwas nütze sind, kann man nur weiterhin den kommenden Dingen mit Ruhe entgegensehen, die Zwischenzeit aber benutzen, den immer neuen Erfahrungen so weit als möglich durch entsprechende Maßnahmen Rechnung zu tragen.

Was haben wir weiterhin vom Terror der feindlichen Luftwaffe zu erwarten? Das ist die Sorge und bange Frage, die fieberhaft alle Sinne und Herzen des deutschen Volkes, besonders in den luftgefährdeten Städten und Gebieten, bewegt. Sie kann – bei ruhiger Überlegung – nur im Rahmen der „Gesamtlage“ betrachtet und beantwortet werden. Hierüber habe ich einige Gedanken angestellt, die ich als Anlage diesem Bericht beifüge.

Bericht 9:

So mehren sich die Schwierigkeiten

Die Bombenwürfe am 5.8.1944 mittags, in der Nacht vom 12. zum 13.8. und am 24.8.1944 mittags auf Braunschweig (21.-23. Angriff auf Braunschweig).

Am 23. Mai war vordem der letzte schwere Angriff auf Braunschweig. Die folgenden Wochen brachten trotz der am 6. 6. 44 begonnenen anglo-amerikanischen Invasion an der normannischen Küste viele Alarme, die sich nach Beginn der V 1 (16.6.44) zu nächtlichen Sirengesängen steigerten.

Aber immer ging es an Braunschweig vorbei – zumeist auf die Elbe zu nach Brandenburg oder nach Südosten in Richtung Leipzig-Dessau-Merseburg.

Man fing an, sich in etwas in Sicherheit zu wiegen und mancherlei Instandsetzungen in die Wege zu leiten, um besonders in den Geschäftsräumen bessere Voraussetzungen für die Arbeit zu schaffen und auch sonst einen Teil der fühlbarsten Mängel zu beseitigen.

Aber alle Planungen und Hoffnungen wurden am 5. 8. 44 mit einem Schläge erneut vernichtet. Um die Mittagsstunde dieses Tages zogen sich Bomber wie verstreute Gewitterwolken im mitteldeutschen Raum, und dann aus fast allen Himmelsrichtungen, immer näher um Braunschweig zusammen. Auch der Gaubefehlsstand Hannover kündete „*besondere Gefahr*“ für Braunschweig an.

Kaum war sie ausgesprochen, als auch die ersten Bomben fielen. Ein ständiges Zittern erfüllte Haus und Keller, in dem wir, wie immer, auf dem Boden sitzend, die kritischen 40-45 Minuten durchlebten.

Immer wieder griff ich zur Taschenuhr, aber – ach – so langsam rückte der Zeiger vor. Die Zeit war dieses Mal durch ständiges Auf- und Abschwelen der Einschlüge besonders gekennzeichnet. Ein deutliches Zeichen, daß Braunschweig von einer Reihe von Feindverbänden heimgesucht wurde.

Dann endlich konnte man wagen, sich nach oben zu tasten, allerdings nicht ohne zwischendurch doch noch mal beschleunigt den Keller aufzusuchen.

Das Haus stand, zerbrochene Scheiben, Kalk von Decken und Wänden lagen herum, das nimmt man schon fast gewohnheitsmäßig mit in Kauf. Erschütternd aber war das Bild, das sich mir vom Dach aus bot: ringsum um die Altstadt – und auch in ihr – prasselnde Brände, Rauch und Qualm. Nur nach Osten und Nordosten war die Luft klarer.

Mein Versuch, zu Fuß zum Betriebe in der Bahnhofstraße-Frankfurter Straße 38/39 vorzudringen, scheiterte schon in der Bahnhofsgegend.

Bis dahin loderten mir schon viele und große Brände entgegen. So standen alle Häuser in der Kopfstraße am Festungsgraben (zwischen Windmühlenberg und Oker) in Flammen¹; es brannte in der Auguststraße, Am Augusttore; hier das große Eckhaus gegenüber Dannes Hotel, die Hörstelsche Villa, und die ganze Wolfenbüttler Straße war wieder in undurchdringlichen Qualm gehüllt. Auf dieser Straße ist nun wohl kein Haus mehr bewohnbar.

Der Bahnhof und die Gegend am Gieseler waren bereits abgesperrt. Ich ging zunächst wieder nach Hause – aber währenddessen wuchs in mir der Gedanke, daß der Gerloffshof erneut im Kreuzfeuer der Angriffsgeschwader gelegen hatte, sozusagen zur Gewißheit. Joachim hatte sich auf irgendeinem Wege schon dorthin durchgeschlagen; Nachricht war nicht zu erlangen, da alle Telefonleitungen der Südstadt zerstört waren.

So machte ich mich in Begleitung von Margot auf den Weg, über die Wolfenbüttler Straße, an zahlreichen Bränden, tiefen Kratern vorbei, über Eisenbüttel zum Gerloffshof zu gelangen.

Schon am Eisenbahnübergang bei Eisenbüttel sah ich, daß unser Kontorhaus mit den dahinterliegenden Zuckerlagern nicht mehr stand. Überall auf dem Gerloffshofe bis zur Frankfurter Straße brannte es noch. Das Arbeiterwohnhaus Frankfurter Straße 38 war bereits bis zum Erdgeschoß niedergebrannt, in unserem Wohnhaus Frankfurter Straße 39 aber hatte sich das Feuer erst teilweise in die mittlere Etage (Wohnung Osterburg) durchgefressen. Hier setzte ich nun alles, was ich an Feuerlöschmannschaften und Schläuchen bekommen konnte, an. Dieser mehrstündige Kampf hat sich gelohnt. Die obere Etage ist ausgebrannt, das Dach ist zur

Hälfte zerstört, aber vier Wohnungen sind im wesentlichen gerettet.

Genau an derselben Stelle, an der am 8. 4. zwischen den beiden Häusern Frankfurter Straße 38/39 eine schwere Bombe einen Riesentrichter aufgeworfen hatte, und an dessen Ausfüllung wochenlang gearbeitet worden war, ist wieder ein Krater entstanden, dessen Ausmaße nach Durchmesser und Tiefe viel größer sind als das erste Mal. Der Gerloffshof bot damals und auch heute noch einen wahrhaft traurigen Anblick. Zahlreiche Brandbomben, von denen die 1930/31 neu erbauten Speicher D und F getroffen worden waren, konnten gelöscht werden.

Aber alle sonstigen Gebäude, die vier Angriffen widerstanden hatten, konnten dieses Mal dem Massenabwurf von Brandbomben gegenüber nicht gehalten werden.

So brannten ab:

Das langgestreckte Gebäude B mit allen Kontorräumen, mit allen Vorräten an Zucker und Kandis, mit maschinellen Anlagen und Einrichtungen, allen Vorräten an Pappen und Schachteln,

ferner:

die Speicher C I bis III, G, E II, M, N, in denen wertvolle Waren dritter Firmen lagerten, drei große Garagen.

Meine Fa. Herm.Dancker büßte je ein Lager in C III und G ein, außerdem zwei Lastkraftwagenanhänger und einen vierrädrigen Tempowagen². Sie kam „sonst“, wie man sagen kann, mit dem Schrecken davon. Hauptlager und Kontore blieben also erhalten. Unsere Lastkraftwagen und Pferdefuhrwerk sind gerettet, aber für sie fehlt es nun an Unterkunft.

Diese Vernichtung des Gerloffshofes, der ja vier schwere Angriffe vorangegangen waren, hat, wie es wohl nicht anders sein kann, mein Herz tief bewegt. Das Bild der Verwüstung, zusammengebrochener rauchender Trümmer, wohin das Auge blickt, kann nicht mehr aus meinem Gedächtnis entschwinden. 31 Jahre (seit 1913, mit Unterbrechung während des Weltkrieges) hatte ich an dieser Stätte Jahr für Jahr und Tag für Tag gewirkt. Gewiß, es waren keine prunkvollen Gebäude, die da dem Terror zum Opfer



Das zerstörte Hauptkontor von Gerloff & Co., 05.08.1944

gefallen sind, aber es war doch die väterliche und meine Arbeitsstätte, mit der wir beide bis in alle Einzelheiten auch innerlich aufs engste verbunden waren. Es war die Arbeitsstätte, die in wechselreicher Fülle glückliche und ernste Zeiten überwunden hatte, die schlechthin mir die Welt, das Leben auf beschränktem Raume, bedeutete.

Hier hatten auch Hunderte junger Männer und Mädels ihre kaufmännische Ausbildung genossen und gleichfalls viele Hunderte von Angestellten und Arbeitern hatten hier enge Bande zur Firma und zum Gerloffshofe geknüpft.

Da werden Gedanken wach, die sich nur schwer in Worte kleiden lassen, Gedanken, die viele Jahrzehnte erfassen und überspringen und die um alles das kreisen, was an zukunftsfroher Arbeit hier geleistet ist, was es hier auch an Mühen und Sorgen gegeben hat, die aber niemals das Vertrauen, den Schritt der Pflicht und der Hingabe zu hemmen vermocht haben.

Und das alles soll auf einmal vorbei sein? Gegen solchen Gedanken sträubt sich mein ganzes Innere. Die Arbeitsstätte ist vernichtet, mit ihr auch wertvollstes Gut. Aber es blieb der Boden, kann er vorläufig auch nicht beackert werden.

Es blieben vor allem – dankbar dem Walten des Geschickes – wir Menschen, irgendwo und irgendwie an Vergangenes anzuknüpfen und – wenn der Ausdruck erlaubt ist – erfinderisch zur praktischen Arbeit nach neuen Wegen zu suchen. Das ist geschehen, und Ansätze sind gefunden, den Betrieb Gerloff & Co. nicht erstarren zu lassen.

Während das Kontor- und Lagerpersonal Herm. Dancker, auch meiner Firma Staudt & Boockmann wenn auch zusammengerückt, an der alten Stelle weiter arbeitet, nahm ich kurz entschlossen die *Hauptgeschäftsführung* Gerloff & Co. mit ca. 25 Personen in mein Privathaus, dazu zwei Lastkraftwagen voll geretteter, teils angenäster, teils angebrannter Akten.

Das alles erforderte „zu Hause“ eine recht einschneidende Umstellung. Aber alle Unbequemlichkeiten hat jeder einzelne, vor allem meine Frau, willig in Kauf genommen. Im-

merhin, da die Familien Gerloff-Gerhard selbst schon zwölf Personen ausmachen, bedeutet der Zuwachs, dem sich am Tage der Besuch zahlreicher Kunden, Vertreter, Lieferanten, Beamten zugesellt, ein ständiges Kommen und Gehen, ein immerwährender Verkehr zwischen Arbeits- pp. Räumen und Keller, in dem in der Nacht und bei allen Alarmen die Maschinen und alle wichtigeren Akten aufbewahrt werden.

Die Sache hat sich inzwischen so weit eingespielt, daß Führungsstab, Hauptkasse und Hauptbuchhaltung fast pausenlos ihre Tätigkeit fortsetzen konnten. Die betreffenden Gefolgschaftsmitglieder haben sich der Änderung natürlich auch anpassen müssen, aber die Benutzung von Veranda, Garten und der Genuß von Obst, das gerade jetzt reichlich anfiel, haben erfreulicherweise kleine Annehmlichkeiten bieten können.

Ernsten Schwierigkeiten begegnete die technische Wiedereingangsetzung des ganzen Apparates eines sortierten Zuckerlagers, der maschinellen Packerei, die bisher 15 000 bis 18 000 Pakete pro Tag hergestellt hatte, auch alles dessen, was sonst mit einem planmäßigen Einsatz des Fuhrparks und anderer Nebenabteilungen in Verbindung steht.

Nach vieler Mühe, die zahlreiche Wege, Anträge und Besprechungen erforderte, kann nun damit gerechnet werden, daß in aller Kürze in unserem *alten* Geschäftshause, Steinstraße 2, zunächst die Packerei, in der 20 bis 25 Köpfe beschäftigt sind, wiederersteht, wenn Berlin die Genehmigung zum Bezuge neuer, von einer Fabrik in Schwäbisch-Hall zu liefernden Maschinen erteilt.

Eine ehemalige Druckerei, eine Doppelgarage, Pferdestall und einige Kontorräume sollen für Zwecke der Packerei freigemacht werden.

Bis es soweit ist, wird auch noch um manche Einzelheit gekämpft werden müssen, denn die Räume müssen erstmal den vielseitigen Anforderungen angepaßt werden. Material und Arbeitskräfte aber sind rar wie Gold.

Auf dem Gerloffshofe, dessen Gleisanlagen dieses Mal erhalten blieben, besteht vorläufig nur ein kleines Aushilfslager. Ob die behelfsmäßige



Durch die Hitze des Brandes geschmolzener Zucker bedeckt den Boden des Zuckerlagers, 05.08.1944

Überdachung einiger stehengebliebener Umfassungsmauern erreicht wird, steht auch noch dahin.

Natürlich darf man sich durch Enttäuschungen und Fehlschlagen von Hoffnungen nicht entmutigen lassen, sonst ist alles von vornherein zur Aussichtslosigkeit verurteilt. Jeder Teilerfolg, wieder auf die Beine zu kommen, und daran wird es dank der Unterstützung der Wirtschaftskammer nicht fehlen, stärkt den Willen, zur verpflichtenden Totalität des Einsatzes das Bestmögliche beizutragen.

Die Notwendigkeit, sich „anzupassen“, sich ihr unterzuordnen, ohne immer nur an Vergangenes zu denken, ist allerdings eine Voraussetzung, ohne die es einfach nicht geht. Wenn man jetzt die einschneidenden staatlichen Maßnahmen auf allen Gebieten des Lebens liest, die zur Wiederherstellung des Kräfteausgleichs zum Teil vielleicht schon früher gerechtfertigt gewesen wären, zum Beispiel auf dem Gebiete des Reiseverkehrs, so muß darauf auch der einzelne Mensch in seinen persönlichen Belangen sich einzustellen bemüht sein.

Der Kampf um Sein oder *vernichtenden* Untergang ist so unerbittlich ernst, daß in allem

jetzt nur noch mit letzten Maßstäben gemessen werden kann.

Es ist schon so, wer diesen Krieg gesund an Leib und Seele übersteht, kann von besonderem Glück sagen. Das gilt nicht nur für die Alten, Kranken und Schwachen – es gilt für alle, auch für unsere Jugend, die noch nicht vor dem Feinde steht und die einst Trägerin und Hüterin unserer heiligsten Güter sein soll. Jetzt stark bleiben, jetzt sich nicht entmutigen lassen, das ist die Parole des Tages. Hierin unterscheiden sich die Frauen in nichts gegenüber den Männern. In großem Maßstabe geschieht das ja auch schon.

In diesem Sinne müssen alle Schwierigkeiten angefaßt werden, geht irgend etwas auf die Weise nicht, probiert man eben auf einem anderen Wege, ihrer Herr zu werden. So hoffe ich, daß ein gut Teil der Betriebsfunktionen der Fa. Gerloff & Co. bald wieder ausgeübt werden kann, wird sich das Bild des *Betriebsablaufes* auch in vielem verändern.

Den großen Einbußen, die der Terror für unser Unternehmen zeitigte, haben sich andere schicksalhafte Ereignisse zugesellt, die, folgenreicher für den Betrieb, mir nicht nur zwei mei-

ner ältesten und treuesten Mitarbeiter in der Hauptgeschäftsführung entzogen, sondern die auch durch die Tragik der Umstände mich seelisch aufs tiefste berührten.

Mein Erster, in fast 40 Jahren hochbewährter Prokurist Carl Osterburg verlor nach vielerlei schicksalhaften Opfern, die er in seinem Leben schon hat bringen müssen, nun auch noch seinen ältesten Sohn. Nicht der folgenschweren Ursachen des Geschehens sei hier gedacht, sondern der schmerzlichen Vereinsamung des alten, treu bewährten Carl Osterburg, dessen Widerstandskräfte nunmehr sichtlich zu erlahmen beginnen.

Und im anderen Falle handelt es sich um den gleichfalls fast 40 Jahre in der Firma tätigen 68-jährigen Prokuristen Rudolf Haase, der mit großer Gewissenhaftigkeit Jahrzehnte hindurch die Hauptkasse geführt hat.

Nicht ganz unvermittelt ist er Ende Juli dieses Jahres von Wahnvorstellungen, so unter vielen anderen von der, daß ich mir mit meiner Familie seinetwegen das Leben genommen hätte, befallen worden, im Verfolg deren er nun in völlige Apathie versunken ist, die seine Überführung in eine Irrenanstalt (Königslutter) notwendig gemacht hat.

Alle meine Bemühungen, zunächst auf Herrn Haase beruhigend und helfend einzuwirken, blieben leider erfolglos. Das traurige Ende des Mannes voraussehend, gilt meine Fürsorge nun vor allem der Frau und dem einzigen (kränklichen) Sohne.

In dieser schweren Zeit auch noch zwei erprobte Männer in der Geschäftsführung zu verlieren, ist natürlich schmerzlich. Auf Ersatz kann ich in absehbarer Zeit nicht rechnen. So mehren sich die Schwierigkeiten, deren Bewältigung gerade jetzt tatenfrohe und unbelastete Männer erforderte.

Da gibt es nur die eine Lösung, alles aufs einfachste zu gestalten. Wenn der Aufbau der einzelnen Abteilungen, so wie ich es nun örtlich und personell plane, sich verwirklichen läßt, hoffe ich trotz allem eine tragbare Behelfsbrücke herzustellen, die den Weg in eine bessere Zukunft offen läßt. Dem Willen dazu muß sich schon eine star-

ke Portion Beharrungsvermögen zugesellen, dessen Kennzeichen nicht ein „*laissez aller*“, sondern von Aktivität diktiert ist, die Zeit und Richtung bestimmt.

So sehr mich unter allem anderen Anfang Juni auch die Nachricht von der schweren Verwundung meines Schwiegersohnes Walter Gerhard, dem der ganze Inhalt einer explodierenden Tretmine in die Augen und ins Gesicht gegangen war, erschütterte, hat sie mich in der Lebensbejahung nicht beeinflussen können. Gewiß, es waren auch für mich ernste und kritische Tage, da ich um sein Leben bangte, dann aber hellte sich auch hier durch die Nachricht, daß die größte Gefahr gebannt sei, das Dunkel auf. Ich schöpfte neuen, frischen Mut, nicht zum wenigsten auch zu erfahren, wie stark und mannhaft, ohne jede Klage, er, der schwerverletzte Schwiegersohn, sich mit dem Verlust eines Auges, mit der starken Sehinderung des anderen Auges und mit der starken Verschwärzung von mehr als $\frac{3}{4}$ seines Gesichts durch eingedrungenes Pulver, abgefunden hat.

Wer so sich als Soldat bewährt, wird auch in allen anderen Situationen das Leben zu meistern wissen. So wird ihm die immer sichtbare äußere Kennzeichnung als Frontkämpfer dieses Krieges allezeit nur Achtung eintragen, ihm aber nie zum störenden Hemmnis werden. Er blieb uns erhalten, und das wollen wir allzeit dankbar als ein Glück empfinden, umso mehr, als man jetzt weiß, daß seine Einheit kurz nach seiner Verwundung aufgegeben wurde oder in russische Gefangenschaft geriet.

Und wir daheim überstanden ja auch zahlreiche Angriffe feindlicher Bomber, die schon so viel Tod und Verderben auf Braunschweig getragen haben.

So war es auch in der Nacht vom 12. zum 13. August. Wieder ging es hart her in unserer Stadt. Es war ein rechter, echter *Terrorangriff*, den die Engländer um die Mitternachtsstunde begannen. Wahl- und ziellos fielen Spreng- und Brandbomben von 400 bis 500 Flugzeugen auf Braunschweig. Schwere Kaliber ließen das Haus wieder in seinen Grundfesten erzittern, die Enkelkinder drückten sich voller Angst an die Mutter, der Hund verkroch sich in eine dunkle Ecke. Fast

40 Minuten voller Spannung dauerte der Feuerzauber. Das elektrische Licht hatte längst versagt, Kerzen ersetzten es. Die Flak schoss nach wie vor wild, aber Bomben schienen nicht mehr zu fallen. Ein schneller Blick vom Dach aus offenbarte mir Richtung und Ausmaß der unzählbaren Brände.

Unser und der Schwestern Haus stand, nur vom Luftdruck einer schweren Sprengbombe etwas mitgenommen, die die ganze Breite der Straße vor des Nachbars Haus (Löwenwall 15) tief aufgerissen hatte.

Ich eilte in die Stadt, nach unserem Grundbesitz zu sehen, an Bränden in der Auguststraße, am Bohlweg, am brennenden Rathaus (Südfront), also der ehemaligen, längst zerstörten Dompfarre gegenüber, vorbei, zunächst zum Hagenmarkt, weil aus dieser Richtung die größten Feuersäulen und Rauchwolken aufstiegen. Grothes Haus stand. Alle Fenster der Vorderfront waren wieder entzwei, nach der Hofseite zu aber war ein *großes* Nebengebäude durch Volltreffer völlig vernichtet.

Alle Grothes waren auf dem Posten, der Gefahr zu trotzen, zu retten und zu helfen. Daß wir uns gesund gegenseitig begrüßen konnten, war für beide Seiten ein Augenblick tiefer Befriedigung.

Schlimm, sehr schlimm aber wüteten Flächenfeuer rückwärts des Hagenmarktes. Vater Grothe und Rosel zeigten mir vom höchsten Dach ihrer Häuser aus das grausige Schauspiel, das nur ahnen ließ, was sich zwischen Radekint (Petri-Kirchen-Gegend) über den Wollmarkt bis zur Wendenstraße an Vernichtung und Schrecken zutrug. Viele Jahrhunderte alte Fachwerkhäuser sanken mit allem, was sie an Leben und Gut, an Erinnerungen und Kulturwerten bargen, in Schutt und Asche. Ganze Straßenzüge und Plätze sind zu Ruinen geworden, so besonders der Wollmarkt mit der ehrwürdigen Andreaskirche, die einschließlich Turm ausgebrannt ist. Ähnlich ist es der Beckenwerker-, Weber-, Kaiser- und Reichsstraße, den verschieden „*Tweten*“, die hier sozusagen zu Hause sind, ergangen.

In diesen alten, engen Straßen mit ihren zahlreichen, verträumten Hinterhöfen mußte das Feuer zur vernichtenden Auswirkung kommen.

Welche Fülle von Schrecken, Leid und Sorgen hat feindliche Willkür hierher getragen!

In ähnlicher Weise sind auch andere Stadtteile getroffen, so unter anderem ganz in unserer Nähe der „Ägidienmarkt“. Das gewaltige Dach der uralten, hochgebauten Ägidienkirche (jetzt Museum) ist abgedeckt, aber nicht ausgebrannt. Zerstört sind alle Häuser um die Weinhandlung Justus Kellner herum am Eingang der Mandelstraße. In der Kuhstraße haben Volltreffer gleich eine ganze Reihe von Häusern zum Einsturz gebracht. Am Bahnhof sind die alten Güterschuppen- und Nebengebäude vernichtet worden, der Eisenbahnverkehr ruhte einige Tage.

Es ist unmöglich, alle Gegenden näher zu bezeichnen oder gar die Straßen nennen zu können, in denen größere Brände tobten. Immer mehr verändert sich nun auch das Bild der inneren Stadt, die aber doch immer noch zahlreiche unersetzliche Kulturwerte birgt. Daß sie erhalten bleiben möchten, ist die tägliche Bitte der ganzen Bevölkerung an die Himmlischen Gewalten.

Auf dem Löwenwall hat es dieses Mal zwar nicht gebrannt, aber erst am andern Tag ergab sich, daß hier nicht weniger als neun schwere Sprengbomben niedergegangen waren, von denen nur eine (vor unseres Nachbars Hause) explodiert war, während alle anderen als Zeitzünder oder Blindgänger eine ganze Woche lang unsere Gegend, die alsbald nach allen Seiten abgesperrt wurde, in Atem hielt.

Die nächste (etwa 10-Zentner-Bombe) lag nur 18 Meter von meinem Hause entfernt in der Garage des Nachbars, ich habe sie mir angesehen: sie lag so harmlos da, daß der Hausbesitzer: Kanonen-Fricke, wie er genannt wird, im Nachbarraum schlief.

Eine zweite Bombe lag in dessen Garten, also auch „dichte bi“. Wir haben angesichts solcher unerwünschten Nachbarschaft, da der Entschärfungstrupp an anderen, verkehrsmäßig noch gefährlicheren Stellen, Tag und Nacht zu tun hatte, für vier Nächte die Schlafzimmer auf der Südseite des Hauses geräumt.

Schon hatten wir – am Tag den Eingang des Hauses wie immer benutzend – mit Bewußtsein gar nicht mehr an die nahen Bomben gedacht, als vier Tage nach dem Abwurf abends

halb neun Uhr, als ich gerade den Eingang passiert und den Untergarten erreicht hatte, eine gewaltige Detonation erfolgte, mit der sich ein unbeschreiblicher Hagel von Steinblöcken aller Größen, Barnsteinen, Balken und Brettern über Haus und Obergarten ergoss. Es fuhr mir doch ein Schreck durch die Glieder im Gedanken an alle Familienmitglieder!

Undurchdringlicher Staub hatte – wohl fünf Minuten – zunächst jede Sichtmöglichkeit genommen. Ich stürmte nach oben und traf – Gott sei Dank – alle Hausbewohner wohlauf an.

Wer die Verwirrung und die Größe der zu Hunderten im und am Eingang liegenden Brocken gesehen hat, muß es gleich mir als ein göttliches Wunder ansehen, daß niemand getötet oder verletzt wurde.

Aus der ganzen Gegend strömten die Menschen zusammen, die Sache zu „besehen“, aber auch um zu helfen, auf dem Asphaltweg, am Eingang und im Obergarten wieder einigermaßen Bahn zu machen.

Zahlreiche Steine sind bis auf unser Dach und in und über den Garten der Schwestern geschleudert. Schwester Käthe hat die Explosion vom Fenster aus gesehen und sie als eine schein-

bar bis zum Himmel aufsteigende Feuersäule bezeichnet. Was an den großen Glasbedachungen des Eingangs und der Veranda des Hauses noch heil war, ist nun restlos in Trümmer gegangen: „Sachschaden“, aber weiter auch nichts.

Die andere nahegelegene 20-Zentner-Bombe ist, ohne vorher sich mausig zu machen, nach sechs Tagen entschärft. Sie war durch ihre Schwere bis dahin *allmählich* auf 7 Meter Tiefe abgesackt, so daß erst umfangreiche Erdarbeiten bewältigt werden mußten, um an die Zündung herankommen zu können.

Zwischendurch hörten und spürten wir immer wieder „hochgehende“ Bomben, so insbesondere aus der Gegend des Leonhardplatzes, der, wie schon wiederholt, Angriffsziel der Feindbomber gewesen ist.

Daß auch das ehemalige Grundstück der Familie Kamrath in der Campestraße längst dem Terror zum Opfer gefallen ist, sei am Rande vermerkt.

Am 24.8. gegen Mittag trafen sich erneut nordamerikanische Bombergeschwader vor Braunschweigs Toren. Wieder rauschte es durch die Luft, von uns jedoch so weit entfernt, daß



Zuckerpackerei von Gerloff & Co., 05.08.1944

sich eine unmittelbare Wirkung nicht bemerkbar machte. Der Norden von Braunschweig mit den Orten Querum-Kralenriede-Waggum-Bienrode-Rühme war das klar erkennbare Ziel des Angriffs, der in dieser Gegend schon etwas zu bedeuten hatte.

Im Streukegel eines großen Werkes liegend, ist dabei leider auch das in 20 Jahren mit *unendlicher* Liebe und größtem Fleiß Stück um Stück aufgebaute Anwesen des Vettters Martin Gerloff und seiner Frau Haide Gerloff, geb. Kassel, völlig vernichtet worden³. Im Herzen nehmen wir innigen Anteil an diesem wahrhaft großen Verlust.

Familie für Familie – bekannt und unbekannt – ist irgendwie vom Kriegsgeschehen betroffen oder in Mitleidenschaft gezogen worden. Man weiß um unendlich viel Leid, um viele Sorgen, um tiefen Schmerz, man kann es aber leider

nicht jedem so zum Ausdruck bringen, wie man möchte. Wir Deutschen sind zu einer „Schicksalsgemeinschaft“ geworden, wie sie gleichgertete Ereignisse wohl noch nie geschaffen haben. Aus ihr soll und muß aber auch der starke Wille zur Tat erwachsen, zu vergelten, was der Feind uns angetan hat.

Wir treten in die Endphase des Krieges ein; sie zu meistern ist die letzte und größte Aufgabe, die jemals dem deutschen Volke gestellt ist. Wenn unbeugsamer Wille zum Widerstand sich mit dem *erwarteten* Erfolge der dicht vor dem Einsatz stehenden neuen überlegenen deutschen Waffen paart, muß der Sieg unser werden. Zu diesem Vorhaben gelte das Wort Joh. Gottfried Herders: „Lasset uns, meine Brüder, mit mutigem, fröhlichen Herzen auch mitten unter der Wolke arbeiten: denn wir arbeiten für eine große Zukunft.“

Bericht 10:

Ein Hochzeitsfest

Bomben auf Braunschweig am Sonnabend, den 9. 9. 1944, 11.00 Uhr abends, und in der Nacht von Sonnabend, den 16., zum Sonntag, den 17. 9. 1944, 2.30 Uhr (24. und 25. Angriff auf Braunschweig)

Am 9. 9. 44 feierten die Familien Gerloff und Grothe die Hochzeit ihrer Kinder Helmut und Rosel.

Helmut's ganz überraschendes Eintreffen von der Front ließ gerade 48 Stunden Zeit zur Vorbereitung der Hochzeit. Was in dieser sehr kurz gemessenen Frist geleistet werden mußte, um die Voraussetzungen zu schaffen, aber auch um den Tag ein wenig festlich und feierlich zu gestalten, soll nur angedeutet werden.

Was Umsicht und Einsatz dazu bis zum letzten vollbrachten, mag einer besonderen Würdigung vorbehalten bleiben. Nur das sei hier vermerkt, daß sowohl der sogenannte „Polterabend“, zu dem ich die beiderseitigen Familien in das Parkhotel eingeladen hatte, wie der ganze von Grothes arrangierte Hochzeitstag ganz wunderschön verliefen.

Die Ziviltrauung, bei der Vater Grothe und ich als Trauzeugen fungierten, fand am Vormittag im Rathause statt, die kirchliche Trauung vollzog halb drei nachmittags Pastor (Kirchenrat) Staats in der Katharinenkirche, umrahmt von Gesängen des Braunschweiger Opernsängers Lüttjohann. Klaus und Maren streuten dem jungen Paare beim Einzuge in die Kirche Blumen auf den Weg.

Und dann ging es nach der Güldenstraße in das „Haus zur Hanse“, allwo sich 24 Personen zum Hochzeitsessen einfanden. Zahlreiche wohlgelungene Aufnahmen vermitteln hübsche Erinnerungen an den 9. September. Rosel, unsere liebe Schwiegertochter, sah in ihrem – man darf wohl mit Recht sagen – wunderschönen Hochzeitsstaate allerliebste aus. Auch das beweisen die Bilder. Trotz des Ernstes der Zeit kam sehr bald eine fröhliche Stimmung an der Hochzeitstafel auf. Vater Grothe entbot den Willkommensgruß, während ich zum jungen Paare sprach.

Das Hochzeitsmahl stand auf *friedensmäßiger* Höhe, gleicherweise in der Zusammensetzung wie in der Güte. Darüber will ich hier aber lieber schweigen, um denen, die nicht dabei sein konnten, nicht den Mund wässrig zu machen.

Dann kamen aber noch besondere Genüsse durch gesangliche Vorträge von Ella Grothe, der ältesten Schwester der Braut, und von dem schon genannten, bedeutenden, langjährigen Opernsänger der Braunschweigischen Staatsbühne, Herrn Lüttjohann, der erstere zu einer auch schon lange hochbewährten Künstlerin ausgebildet hat.

Mit gleich feinem Geschick brachte Ella Grothe auch noch eine von ihr verfaßte Hochzeitszeitung zum Vortrage, die, sozusagen im Galopp, auch noch fertiggestellt zu haben, besondere Anerkennung verdient.

So vergingen, während immerfort neue materielle Genüsse aufgetragen wurden, die Stunden wie im Fluge. Man hatte mal alle Sorgen des Alltags vergessen und war ganz Mensch unter fröhlichen Menschen, als etwa um viertel elf Uhr eine ernste Stimme den Einflug von Kampfverbänden in das nordwestliche Küstengebiet bekannt gab.

Man kehrte mit seinen Gedanken schnell in die Wirklichkeit zurück, wie sie jetzt Tag für Tag und Nacht für Nacht uns in Atem hält. Kurz nach halb elf Uhr gab es Vollalarm. Der nun folgende Aufbruch paßte allerdings nicht in des Tages und der beteiligten Menschen Harmonie und Stimmung. Die frohe Tafelrunde stürmte auseinander, man suchte seine Garderobe und trat dann beschleunigt den Weg in die Dunkelheit an, die wohl jedem zunächst völlig undurchdringlich erschien.

Unvorbereitet strebte jeder dorthin, was er noch rechtzeitig zu erreichen hoffte. Es bildeten sich verschiedene Gruppen, und eine derselben waren Margot, Lisa und ich, Walter und Margret, um eilenden Schrittes gemeinsam noch unser Haus am Löwenwall zu erreichen. Das war um Margrets und Walters willen, die beide in ihrem Zustande vor jedem Fall und Stoß unbedingt bewahrt bleiben mußten, für mich eine etwas sorgenvolle Partie.

Wir erreichten gerade das Haus, den Keller, als über uns schon starkes Gebrumme feindlicher Flieger und aus dem Radio die Mitteilung der Gaubefehlsstelle zu vernehmen war, daß über Braunschweig Kaskaden gesetzt würden. Es „rauschte“ denn auch, Bomben fielen, offensichtlich aber nicht in unmittelbarer Nähe. Immerhin, die Kellertüren ratterten, und das sagt genug. Lange mußte ich warten, vom Dache aus Ausschau zu halten. Da wir nicht wußten, wo das junge Paar geblieben war, beseelte mich doch Unruhe, als ich vom Dache aus vielerlei Brände sah – verteilt nach mehreren Himmelsrichtungen.

Unmittelbar hinter Grothes Haus waren Bomben niedergegangen, auch in den benachbarten Straßen, nach dem Petritor zu, im Norden und Westen der Stadt.

Es gab auch allerhand Tote und Verwundete, aber das Ausmaß der Schäden war doch nicht so groß, wie bei anderen Angriffen. Helmut und Rosel waren mit zwei Hochzeitsteilnehmern in den Bunker an der Steinstraße geflüchtet. Sie wurden dort als „Hochzeiter“ erkannt und konnten - oder mußten - von vielen unbekanntem Bunkerbesuchern noch Glückwünsche entgegennehmen.

Unangenehmer war der Bombenüberfall eine Woche später, also wieder an einem *Sonntag*, der seit langem in Braunschweig als besonders „bombengefährlich“ angesehen wird. Tatsächlich sind von den bisherigen Angriffen auf Braunschweig *überraschend viele* an einem Sonntagabend erfolgt.

Etwa um 2.00 Uhr nachts, am 17.9. 44, wurde Voralarm gegeben. Ich blieb – wie immer – liegen, während Margot – meine Frau – auch dann schon immer aufsteht und in unserem großen Hause alle – vielseitigen – Vorbereitungen trifft.

Dann hörte ich es plötzlich *gewaltig* krachen, ohne daß die Sirene Vollalarm verkündet hatte. Margot stürzte ins Schlafzimmer: „*Die Flieger sind schon über uns, es fallen Bomben!*“ So schnell und so wenig einsatzbereit war ich noch nie in den Keller gelangt. Den anderen ging es nicht besser; jeder suchte, während weiter das Haus von Bombenwürfen erzitterte, ein Plätz-

chen in den Kellern, um sich kleidungsmäßig zu vervollkommen.

Dazu gehörte auch das junge Paar, das, von Goslar kommend, für zwei Tage noch bei uns Quartier genommen hatte.

Ich hatte rechte Sorge, daß unser Haus getroffen sein könnte, so nahe waren die Einschlänge. Tatsächlich war es dem Feinde gelungen, eine Wolkendecke ausnutzend, wie man sagt, von Frankfurt a.M. kommend, also von Süden her, mit etwa zehn bis zwölf Kampfmaschinen ganz überraschend Braunschweig anzugreifen.

Diese Überraschungsaktion hat schwerwiegende Folgen gehabt. Mit Hilfe von Leuchtzeichen haben die feindlichen Flieger gut gezielt und entsprechende Erfolge errungen. Denn die Menschen waren z.T. auf dem Wege zum Bunker oder noch in den Häusern. In den Hotels und auf den Straßen sollen sich trotz des Ernstes des Augenblickes allerhand erheiternde Szenen abgespielt haben, die jeder, der dieses liest, sich selbst ausmalen mag.

Die Zahl der Toten und Verwundeten war, besonders wenn man das Militär rechnet, groß, denn eine schwere Mine hat einen ganzen Flügel des Luftwaffenlazarets (hinter der Salzdahlumer Straße) weggerissen und viele Soldaten getötet oder verwundet.

Schwer getroffen wurden unter anderem auch *Vorwerk* und Siedlung des Volkswagenwerkes an der Hamburger Straße. Beides ist der Farbenfabrik Grothe unmittelbar benachbart. Eine weithin leuchtende Kaskade, die vom Boden aus die Gegend erleuchten sollte, fiel in den Fabrikhof Grothe, konnte aber rechtzeitig gelöscht werden.

Die Angriffsziele lagen hauptsächlich im Südosten, Osten und Norden der Stadt. Der Süden – also die Gegend des Gerloffshofes – blieb, bis auf zerbrochene Fensterscheiben, verschont.

Der alarmlose Überfall hat *große Unruhe* in die Bevölkerung getragen. Das macht sich noch jetzt zum Schaden der Arbeitsleistung stark bemerkbar, wenn Einflüge im Westen gemeldet werden. Am Abend des 17. 9. 44 fuhr Helmut wieder ab. Rosel und ich brachten ihn um 10.00

Uhr abends zum Ostbahnhof an der Helmstedter Straße, wo wegen der Zerstörung des großen Stellwerkes – wie auch an der Frankfurter Straße (bei der ehemaligen Schenkelschen Fabrik) – behelfsmäßige Bahnsteige eingerichtet sind, da – bis jetzt noch – nur wenige Züge vom Hauptbahnhof abgehen können.

Die Panne der Nichtalarmierung in der Nacht hätte keinesfalls passieren dürfen, die Verantwortlichen dafür sollen zur Rechenschaft gezogen sein.

Da sich auf dem Gerloffshofe nichts veränderte, sind inzwischen noch über 25 Aufnahmen gemacht, die die Folgen der schweren Zerstörungen am 5. 8. 44 auch für den eindrucksvoll veranschaulichen, der sie nicht an Ort und Stelle sehen kann. Es ist kein Zweifel, daß der Gerloffshof zu den *schwerst*getroffenen Betrieben der Stadt überhaupt gehört.

Nach langem Bemühen besteht nun *Aussicht*, daß zwei Teilgebäude (im Speicher B u. C) für Lagerungszwecke Gerloff & Co. und Herm. Dancker behelfsmäßig überdacht und auch sonst

notdürftig hergerichtet werden. Es handelt sich um Gebäudeteile, deren Wände stehen geblieben und auch in sich nicht verworfen sind.

Wie lange mag es aber bis zur Ausführung noch dauern? Inzwischen arbeitet die Packerei in den Hofräumen unseres Hauses Steinstr. 2. Es fehlt an vielem noch, vor allem an Maschinen, um deren Wiederbeschaffung unentwegt gekämpft wird. Die Leistung der Packerei ist auf 40 Prozent gesackt. Ich hoffe, sie langsam zu verbessern.

Vor einigen Tagen erschien dort auf dem Hofe ein alter Mann, der *unseren Vater* noch aus der Zeit gekannt hat, da der Betrieb noch in der Steinstraße war. Er erklärte, daß Herr Gerloff damals, gerade in den jetzt von mir belegten Räumen, viele Versuche mit neuartigen Zuckerbearbeitungsmaschinen gemacht habe. Welcher Art diese gewesen sind, wusste er nicht mehr. Jedenfalls muß das so um 1890 - 1892 gewesen sein. Ich kann mich dessen nicht erinnern.

So gewinnt die durch höhere Gewalt zustandegewordene Wiederanknüpfung an eine Zeit vor über 50 Jahren erhöhte Bedeutung.



Zerstörte Waage auf dem Gerloffshof, nach dem 05.08.1944

Bericht 11:

Eine zweifelhafte „Heldentat“

Bombenwürfe auf Braunschweig am Donnerstag, den 28.9.44, 11.30 Uhr abends. 26. Angriff auf Braunschweig

Der 28.9. bescherte uns, rechne ich die Nacht zum 29.9. mit, *drei Alarme*. Der letzte fand morgens von 3.00 bis 4.00 Uhr statt. Es war wohl für viele schwer, danach nochmal einzuschlafen; mir gelang es jedenfalls nicht.

Vielleicht sollten diese drei Alarme Braunschweig an den 1. schweren Angriff auf Braunschweig, genau vor einem Jahr, erinnern. Damals gab es viele Tote. Es fehlte noch in vielem an Erfahrungen. Damals wurden die Unternehmen Westermann und Grotrian, dann besonders Riddagshausen und in Braunschweig die Gegend der Scharnhorststraße schwer getroffen. Der Gerloffshof blieb, wie die ganze Südstadt, damals noch verschont.

Großmutter Anny Gerhard hat, vom jüngsten, am 22.9. in Harzburg geborenen, auch von mir lebhaft begrüßten Enkel Jörn-Uwe kommend, alle drei Alarme am gestrigen Tage miterlebt, den ersten in Wolfenbüttel in der Apotheke, den 2. und 3. in Braunschweig bei uns im Keller.

Der Abendalarm war mit *Bombenabwurf* verbunden. Der Gaubefehlsstand kündete rechtzeitig an, daß mehrere Bombergruppen von Goslar her Richtung auf Braunschweig genommen hätten. Und bald danach waren auch in südlicher und westlicher Richtung von unserem Hause Kaskaden zu sehen.

Lebhafte Schießerei setzte ein, aber dazwischen waren Bombenwürfe deutlich spürbar, für uns so wenig, daß sie schon in einiger Entfernung erfolgt sein mußten. Immerhin, unser Hund Nelly nahm Veranlassung, wie immer bei Bombenwürfen, sich in die dunkelste Ecke des Kellers zu verkriechen.

Man atmete wieder einmal erleichtert auf, als die unmittelbarste Gefahr vorüber zu sein schien. Ich stieg aufs Dach und sah keinerlei Feuerschein. Es hat sich denn auch ergeben, daß dieses Mal, wie es jetzt vom Feinde bevorzugt zu

sein scheint, nur Minen und Sprengbomben geworfen wurden. Damit wurden besonders bedacht: der Flugplatz bei Broitzem, die Luther-Werke, der Vorort Merverode (allwo unter anderem der „Kammerkrug“ völlig vernichtet wurde), die Siedlung Klein-Stöckheim, dann der Norden von Braunschweig und Völkenrode.

Zahlreiche Bomben sind ferner zwischen unserer Scheune bei Broitzem und dem Ort Broitzem niedergegangen. Unsere Scheune hat dabei im Schutze des angelehnten Schafstalles von Beutnagel gestanden, der schwer mitgenommen ist.

Auch Wolfenbüttel, die Gegend der Kasernen, soll bombardiert worden sein. Die Gefolgschaftsmitglieder aus Wolfenbüttel fehlen heute. Näheres ist noch nicht bekannt.

Ein von Seesen über Wolfenbüttel ankommender Zug ist bei Thiede – wenige Kilometer vor Braunschweig – mitten in den Angriff gekommen. Die Reisenden haben – im Graben liegend – eine böse Schreckensstunde erlebt. Zahlreiche Bomben gingen in eine nahegelegene Kiesgrube. Weiteres ist noch nicht bekannt.

Auf dem Gerloffshofe sind durch Luftdruck im Hause Frankfurter Straße 39 einige Scheiben zu Bruch gegangen.

Der *Nachmittagsalarm* sah zeitweilig sehr bedrohend aus, Geschwader auf Geschwader überflogen uns oder kreisten im Raume Braunschweig.

Eine große Luftschlacht entwickelte sich im Raume Braunschweig-Wolfenbüttel-Börßum, östlich und westlich davon.

Mehrere Abschüsse wurden in Braunschweig beobachtet. Über Wolfenbüttel stiegen acht bis zehn Feindflieger mit Fallschirm aus ihren Flugzeugen aus; sie landeten z.T. mitten in der Stadt Wolfenbüttel. Darunter war einer, der in der Krümmen Gasse am Fenster eines Hauses mit dem Seidenschirm hängen blieb. Er wurde von den Bewohnern ins Haus gezogen, entwaffnet und festgehalten. Doch bevor er, wie die anderen, der Polizei zugeführt werden konnte, kam ein Soldat, der zurzeit in einem Lazarett in Wolfenbüttel liegt, in das Haus und erschoss mit einem Revolver kurzerhand den Amerikaner.

Sein anfänglicher Stolz auf diese „Heldentat“ soll durch die allgemeine Empörung der Bewohner, an der sich nachher auch seine eigene, vor wenigen Wochen oder Monaten ihm angetraute Frau, die Helferin in der Apotheke in Wolfenbüttel ist und dort auch wohnt, beteiligt hat, stark abgekühlt sein.

Wir haben bestimmt keine Veranlassung, gegenüber unseren Feinden mit ihren Terrormethoden sentimental zu sein, aber diese Handlung eines nicht einmal im Dienst befindlichen Soldaten ist nicht nur in hohem Maße töricht, sondern auch unwürdig.

Im Kampf mit dem Feinde gibt es keinen Pardon, und schonungslos muß auch der daran glauben, der bei seiner etwaigen Gefangennahme Widerstand leistet. Aber einen bereits Gefangenen, für den gar keine Fluchtmöglichkeit mehr bestand, wie hier, in einem von deutschen Volksgenossen bewohnten Hause wider Recht und Ordnung niederzuknallen, ist einfach eine Gemeinheit, die offensichtlich auch seiner jungen Frau jähren Schrecken eingejagt hat. Das alles hat Großmutter Anny Gerhard - bis auf die Erschießung selbst, die ja in einem anderen Hause erfolgte - im Keller der Apotheke miterlebt, in dem der schießlustige Soldat nach seiner Heldentat erschien, um sie seiner Frau mitzuteilen. Die Aufnahme, die er fand, soll ihn allerdings veranlaßt haben, sich bald zu „verdrücken“.

Der Nachmittagsangriff der Feindflieger hat, wie man jetzt weiß, der Stadt Magdeburg gegolten. Magdeburg, das vom Feinde so lange verschont wurde, soll schwer mitgenommen sein.

Die Steigerung der Terrorangriffe und damit die Zunahme der Städtezerstörungen erfüllt unser aller Herzen mit großer Betrübnis und Sorge. Deutlich wird das Bestreben des Feindes erkennbar, zur Unterstützung der auf den Schlachtfeldern im Osten, Westen und Süden gewonnenen Siegeszuversicht noch vor Eintritt des Winters und vor dem Einsatz neuer deutscher Vergeltungswaffen das deutsche Volk mürrisch und verhandlungsbereit zu machen.

Warten wir gefaßt und ruhig ab, ob die deutsche Festung sturmreif zu machen ist oder ob wir nicht Mittel in der Hand haben, dem angreifenden Gegner ein Eindringen in den deutschen Bereich zu Lande, zu Wasser und in der Luft zu verbieten. Hierzu ist uns dann allerdings jedes Mittel recht, koste es ihn, den Feind, auch Blut und Leben in bisher noch unvorstellbarem Ausmaße.

Wenn der Feind zur Vollstreckung seines Vernichtungswillens, wie er sich in Wort und Schrift bei den Feindmächten immer sadistischer äußert, zum Sturm auf die Festung Deutschland ansetzt, dann erst ist der Zeitpunkt gekommen, den Angriff nicht nur abzuwehren, sondern dem Feinde mit anderen Mitteln als bisher die Waffe aus der Hand zu schlagen, ihn zu vernichten.

Die Stunde der Entscheidung naht.

Bericht 12:

Das Inferno

Bombenwürfe auf Braunschweig am Sonntag Abend, den 1. Oktober, und Montag Abend, den 2. Okt. 1944 (27. u. 28. Angriff auf Braunschweig), der schwere Terrorangriff in der Nacht vom Sonnabend, den 14. 10., auf Sonntag, den 15. Oktober 1944 (29. Angriff auf Braunschweig), der Mittagsangriff am Sonntag, den 22. Oktober 1944 (30. Angriff auf Braunschweig).

Die Bombenwürfe am 1. und 2. Oktober abends kann man wohl noch als „Zielangriffe“ bezeichnen. Beide galten den *nördlichen* Vorortbezirken um Hamburger Straße – Braunschweig-Querum – Bienrode sowie Veltenhof – Waggum – Wenden. Es ist der Raum, der durch Industrieanlagen, Kanal, Hafen, Flugplatz, durch mehrere Bahnhöfe und Reichsautobahn sichtbar gekennzeichnet ist.

Es ist denn auch in ihm viel Sachschaden angerichtet worden, wobei natürlich auch die dort gelegenen Wohnstätten erheblich in Mitleidenschaft gezogen worden sind.

Zu gleicher Zeit sind im Süden der Stadt – ob zufällig oder absichtlich, ist zweifelhaft – etliche Bomben in Merverode (an der Straße nach Wolfenbüttel) niedergegangen, durch die insbesondere die dortige Siedlung getroffen wurde.

Immerhin, die eigentliche Stadt blieb verschont. Mit sichtlicher Erleichterung stellte man das „hinterher“ fest.

Es folgten sogar etliche Tage ohne Alarm, was auf Stimmung und Haltung der Bevölkerung sichtbar wohlthuend wirkte. Sehr bald kam es aber wieder anders. Doch ging das drohende Ungewitter noch jedesmal gnädig an uns vorüber.

So war es auch beim Alarm am Sonnabend, den 14.10., gegen 9.00 Uhr abends. Man legte sich hinterher in der gläubigen Meinung zu Bett, daß es mit diesem Feindbesuch für diese Nacht wohl „abgetan“ sei.

Doch kurz nach 2.00 Uhr nachts heulten die Sirenen weder auf. Die Nachrichten der Gaubefehlsstelle klangen nach all den gesammelten Erfahrungen durchaus nicht beunruhigend oder gar alarmierend. Es war immer nur von Einzelflugzeugen und kleineren Pulks die Rede,

die bald um Hannover, bald um Goslar, bald um Braunschweig und östlich davon kreisten.

Ein jähes Erschrecken aber folgte, als es gegen halb drei Uhr taghell über der Stadt wurde. Leuchtkugeln über Leuchtkugeln standen über uns!

Und kurz danach war denn auch die Luft von einem unheimlichen Sausen und Brausen, von dumpfen Detonationen, von Krachen und Bersten, von Feuer und Rauch erfüllt. Unser Haus erzitterte wieder, wie im April des Jahres, in seinen Grundfesten. Der gewaltige Luftdruck drang bis in unsere Keller und ließ Schlimmes ahnen. Fast drei viertel qualvolle Stunden dauerte das Toben der Gewalten, das wohl jedem, der es in der Nähe miterlebte, den Untergang anzukündigen schien.

Meinen Weltkriegsstahlhelm auf dem Kopf, drang ich als einziger Mann im Hause, so früh als nur möglich nach oben. Mir folgte dieses Mal nur unsere dabei immer tatkräftige Stütze Hilde, nicht aber meine tapfere Frau, weil sie noch in Harzburg war. Am Sonnabend, den 14. 10., hatte sie unsere Tochter Margret mit dem neugeborenen Jungen nach Braunschweig zurückbringen wollen, aber aus besonderem Grund diese Absicht um 24 Stunden verschoben. Für diese schicksalhafte Fügung können wir nur voller Dankbarkeit sein.

Was sich mir auf meinem von Glas, herausgerissenen Fenstern und [Trümmern] versperrten Wege nach oben darbot (vom Keller bis auf unser Dach sind es 97 Stufen), überstieg alle Befürchtungen.

Die im *inneren* Hause liegende eichene Treppe brannte im obersten Stockwerk an zwei Stellen bereits lichterloh. Diese mit Wasser, das wir überall bereitstehen hatten, zu löschen, übernahmen die Nachfolgenden, während ich selbst im Eiltempo die Bearbeitung von Brandherden auf dem Boden und auf dem Dache selbst in Angriff nahm. Ich wußte ja, daß die nächsten Minuten darüber entscheiden, ob ich es noch schaffte oder nicht.

Auf dem Dach, auf dem man sonst in seiner ganzen Ausdehnung entlang gehen kann, konnte ich nur liegend mir zugereichte Eimer

und [Kannen] ausschütten, weil sich aus dem ungeheuren Feuermeer ringsum durch den Wechsel und Zusammenprall zwischen heißer und kalter Luft „Feuerstürme“ gebildet hatten, deren ungeheure Stärke und Gewalt man erlebt haben muß, um sie sich vorstellen und richtig einschätzen zu können.

Es war ein einziges Toben des Feuer-elementes, gleich grandios [in der] Anschauung wie unheimlich in der Wirkung! Man glaubte, daß ein orkanartiger Sturm sich just in dem Augenblick aufgemacht habe, da die Feinde unsere alte Stadt an allen Ecken und Enden in Brand gesetzt hatten. Dem war aber nicht so.

Über das Rasen der Feuerstürme, entlang den Straßen, über kleine und große Plätze hinweg, die den zu vielen Tausenden aus der [Stadt] fliehenden Menschen den Weg, abschnitten, sind erschütternde Einzelheiten bekannt geworden. Groß ist dadurch auch die Zahl derer, die aus den Kellern der engen, fast nur aus Fachwerkhäusern bestehenden Innenstadt nicht mehr entweichen konnten und im undurchdringlichen Rauch den Erstickungstod gefunden haben. Unter den Vielen befindet sich tragischerweise auch mein kaufmännischer Lehrling Helmut Lehmann, dessen Vater langjähriger Angestellter bei mir war. Wir haben ihn inzwischen zur letzten Ruhe gebettet.

Auch Vater Grothe ist mit seinen beiden Töchtern Irmel Joohstedt und Rosel Gerloff, unserer lieben Schwiegertochter, mit knapper Not dem Feuer- oder Erstickungstode entronnen. Die Drei waren im Keller des Hauses Hagenmarkt 18 und 19 – zwei jahrhundertalten großen Fachwerkgebäuden neben der schönen Hagenmarkt-Apotheke – verblieben. Das Feuer griff mit solcher Schnelligkeit um sich, daß sie nur über mehrere Kellerdurchbrüche hinweg und wieder zurück ins Freie gelangen konnten. Der Versuch, durch eine der vielen hier mündenden Straßen: Hagenbrücke, Casparistraße, Wendenstraße, Fallersleber Straße usw. zu laufen, mißlang. Von überall raste der Feuersturm auf den Hagenmarkt zu. Die Drei suchten Schutz unter einem Löwen des großen von Louis Winter erbauten Hagenmarktbrunnens. Aber auch er bot keinen Schutz mehr, da die hier zusammentreffenden Feuerstürme den großen Brun-

nen in einem alles vernichtenden Wirbel zu umkreisen begannen.

So stürmten die Drei, fest aneinander geschmiegt, mit letzter Kraft, aber auch mit großem Mut dem Bohlweg zu, auf den immerfort brennende Dachbalken und Sparren niederprasselten. Unter gleichhohen Gefahren durchschritten sie im Eiltempo den Haus für Haus brennenden Steinweg.

Sie kamen bis zum Löwenwall, sahen mein Haus zwar noch stehen, aber von rechts und links so von Flammen umlodert, daß ein Eintritt selbst in den breiten Obergarten meines Hauses nicht möglich erschien.

So liefen sie weiter ostwärts, um schließlich am Altewiekring bei Bekannten einen ersten Halt zu machen. Diese Flucht vor tödlichen Gefahren ist nur ein Beispiel von Tausenden im Kampf ums Leben mit dem Feuersturm.

Die vollkommene Zerstörung Braunschweigs ist mit diesem Angriff das Ziel der Engländer gewesen. Nur vermittels des rücksichtslosesten Terrors konnte das möglich werden. Eine neue „Flieger-Taktik“ der anfänglichen Vereinzelung, wie ich sie eingangs erwähnte, tarnte diese Absicht, um dann von der Elmgegend aus, also von Süd-Süd-Osten her, mit ca. 500 Flugzeugen in zahlreichen Wellen zum Angriff auf Braunschweig zu schreiten.

Auf den durch Leuchtkugeln „abgesteckten“ Raum sollen mehrere hunderttausend Brandbomben und Zehntausende schwerer Sprengbomben, auch Minen abgeworfen sein.

Die Wirkung mußte danach eine verheerende sein und ist es auch geworden. Am Einfachsten wäre es für mich, die *wenigen* Gebäude oder Häusergruppen zu nennen, die den Sturm überstanden haben. Anschaulicher ist es aber doch wohl, wenigstens in Umrissen das zu nennen, was vernichtet worden ist.

Der Massenabwurf hat wohl um die Wolfenbüttler Straße herum begonnen, die die Spitze des in nördlicher Richtung fächerartig über Alt-Braunschweig sich ausbreitenden Angriffs bildet. Einzelne Fliegergruppen mögen auch von Osten her angegriffen haben.

Begrenzt wird der Angriffsraum ungefähr wie folgt:

- Im Süden vom Löwenwall-Augusttor-Siegesplatz,
- im Westen von Juliusstraße-Kreuzstraße-Goslarsche Straße,
- im Norden von Celler Straße-Neustadt-ring-Wendenring,
- im Osten von Parkstraße-Wiesenstraße-Humboldtstraße.

Der Angriff hat also z. T. erheblich über die alte Okerumflutung hinübergreifen. Die Längs- und Querachse ist etwa je zwei Kilometer lang, so daß ein Raum von fast vier Quadratkilometern der Vernichtung anheimgefallen ist. Auch der Gerloffshof lag noch im Brandbombenstreifen ...

Wie einerseits an gewissen Stellen auch über die angegebenen Grenzen der Bombenregen niederging, blieben andererseits auch kleinere Teile des umrissenen Angriffsraumes von stärkerem Bewurf verschont und damit erhalten. Am auffälligsten ist das zwischen dem Adolf-Hitler-Platz (früher Friedrich-Wilhelm-Platz), der gleichnamigen Straße, der Reichspost (die nur ernsteren Schaden am Fernsprechturm und der Paketpost erlitt) und dem Kohlmarkt der Fall, während wiederum der Bahnhof selbst schwer getroffen wurde. Von der großen Halle stehen nur noch die Umfassungsmauern und auch das Dach des Bahnhofshauptgebäudes ist vernichtet.

Auf einen unserer Lastkraftwagen war ein durch eine Mine entwurzelter 100-jähriger Kastanienbaum gestürzt, unter dessen Wucht erhebliche Schäden am Wagen entstanden.

Alle sonst im oben gekennzeichneten Angriffsraum – inselgleich – stehengebliebenen Gebäude sind Einzelercheinungen. Nur hin und wieder bilden sie noch kurze zusammenhängende Straßenfronten.

Das furchtbare Ausmaß der Zerstörung anzudeuten nenne ich im nachfolgenden aus den verschiedenen Stadtbezirken jeweils einige Straßen, in denen so gut wie kein Haus erhalten blieb:

- Im Süden: Löwenwall; Ritterstraße; Kuhstraße; Auguststraße;

- Im Westen: Wilhelmi- und Petritorwall, Echternstraße; Güldenstraße; Scharrnstraße; Breite Straße; Südklint; Radeklint; Südstraße; Eiermarkt; Steinstraße; Altstadtmarkt; Sonnenstraße;

- Im Norden: Wendenring; Okerstraße; Beckenwerkerstraße; Weberstraße; Lange Straße; Wollmarkt; Kaiserstraße; Reichsstraße; Wendenstraße; Wilhelmstraße; Hamburger Straße; Schleinitzstraße;

- Im Osten: Wendentorwall; Pockelsstraße; Abt-Jerusalem-Straße; Fallersleber-Tor-Wall; Fallersleber Straße; Humboldtstraße; Wiesenstraße; Kasernenstraße; Moltkestraße; Bismarckstraße; Kaiser-Wilhelm-Straße;

- Im Zentrum: Münzstraße; Damm; Neue Straße, Sack, Kleine Burg; Domplatz und Umgebung; Langer Hof; Bohlweg; Steinweg; Petrikerche und Umgebung; Hintern Brüdern; Meinhardshof; Hagenbrücke; Hagenmarkt mit Umgebung.

Und jede dieser Straßen barg architektonische Kostbarkeiten in großer Zahl, jahrhundertalte reichgeschnitzte und buntbemalte Fachwerksbauten mit ihren charakteristischen Giebeln, Erkern und Winkeln, die der Stadt Braunschweig ihr eigenes, immer wieder packendes Gepräge gaben.

Und zwischen den langen Fronten dieser Straßen lagen verstreut prachtvolle alte Patrizierhäuser und städtische Bauten mit reichem ornamentalem Schmuck aus Braunschweigs mittelalterlicher Blütezeit, breite, zumeist dreischiffige Kirchen mit zumeist hochragenden Doppeltürmen versehen, die sich hoheitsvoll und gleichsam schützend über den Weichbildern der Stadt erhoben, denen sie zugehörten.

Heinrich der Löwe war es (gestorben 1195), der als Erster in großzügigen Bauschöpfungen seine Macht und seinem Stolze Ausdruck verlieh, Bauten, von denen uns der Dom, die Katharinen-Kirche, die zum Mittelpunkt des von Heinrich dem Löwen planvoll gestalteten Weichbildes Hagen wurde, und auch die Martinikirche [erhalten geblieben waren].

Damit war der Grund gelegt zu dem Gesicht, das Braunschweig am Ausgange des Mit-

relaters aufwies und das allen späteren Bestrebungen, die Enge der Innenstadt aufzulockern und den Verkehr zu fördern, auch allen baulichen Verschandelungen des 19. Jahrhunderts zum Trotz, in wichtigen und charakteristischen Zügen uns bis jetzt erhalten geblieben war.

Durch Jahrhunderte hindurch wetteiferten der sehr eigenmächtige und eigenwillige Rat der Stadt, der seine Selbständigkeit gegen die Wolfenbüttler Herzöge bis 1671 durchzusetzen vermochte, mit den mittelalterlichen Zünften und Gilden und später mit den Handelsherren der Hansezeit, nicht nur sehr stattliche, zweckvolle und repräsentative, sondern auch formschöne Bauten aufzuführen.

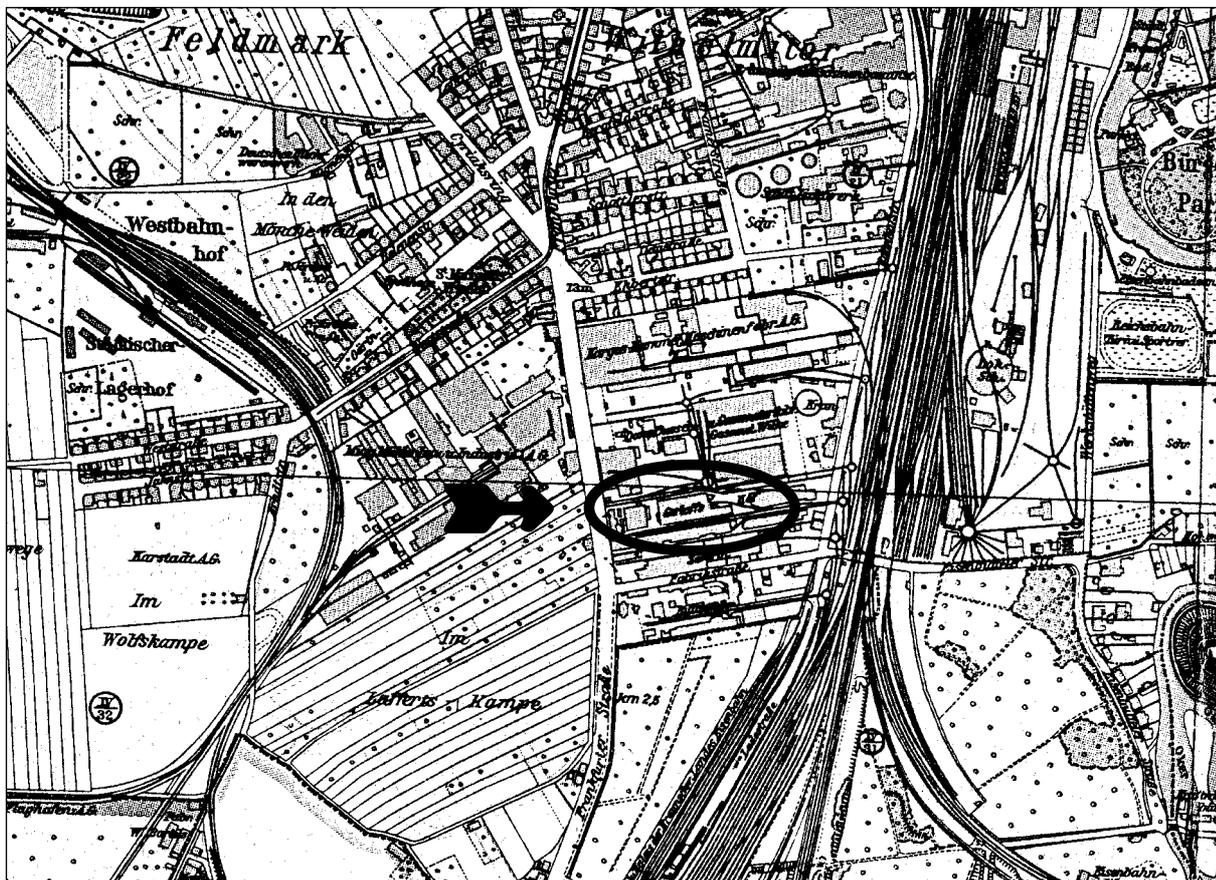
Und ihr vielseitiger Schmuck in Schrift, Schnitzwerk und Bildhauerei verraten – wechselnd im Wandel der Zeiten – viel Frömmigkeit, aber auch viel Geist und Humor.

Aus allen Epochen der Blütezeit der Holzarchitektur Braunschweigs (von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis etwa 1700) besaß unsere Stadt

wertvolle Zeugen. Waren uns doch bis zum 15. Oktober 1944 über 800 stilvolle, z. T. reich verzierte Fachwerkhäuser erhalten geblieben. Ob heute ein Dutzend davon steht? Ich wage es nicht zu behaupten. Gleichgeblieben ist in der Architektur der alten Fachwerkhäuser während der ganzen Zeit, daß ihre 2. und 3. Geschosse „vorgekragt“⁴¹ waren, während die Schnitzformen der „Knaggen“⁴² und Schwellen in den einzelnen Perioden stilmäßig vielfachen Wandlungen unterworfen waren: vom Treppenfries in der spätgotischen Zeit über die Knieknagge, Trapezmotiv, im Übergang zur Renaissance der Rankenstab und gotische Maßwerkmotive. In diese Zeit (1512) fällt die wundervolle Holzarchitektur in 13 Feldern an meinem Geburtshause Steinstraße 3.

Es folgt um etwa 1520 bis 1570 das alte klassische Motiv des „Fächerfrieses“.

Im letzten Abschnitt von etwa 1550 bis 1700 sind Schmuckmotive bevorzugt: Bandgeflechte, die in der Folgezeit sich zu prächtigen Ornamenten entwickelten. Wie wunderschön



Der Gerloffshof im Südwesten Braunschweigs, umgeben von Industrieanlagen, nahe dem alten Hauptbahnhof.

war es, diese Entwicklung nicht nur in Buchbildern, sondern an unseren schönen Fachwerkhäusern selbst zu beobachten.

Generation auf Generation hat sich an all diesen Schöpfungen erfreut, ihr Vorhandensein als ein Stück persönlichen Besitzes betrachtet und jeden Fremden, den man führte, mit tiefer Befriedigung, ja mit Stolz auf sie hingewiesen.

Und nun ist unsere Stadt in einer einzigen Nacht, der schlimmsten, die das 1000jährige Braunschweig erlebte, fast vollkommen seiner kulturellen Schönheiten aus vergangenen Jahrhunderten entkleidet worden.

Mit Ausnahme der kleinen unbedeutenden Michaeliskirche in der Güldenstraße sind sämtliche alten Kirchen der Stadt, ich nenne den Dom, die Katharinen-, die Magnikirche (lt. Urkunde bereits aus dem Jahre 1031 stammend) die Martini-, Petri-, Brüdern-, Ägidienkirche, auch die alte, architektonisch wertvolle katholische Kirche am Sandweg, zu Ruinen geworden.³ Alle stolzen Türme dieser Kirchen verloren ihre herrlichen Glocken und ihre kupferbedeckten, durch Patina so wundervoll grünschimmernden hohen Turmspitzen. Es ist, als ob die Türme ihre ihnen eigentümliche, lebendige, jedem Menschen fühlbare, ja ins Herz dringende Sprache verloren hätten, wenn man nun an den Stümpfen vorüberschreitet.

Es ist unmöglich, die Gebäude alle zu benennen, die als eindrucksvolle Wahrzeichen vergangener Jahrhunderte besonders ans Herz gewachsen waren, und die man mit seinen Augen nun vergeblich sucht. Nur einige seien hier vermerkt, um Antwort auf sonst nur zu berechtigte Fragen nach ihnen zu geben:

- Das Schloß am Bohlweg, eine Schöpfung des genialen Baumeisters Ottmer, steht in seinen äußeren Abmessungen zwar, aber das Feuer hat schwer in ihm gewütet, besonders im Mittelbau und im Südflügel.
- Die wundervolle, von Meister Ernst Rietschel geformte Quadriga ist genau wie beim großen Schloßbrande während eines Hofballes am 24. Februar 1865, von ihrer stolzen Höhe herabgestürzt.
- *Das historische, schon 1307 erwähnte, 60 m*

lange Gewandhaus, zuletzt Sitz der Wirtschaftskammer, mit seiner einzigartigen, 1592 von der Gewandschneidergilde der Altstadt errichteten Prunkgiebelfassade, der schönsten Norddeutschlands, ist ausgebrannt. Die Fassade steht noch, *schwerbeschädigt*.

- Das gleiche Schicksal erlitt das *berühmte Altstadtrathaus* (im Kern schon im 13. Jahrhundert entstanden) mit An- und Umbauten aus dem 14. und 15. Jahrhundert. Die vordere Fassade ist durch die dahinter liegenden Laubengänge vom Feuer glücklicherweise geringer mitgenommen.
- Schwerbeschädigt ist an der Spitze der gleichfalls *berühmte Brunnen* – eine besondere Zierde gotischen Geistes. Er stammt aus dem Jahre 1408.
- Auf der anderen Seite der Martinikirche sind das ehemalige, 1794 errichtete *Landtagsgebäude* und das 1764 erbaute ehemalige herzogliche *Kammergebäude* zu Ruinen geworden.
- Auch das *Neustadtrathaus* (zwischen Jödenstraße-Schild-Höhe-Meinhardshof gelegen) ist von dem Feuersturm dieser Gegend fast völlig vernichtet. Es wird 1299 zuerst genannt, ähnelte im Aussehen (Laubengänge) und auch im Inneren (Saalanlagen) stark dem Altstadtrathaus. Baulicher Reformgeist beraubte das Gebäude äußerer Schönheiten und ummantelte es mit hohen Kosten in den Jahren 1773-1784 in ein klassizistisches Fassadensystem.
- Schwerbeschädigt sind auch die meisten der reizvollen *Doppel-Torhäuser im Empirestil* an allen Okerbrücken der Altstadt.
- Auch „*Die Alte Waage*“ am Wollmarkt ist nicht mehr. Sie war besonders in Beziehung zu der hohen Andreaskirche eine der hervorragendsten Sehenswürdigkeiten Braunschweigs. 1534 wurde dieses „Waagehaus“ errichtet, gleich mustergültig im Aufbau, in der Formgebung und der Ausschmückung. Es stellte schlechthin etwas Vollkommenes dar. Zuletzt diente das Haus der H.J. als „Lehrstätte“.
- Gleichermassen ist der aus dem alten Militärmarstall hervorgegangene „*Packhof*“, dessen interessante bauliche Anlagen inmitten flutenden Lebens welt- und verkehrsentückt anmuteten, zu Schutt und Asche geworden.

□ In dieser Reihe verdient auch die zerstörte, kulturgeschichtlich bedeutsame „*Liberei*“ zu *St. Andreas* genannt zu werden. 1422 errichtet, war sie das einzige *mittelalterliche* Backsteinhaus der Stadt und das älteste Bibliotheksgebäude Deutschlands.

Es mögen aus den verschiedenen Stadtteilen nun noch einige der architektonisch und kulturgeschichtlich markantesten Privatgebäude genannt werden, die dem Terrorwahnsinn unserer Feinde zum Opfer fielen:

□ Das 1517 erbaute *Dannenbaumsche Haus*, Auguststraße, eines der mit Holzschnitzwerk mit am reichsten geschmückten und auch sonst eins der schönsten alten Patrizierhäuser. Die linke Brandmauer wies ein von der Belagerung Braunschweigs 1615 durch Herzog Friedrich Ulrich stammende Kanonenkugel auf.

□ *Das Bierbaumsche Haus* Fallersleber Straße mit seinem hochragenden, blickfreien Treppengiebel und seiner wunderschönen, anderthalb Stock hohen Däle. Es trug die Jahreszahl 1378, die wohl nur den Ursprung dieses Hauses darstellt, dessen reiche Geschichte Professor Heinrich Mack erforscht und festgehalten hat.

□ *Die Hagenmarkt-Apotheke*, 1590 erbaut, gehört zusammen mit dem Hause *Reichsstraße 9* zu den schönsten und großzügigsten Renaissancebauten der Stadt. Die Pflege, die ihm die letzten Apothekenbesitzer (Dr. Bohlmann, Vater und Sohn) zuteil werden ließen, hat diesem ehrwürdigen Bau eine ganz besonders anziehende Note verliehen.

□ *Das große von Kalmsche Haus*, Ecke Wilhelmstraße - Abelnkarre, war 1619 von dem Patrizier W. Kalm erbaut. Über dem schönen, schon zum Barock hinneigenden Portal befand sich der rote Löwe im weißen Felde; das Haus war seit 1830 als Schule im städtischen Besitz.

□ *Das „Mumme“- (alte Stegersche Brau-) Haus* am Bäckerkling, um 1630 großzügig und weitläufig erbaut. Dem mit reicher Bildhauerei geschmückten Portal waren 1708 die Wappen der Häseler und Schaffeld hinzugefügt worden, als das Haus in den Besitz der Familie Häseler übergegangen war, aus der der Feldmarschall Graf Gottlieb von Häseler stammt.

□ Mit diesem Haus sind auch alle anderen alten Mumme-Brauhäuser Braunschweigs verschwunden. Als vernichtet seien, ohne besondere Anmerkungen, weiter aufgeführt: Die prachtvollen Patrizierhäuser in der Reichsstraße, am Eiermarkt, Steinstraße 2 und 3 (Nr. 3 mein Geburtshaus, Nr. 2 noch bis jetzt in unserem Besitz); am Südkling, in der Breiten, Gördelinger und Wilhelmstraße; am Augusttor (jetzt Danne Hotel) u.a.m.

□ Das berühmte Martineum am Bankplatz ist schon früher zerstört.

Ich nenne weiter:

□ Die schönen Fachwerkhäuser in der Kaiser- und Langen Straße, auf der Hagenbrücke und am Hagenmarkt mit Hagenschenke, mit Nr. 18 und 19, Eigentum von Karl Grothe, Helmut Schwiegevatervater; ferner das Wohnhaus Hoffmanns von Fallersleben an der Katholischen Kirche; das Geburtshaus Gauß' in der Wilhelmstraße; den einzigartigen Meinhardshof; die schönen alten Häuser am Altstadtmarkt an der Südfront; das Stechinelli-Haus an der Nordfront; Zu den Sieben Türmen an der Ostfront; das Bäckerhaus mit Till Eulenspiegel (Flohwinkel) am Bäckerkling; das Kreuzkloster am Petritor; der Kreuzgang hinter St. Ägidien; der Spohrplatz; die alten Häuser am Ölschlägern, besonders der Bayrische Hof; das große alte Haus am Damm (Brünings Saalbau); das Bankhaus Löbbecke an der Martnikirche usw.

□ Und dann die vielen schönen fesselnden Höfe, die um ihres hohen Reizes willen immer besonders gern aufgesucht und mit stiller Andacht betrachtet wurden.

Genug! Für den Kenner Braunschweigs ließe sich die Liste zerstörter architektonisch und kulturell wertvoller Häuser noch bis ins Unendliche fortsetzen.

□ *Salve Hospes* am Siegesplatz steht, auf der Rückseite schwer angeschlagen.

□ Es stehen auch noch, zwar beschädigt, einige zu den Kostbarkeiten gehörende Häuser am Burgplatz. Aber sonst ist es leider fast müßig zu fragen, ob dieses oder jenes erhalten blieb. Zerstört ist die überwiegende Mehrzahl der öffentlichen Gebäude, so zum größten Teil:

□ die Technische Hochschule, das Ministerium, die Staatsbank, die Wirtschaftskammer, das alte Amtsgericht, das Finanzamt usw.

□ Von den *Denkmälern* blieben die beiden prachtvollen *Reiterstatuen Karl Wilhelm Ferdinands* und *Friedrich Wilhelms* vor dem Schloß unberührt. Gleichweise auch – einer philosophischen Betrachtung wert – der entzückende *Till-Eulenspiegel-Brunnen* am Bäckerkling, ist er auch eine Schöpfung erst aus dem Anfang dieses Jahrhunderts (Kramer).

Der überlebensgroße *Till Eulenspiegel* in Bronze blieb, unbeschwert durch das, was um ihn herum geschah, auf seinem Platze am Brunnenrande sitzen. Betrachtet man jetzt sein – je nach persönlicher Wertung – heiteres oder spöttisches Lächeln, dem auch heute noch die Ulen und Meerkatzen lauschen, so scheint es, jedenfalls unter dem vernichtenden Eindruck der in rauchende Schutthaufen verwandelten Umgebung, einen völlig anderen Sinn erhalten zu haben. Über alle mit dem Namen Till Eulenspiegels verknüpften wahren und sagenhaften Schnurren und Streiche hinaus hat die tiefgründige Forschung des Prof. Dr. Roloff von der Hochschule zu Braunschweig der Persönlichkeit Till Eulenspiegels eine weit höhere Wertung, nämlich die eines zukunftsahnenden, weltweisen Mannes zuerkennen können. Das vom Apotheker Leinekugel in Schöppenstedt ins Leben gerufene und schon reich beschickte Till-Eulenspiegel-Museum gibt dafür wertvolle Unterlagen.

Spottet Till Eulenspiegel vielleicht der englischen Niedertracht, zur Niederzwingung Deutschlands zu dem Mittel gegriffen zu haben, eine Kulturstätte vom Range der Stadt Braunschweig mit brutaler Rücksichtslosigkeit zu vernichten? Weiß er schon, wie dereinst einmal das Verbrechen gesühnt werden wird, weiß er vielleicht auch um die geheimen Kräfte, anknüpfend an Vergangenes, wenn auch in anderer Form und Gestalt, Wertvolles und Bleibendes an die Stelle des Alten zu setzen? Till Eulenspiegel – dein unberührtes Lächeln soll uns schwergetroffenen Braunschweigern Glaube, Hoffnung und Zuversicht sein!

An zahlreichen Mauerresten kleben jetzt gelbe Zettel mit der Aufschrift: „*Wertvollstes*

Kulturgut, nicht sprengen oder abreißen.“

Hier soll also der Haken eingeschlagen werden, wenn der Wiederaufbau der Stadt beginnt.

Auch unsere alten Stammhäuser, Steinstraße 2 und 3, über die ich im Bericht 11 einige nähere Angaben machte, tragen diesen Zettel.

Von unserem Hause Steinstraße 2 ist die 1m starke Fassadenmauer mit dem schönen Barocktor bis zur 1. Etage stehen geblieben. Aber dahinter herrscht das Grauen. Der große, schöne Hof, der von der sehr stattlichen, rückseitigen Front des Hauptgebäudes, an der sich auch eine 250jährige Sonnenuhr befand, und von zwei seitlichen Fachwerksgebäuden mit schönem, eichenem Ständerwerk eingerahmt wurde, bildet einen Wirrwarr von Steinen, Eisen und verkohlten Balken.

Was soll aus alledem einmal werden? Die Frage drängte sich mir hier besonders stark schon in dem Augenblick auf, da ich am Tage nach dem Brande im beginnenden Dämmerlicht allein inmitten des Hofes auf den Trümmern stand, Umschau hielt und Erinnerungen an die Kinderjahre, Erinnerungen an die letzten 25 Jahre, da ich das Grundstück in Obhut und Pflege hatte, wach werden ließ.

Fern, in Grübeleien zu verharren, sind die ersten wegweisenden Gedanken schon wach und frei geworden, in Anlehnung an den stehengebliebenen Rest zu neuer Gestaltung zu kommen.

Auch mit dem gleichfalls am 15. 10. 44 niedergebrannten Hause Löwenwall 18 (im Gegensatz zu dem Hause Nr. 16 nennen wir es das „alte“ Haus) verknüpfen sich für mich und meine älteren Geschwister unvergeßliche Jugenderinnerungen, Löwenwall Nr. 16 und 18 mag in einem Anhang kurz fest gehalten werden.

Im alten Hause am Löwenwall wohnten wir Ende der 70er und in den 80er Jahren stets nur zur Sommerzeit, während der Winter im Stammhause Steinstraße verbrachte wurde, bis wir 1889 ganz in das neue, von meinem Vater erbaute Haus Löwenwall 16 zogen.

Aber von 1913 bis 1928, also 15 Jahre, bewohnte ich, nunmehr mit eigener, siebenköpfiger Familie, nochmals das alte Haus, um nach dem Tode

meines Vaters (24. 12. 1927) im Tausch und Wechsel mit den drei Schwestern im Frühjahr 28 Hausherr des neuen Hauses zu werden.

16 Jahre sind seitdem schon wieder vergangen. Gewiß, auch in den vergangenen Jahrzehnten waren neben glücklichen Tagen auch Sorgen zu überstehen.

Aber erst im Jahre 1944, das wohl allen Deutschen – besonders in den vom Luftterror heimgesuchten Städten – zum Bewußtsein gebracht hat, daß Kriegszeit Notzeit ist, haben wir Braunschweiger erst wieder Not, solche, die das Leben der Menschen bedroht, kennen gelernt. Wir sind härter geworden und heute ganz auf den Kampf um Haus und Hof eingestellt.

Durch schnelles Zupacken war es am 23.4.44 noch einmal gelungen, das brennende Haus Löwenwall 18 vor dem Untergange zu retten. Dieses Mal gab es dazu aber leider keine Möglichkeit mehr, da mein eigenes Haus an fünf Stellen brannte und für Stunden meine ganze Kraft erforderte. Mit tiefer Wehmut sah ich es vom Dach meines Hauses aus in einer gewaltigen Feuerglut dahinsinken.

Im Ganzen hat unser Grundbesitz Löwenwall 16/18: 35-40 Stabbrandbomben erhalten (und 1 schweres Bombentragegestell).

Dort waren die gefährlichen, drei viertel Meter langen Stabbrandbomben offensichtlich gleich bis ins Erdgeschoß durchgeschlagen. In meinem Hause war die starke Durchschlagkraft der Bomben durch die vorsorgliche Maßnahme der Bedeckung des Daches mit einer 30 cm starken Grandschicht und darauf wenigstens über dem Treppenhaus mit 2 cm starken Eisenplatten, des Bodens außerdem mit Eisenblechplatten, ziemlich abgremst.

Immerhin: Eisenplatten, Grandschicht, Holzdach und Eisenblechplatten sind von zehn Bomben doch noch durchgeschlagen. Es blieben die sehr heftigen Brandherde aber auf den Boden und das obere Treppenhaus beschränkt. Über die erfolgreiche Bekämpfung entschieden Minuten. Verbleiben im Keller des Hauses, als Verpflichtung für die Männer, hat sich hier erneut als zwingend notwendig erwiesen. Ohne das wäre auch mein Haus in kürzester Zeit vernichtet worden.

Die drei Schwestern hatten sich vernünftigerweise in den öffentlichen Luftschutzraum der dicht benachbarten Meisterschule des deutschen Handwerks begeben. Hier aber erlebten sie, daß ein Volltreffer das hohe, massive Haus traf, dessen Zusammenbruch einen Teil der Kellerdecke zum Einsturz brachte, einige darunter befindliche Menschen unter sich begrabend. Die Schwestern hatten gerade dieses Mal einen sicheren Platz – zwischen zwei dicken Pfeilern – im Keller gewählt und blieben glücklicherweise so vor Schaden bewahrt. Sie eilten - staubbedeckt - auf die Mitte des Löwenalles, von wo aus sie Zeugen des grausigen Schauspiels der ringsum brennenden Häuser wurden.

Erst als ich die Feuer in meinem Hause so weit gelöscht hatte und nur noch Nacharbeit nötig erschien, was Joachim durch Öffnen des immer noch stark rauchenden Bodenfußbodens mit der Axt übernahm, fand ich die Schwestern auf dem Löwenwall.

Unsere Küche war der einzige Raum, in dem im Augenblick ein Aufenthalt möglich war. Die Treppen, Flure, alle Zimmer, waren durch Zerstörung aller Fenster und Türen offen und übersät mit Trümmern alle Art. Der Feuersturm trieb mit schneidender Schärfe von zwei Seiten einen riesigen Funkenregen in und durch das Haus. Joachim riß alle Gardinen und Vorhänge herunter und sorgte für ständige Besetzung der gefährdeten Feuerfronten. Der Feuersturm hatte nachgelassen, als Grothes (Vater, Mutter und älteste Tochter) nach aufregendsten Irrfahrten völlig erschöpft am frühen Morgen bei mir eintrafen.

Beide Familien: die Schwestern und Grothes, hatten mit ihren Häusern und ihrem Heim, das ihres Lebens Inhalt war, so viel verloren, daß es Geist und Herz so schnell nicht fassen konnten.

Ein glücklicher Umstand hat es gefügt, den drei Schwestern ganz in unserer Nähe, Wilhelm-Friedrich-Löper-Straße 23 (früher Adolfstraße), im Hause eines Onkels meiner Frau, des verstorbenen Geheimrats Rennau, eine in Vielem sehr nahe Bleibe zu verschaffen. Gleichermassen ist es Tausenden und Abertausenden ergangen, vielen auch aus unserem engsten Bekanntenkreise. Ich nenne beispielsweise nur:

R. Klehmet, dessen Praxis und Wohnung im Buchlerschen Hause, Petritorwall, völlig ausgebrannt ist; Frä. Kath. und Rita v. Kraatz, Wiesenstraße; Frau Oberstleutnant Dürr, Moltkestraße; Cousine Else Winter, Abt-Jerusalem-Straße.

Erschütternd war es, die obdachlos gewordenen oder vor dem Feuersturm fliehenden Menschen zu sehen, die, mit ihrer letzten Habe bepackt, ruhig, aber verstört den Orten des Grauens und des Schreckens den Rücken zuwandten. So ergoß sich durch Stunden hindurch auch ein Strom von Menschen aus der Gegend der Kuhstraße, der August- und der Ritterstraße und dem Klint in und durch unseren Garten, der sehr bald einem Feldlager glich.

Da die *Einfahrt* zum Garten durch die Trümmer des schwesterlichen Hauses völlig versperrt war, ging der traurige Zug im Lichtschein der brennenden Häuser über die Steintreppe in den Obergarten und von dort nach dem Löwenwall. Hier lagerten bis in die Mittagsstunden mit Sack und Pack wohl 1000 Menschen.

Sehr gefährdet war unser Stallgebäude im Untergarten. Es brannte die große Holzplanke, die den Garten vom Klint trennt. Es brannte das Haus hinter dem Stall, dessen Dach schon Feuer gefangen hatte.

Unsere Schafe waren vor Angst ausgerückt, wurden aber später wiedergefunden und zunächst in die Waschküche des Haupthauses verbracht. Nelly, der Hund, hatte sich in die dunkelste Ecke des Luftschutzkellers verkrochen.

14 Tage sind heute, da ich dieses schreibe, seit der Schreckensnacht vergangen. Seitdem ohne Licht, ohne Wasser, ohne Gas, ohne Telefon, ohne Handwerker, war es ungeheuer schwer, des fürchterlichen Dreckes und des unbeschreiblichen Durcheinanders im Hause so weit Herr zu werden, daß man überhaupt in ihm bleiben konnte.

Hierzu war in den ersten Tagen auch das Kontorpersonal eingesetzt, soweit es nicht selbst ausgebombt war und deshalb fehlte. Die meisten Zimmer sind – Türen und Fenster vernagelt – heute noch in einem Zustande der Unbenutzbarkeit. Glas ist *sehr* rar geworden, so haben wir jetzt schon Mühe, es einigmaßen warm zu

bekommen. Schwer mitgenommen ist dieses Mal der ehemalige Eßsaal. So konzentriert sich jetzt alles auf das untere Südzimmer, in dem wir wohnen und essen, und in dem ich mit meiner Sekretärin auch noch „regiere“.

Große Sorge bereiten mir die vielen Löcher im flachen Dach. Tagelang habe ich selbst auf dem Dache gearbeitet und behelfsmäßig geflickt. Morgen werde ich selbst die geflickten Stellen betreten. An Dachdeckern fehlt es vollkommen.

Bei der Feuerbekämpfung des Daches mit viel Wasser konnte es nicht ausbleiben, daß im Treppenhaus, im ehemaligen großen Logierzimmer und in Charlottes Zimmer die Decken quadratmeterweise heruntergekommen sind.

Unser Personal hat mit Hilfe der fleißigen Frau Plumbohm im Kampf mit diesen täglich sich wiederholenden Unbilden wirklich ausgezeichnetes geleistet.

Eine Verschärfung der Schäden erfuhren alle noch erhaltenen Häuser durch den am *Sonntag, den 22.10.*, um die Mittagszeit erneut stattgefundenen Angriff auf Braunschweig.

Er rechnet nach seiner Art zu den schweren, wenn es sich auch dieses Mal um einen räumlich begrenzten Zielangriff handelte. Er galt der Industrie und den Verkehrsanlagen im Südosten: den großen neuen Eisenbahnbrücken zwischen Wolfenbüttel und Helmstedter Straße, den Büssing-Werken, dem großen Reichsbahnausbesserungs-Werke; *im Westen*: den Blechbearbeitungswerken und Bahnanlagen.

Schwere Bomben gingen nieder, der Luftschuttkeller bubberte. Schwere schwarze Rauchwolken verdunkelten die beiden Hauptbrennpunkte und kennzeichneten Ausmaß und Stärke des Angriffs. Der große Limbeker (ehemals Bebel-) Hof mit einigen hundert Wohnungen war u.a. dabei in Flammen gesetzt. Was die Bahnanlagen dieses Bereichs an Zerstörungen erlitten, was auf ihnen in die Luft ging, mag hier nur angedeutet werden. Der Eisenbahnverkehr kam jedenfalls für etliche Tage ganz zum Erliegen. Der Eisenbahndurchgangsverkehr über Braunschweig, von Ost nach West und umgekehrt, ist bis auf weiteres ganz nach der Rüniger

Straße (gegenüber der Chemischen Fabrik Eisenbüttel, ehemals Schenkel) verlagert. Bis nach dort wird deshalb die Trambahn verlängert werden, also vorbei an unseren Grundstücken Frankfurter Straße. Von der zerstörten Halle des Hauptbahnhofes fahren nur noch Züge ab, die hier beginnen, z.B. nach Bad Harzburg.

Die Wolfenbüttler Straße ist um die Eisenbahnbrücken herum für längere Zeit gesperrt. Der Behelfsverkehr geht über Salzdahlumer Straße-Charlottenhöhe.

Auch der Gerloffshof lag, wie am 15. 10., noch im Auslauf des Angriffs. Eine schwere Bombe hat die Trennungsmauer nach Severin umgerissen, zahlreiche Brandbomben konnten, gottlob, rechtzeitig gelöscht werden.

Dem Sonntags-Mittags-Angriff, bei dem eine schwere Sprengbombe mit verheerender Wirkung auf unseren ehrwürdigen Magnifriedhof – 25 m von unserer Familiengrabstätte und ebensoweit von Lessings und Gerstäckers Grab entfernt –, einschlug, folgten in den ganzen Nachmittagsstunden schwere Detonationen, die schwerste aber um 2.00 Uhr in der folgenden Nacht.

Sie war so stark, daß unser Haus ins Schwanken kam, daß wieder, auch in meinem Schlafzimmer, der Kalk quadratmeterweise von den Wänden, die Pappen aus den Fenstern gerissen wurden und die Türen aufsprangen. Ich hatte, da ich auch den großen Feuerschein wahrnahm, den Eindruck, daß eine schwere Bombe ziemlich unmittelbar neben unserem Hause hochgegangen sein müsse.

Ich sprang aus dem Bett – Margot, meine Frau, war zum 2. Male infolge Sperrung des Zugverkehrs in Harzburg festgehalten – und stieß schon auf dem Flur auf die anderen, gleichermaßen aufgeschreckten Hausbewohner.

Ich ging auch den Garten ab, sah zwar, daß aus dem Zimmer meines Sohnes Joachim die letzten Fenster mit Spiegelglasscheiben herausgerissen waren, konnte sonst aber nichts entdecken.

Ganz Braunschweig hatte sich, nach den Vorgängen der vorhergehenden acht Tage verständlich, eine große Aufregung über die Ursache bemächtigt, denn die Detonation war bis

zum Harz spürbar geworden. Explodiert ist – ca. 1300 m von uns entfernt – infolge eines beim Angriff am 22. 10., also tags vorher erlittenen Schadens – ein Kessel gewaltigen Ausmaßes. Die gestörte Nachtruhe ging vorüber, aber die Schäden durch Tausende zerbrochener Scheiben dauern an. Und die weiteren täglichen Alarme sorgen dafür, die arg geplagten Menschen nicht zur Ruhe kommen zu lassen.

Und doch muß man mit stolzer Bewunderung auf sie alle sehen, wie sie das allgemeine und persönliche Schicksal tragen. Die meisten betroffenen Menschen wurden stumm, höchstens kam die eine Bemerkung über ihre Lippen: „Nun ist nichts mehr da, wir haben alles verloren.“

Viele Hände, und vor allem viele Sachen des täglichen Lebens, hätte man haben mögen, um, soweit die eigene Sorge Zeit ließ, in all der Not ringsum zu helfen.

Bei solchem gewaltigen Geschehen wie hier in Braunschweig am 15. und 22. Oktober scheiden sich die Geister der Starken und Schwachen, der Aktivisten und der Kraftlosen, Verneinenden oder nur Schwatzenden. Es geht nicht nach Geschlechtern. Ich habe in dieser *einmaligen* Zeit viele mutige, ja tapfere Frauen kennen gelernt oder zu beobachten Gelegenheit gehabt, Frauen, die starken Herzens sind und alles, was auch kommt und auf sie einstürmt, – ohne Preisgabe weiblichen Charmes – tragen und ertragen und sich so als Wegbereiter in eine bessere Zeit hervorragend bewähren, ganz im Sinne des Geistes des römischen Geschichtsschreibers Tacitus, der Stellung und Aufgaben der Frau mit den Worten präzisiert:

Die Frau soll nicht wännen, sie stehe außerhalb der Ereignisse, die männlichen Mut erfordern und außerhalb der Wechselfälle des Krieges. Als Gefährte aller Mühsal soll sie neben dem Manne stehen und im Frieden wie im Kriege dasselbe dulden, aber auch wagen wie er.

Ist es nicht, als seien diese Worte *jetzt* entstanden, für die gegenwärtige schwere Zeit geprägt worden, die nur bestanden werden kann, wenn das *ganze* Volk unterschiedslos *alles* einsetzt für die Rettung und die Ehre des Vaterlandes?

Das alte, von reicher und reifer Kultur erfüllte Braunschweig ist untergegangen, untergegangen am 15. Oktober 1944 in der dunkelsten Nacht seiner 1000jährigen Geschichte. Der Abschied von ihm ist schmerzlich und schwer.

Welcher Bürger aber liebte seine Vaterstadt nicht auch jetzt noch, ja, nun erst recht? Es geschehe mit ganzer Seele und mit gläubigem Vertrauen, daß auf der ersten Grundlage ihrer unzerstörbaren Tradition unter kluger Verwertung alles dessen, was noch Zeugnis seiner glanzvollen kulturellen Geschichte sein kann, ein Phönix aus der Asche auferstehen wird, stark und herrlich genug, Braunschweigs Ruf und Ruhm neu zu begründen und in alle Welt hinauszutragen.

Ans Werk – alle, die die Zeit überstehen – wenn der Tag dazu gekommen ist! Zuvor aber gilt es, den Kampf um Erhaltung der Familie (...) mit allen Mitteln fortzusetzen. Nach vielen, oft

vergeblichen [Verhandlungen] und Anträgen ist es endlich gelungen, zur Wiedererrichtung einiger (...) Räume, die aber dem Zweck erst angepaßt werden müssen, zu erhalten, und zwar: vom Rat im Haus eines der Wirtschaftsgebäude von Salve Hospes, durch Entgegenkommen der Luther-Werke Räume mit Gleisanschluß in der ehemaligen Zuckerraffinerie Bahnhofstraße. Alle Mühen, sie her- und einzurichten, Maschinen aufzustellen, werden überwunden werden.

Zum Schluß dieses Berichts aber gedenke ich meiner lieben 87jährigen Schwiegermutter, Margarete Ernst, geb. Rennau, und meines Schwagers Ulrich Ernst, die das belgische Erbe in Montzen (ca. 30 km südwestlich Aachen gelegen) hüteten und von denen wir - in den Strudel der andauernden schweren Materialschlachten um Aachen gerissen – seit dem 10. September 1944 ohne jede Nachricht sind. Unsere Geduld wird lange auf eine harte Probe gestellt werden – damit werden wir uns abfinden müssen.

Bericht 13:

März 45: Vor dem Ende

41. Terrorangriff auf Braunschweig am 3. März 1945 – 11.30 Uhr vormittags

Volle 4 Monate war es nicht nötig, über einen Terrorangriff zu berichten. Der letzte feindliche Bombenangriff fand am 22. Oktober 1944 statt. Daraus könnte gefolgert werden, daß wir in Braunschweig so lange „Ruhe“ gehabt hätten.

Das ist jedoch keineswegs der Fall. Abgesehen von häufigen Bombenabwürfen einzelner Flieger dürften in diesem Zeitraum verhältnismäßig wenige Tage gewesen sein, an denen wirklich Ruhe herrschte. Bis Ende 1944 wurde Braunschweigs Bevölkerung durchschnittlich täglich einmal in den Keller geschickt. Von da ab aber haben sich die Vollalarme stark vermehrt - bis zu vier Malen in 24 Stunden. Seit Wochen kommen die Feindflieger ins Gaugebiet mit fahrplanmäßiger Genauigkeit vormittags zwischen 11.00 und 12.00 Uhr, abends zwischen halb acht und 8.00 Uhr, daneben häufig auch nochmal in der Nacht.

Das Gebiet Hannover-Braunschweig ist immer intensiver zum Knotenpunkt – man kann auch sagen zum Rangierbahnhof – für die Feindflüge geworden. Über unseren Raum geht es hinweg mit Anflügen aus Südwest, West und Nordwest in Richtung Stettin, Magdeburg, Berlin, Dessau, Halle, Merseburg, Leipzig, Dresden, mittlere Saale und Thüringen – wenn Braunschweig nicht *selbst* Zielpunkt und Bombenscheibe ist.

So kennen wir die „Himmelsmusik“ denn zur Genüge, deren Dauer und Stärke jeweils erkennen läßt, was irgendwo gefällig ist. Die Meldungen des Gaubefehlsstandes, neuerdings auch die der Primadonna, vervollständigen das Lagebild.

Die früher in zusammengefaßten großen Schwärmen einfliegenden Terrorbomber sind zur stark aufgelockerten Ordnung in Verbände, Pulks, Gruppen oder einzeln fliegende Flugzeuge übergegangen, um sich aber für den entscheidenden Moment, d.h. zum Bombenabwurf, taktisch wieder zusammenzufinden. Und zwischen all den genannten Kampfseinheiten schwirren am weiten Himmelsrund feindliche Jäger wie „Horissen“ herum.

Diese Verschleierungstaktik wird erhöht durch immerwährende Änderung der Flugrichtungen bis zu dem Grade, daß zum Angriff des öfteren sogar erst *Rückflugbewegungen* ausgeführt werden.

Das alles hat das Erkennen der Feindabsichten, d. h. der Gefahr, die dem einzelnen Orte droht, erheblich erschwert und schon öfter zu allerhand Überraschungen geführt. Trotz sehr verbesserter Nachrichtenübermittlung weiß man doch nicht immer, wie die Dinge „da oben“ wirklich stehen und wie groß die Gefahr für den eigenen Standort ist.

So war es auch am 3. März 1945. Um 9.00 Uhr wurde Vollalarm gegeben. Unzählige Meldungen waren schon durchgegeben, die Braunschweig nur sehr mittelbar zu berühren schienen. Ich war deshalb mit meinen Prokuristen in den oberen Räumen bei der Arbeit geblieben. Nach Verlauf von anderthalb Stunden rechneten wir sogar mit alsbaldiger Vorentwarnung, als meine Frau heraufrief: „*Luftschutzmäßiges Verhalten für Braunschweig dringendst notwendig!*“ Den Keller erreichten wir, dann aber fielen auch schon die ersten Bomben.

Das Erzittern des ganzen Hauses bis in die Grundmauern, das scheinbar aus dem Erdinnern kommende dumpfe Grollen ließ Schlimmes ahnen. Das elektrische Licht erlosch. Ich bangte schon sehr für mein Haus, als durch kleine Löcher in der eisernen Kellertür ein intensiver Feuerschein im Kellerausgang sichtbar wurde. Wir rissen Eisen- und Kellertür auf und sahen den Vorraum restlos von Feuer erfüllt, dessen Ursache nicht zu erkennen war, umsoweniger, als nach auswärts nur ein 50 cm schmaler Ausgang führte.

Mit dem Öffnen der Türen drang bei dem sturmartigen Westwind ein erstickender, eigenartiger Qualm in alle Kellerräume, in denen gerade diesmal außer der Familie wohl 15 Angestellte verblieben waren. Meine Frau und ich löschten den Brand mit Wasser, andere bemühten sich, von den anderen Hausseiten aus Frischluft zu schaffen. Ich eilte sturmgeschwind nach oben, um zu sehen, was dort los war. Das Haus stand, da aber wieder pfeifend Bomben niedergingen, suchte ich ebenso schnell wieder Dekkung im Keller.

Aber das hatte ich doch festgestellt, daß überall im Hause zerbrochene Scheiben, Fenster und Türen lagen und daß nach Süden, Westen und Nordwesten zu hohe Flammen emporschlügen und gewaltige Rauchentwicklung die Sicht hinderte.

Das Brummen der Flieger schien aufzuhören. So machte ich mich durch den Klintausgang auf den Weg, um nach unseren Häusern, vor allem nach dem Gerloffshof, Umschau zu halten.

Nach letzterem bin ich nicht gelangt. Von der Bahnhofsgegend nach dem Wilhelmitor zu war kein Weiterkommen mehr. Auf dem Klint brannten die letzten stehengebliebenen Häuser mit Ausnahme unseres Hauses Nr. 4, die Ritterstraße war schon durch Bombenkrater schwer passierbar, der Ägidienmarkt, die Stobenstraße, bildeten ein einziges Chaos, der Bohlweg war durch größte Bombentrichter völlig aufgerissen. Der Hutfiltern stand, aber auf dem Kohlmarkt brannte es an vielen Stellen; die meisten Häuser auf der Poststraße waren eingestürzt.

Die Reichspost blieb – wie eine Insel im Meer – auch dieses Mal unversehrt. Dann aber wurde es schlimm. Die Friedrich-Wilhelm-Stra-

ße, die am 15. Oktober 44 völlig erhalten geblieben war, brannte fast Haus bei Haus. Es war gut, daß ich den Stahlhelm auf dem Kopf hatte, denn allerhand prasselte von den Dächern herunter.

Der Adolf-Hitler-Platz (früher Friedrich-Wilhelm-Platz), durch gewaltige Trichter schwer passierbar geworden, bildete einschließlich des schönen Bahnhofsgebäudes ein einziges Feuermeer. Ausgebrannt sind dort außer dem Bahnhofsgebäude: die großen Gebäude der Dresdner Bank, des Hotels „Kaiserhof“, der Kommerzbank, des Hotels „Monopol“, des Kaffees Voigt, des Bürohauses R.-A.Semmler, des „Kölnischen Hofes“ usw. Über die Brabantstraße, in der die Deutsche Bank und die Wirtschaftskammer wieder in Mitleidenschaft gezogen wurden, versuchte ich, zum Wilhelmitor durchzudringen.

Feindflieger kreisten ständig in niedrigster Höhe über dem angegriffenen Stadtteil. Ich kam nicht weiter. Aber mein Sohn Joachim und die Prokuristen waren auf anderen Wegen bis zum Gerloffshof durchgedrungen. Sie konnten mir am Spätnachmittag nur berichten, daß sich diesmal das Schicksal des Gerloffshofes vollendet habe.



Durch Sprengbomben aufgerissener Speicher auf dem Gerloffshof, 03.03.1945

Das vielfach schon angeschlagene Drittel, das noch stand, und zwar: der nach dem großen Brande 1930 neu erbaute F-Speicher mit 2000 qm Grundfläche, der aus gleicher Veranlassung gleichfalls 1930/31 neu erbaute D-Speicher mit 1000 qm Grundfläche und schließlich das am Ausgang nach der Frankfurter Straße (Nr. 39) stehende Wohnhaus, in dem mein Prokurist Osterburg wohnte, sind durch schwere Minen, Spreng- und Brandbomben *völlig* zerstört.

Die Eisenbetondecken und -wände und die eisernen Dachkonstruktionen des D- und F-Speichers bildeten, in- und übereinandergeschoben oder senkrecht gestellt, ein einziges, z. T. grandioses Chaos, in dem auch meine beiden letzten, schon vielfach mitgenommenen, mit größter Mühe aber immer wieder geflickten, und, wenn auch „etwas beschränkt“, so doch aktionsfähig gehaltenen Betriebe: *Herm. Dancker und Staudt & Boockmann* ihren Untergang fanden.

Soll ich, so weh es mir beim Anblick solcher Verwüstungen ums Herz war, klagen oder gar anklagen? Nein! Wenn alle Städte unseres teuren Vaterlandes in Schutt und Asche versinken, wenn der Tod unheimliche Ernte hält, Hunderttausende Herd und Heimat verlassen müssen, müßte man schon ein hemmungsloser Egoist sein, wollte man sich nicht der schweren Bürde würdig erweisen, die das ganze Volk ohne Murren bis an die Grenze dessen trägt, wo sich das nackte Leben vom Untergang trennt.

Man hört des öfteren die Frage, ob schon jemals das deutsche Volk in seiner 2000jährigen Geschichte solche Opfer an Gut und Blut, an Leid und Sorgen aller Art, an Vertreibungen von Haus und Hof, an Zerreißung der Familien habe bringen und ertragen müssen wie jetzt. Als Volk im ganzen wohl nicht.

Aber die Geschichte lehrt, daß auch unsere Vorfahren vergangener Jahrhunderte, fast von Generation zu Generation, immer wieder ganz ungeheure, vielfach natürlich andersgeartete Leiden zu ertragen hatten und ... ertragen haben, daß aber der Daseins- und Behauptungswille und die Liebe zur Heimat dem Deutschen immer wieder die Kraft verlieh, selbst aus *hoffnungslosesten*, viele Jahre oder gar Jahrzehnte dauernden und ertragenen Lagen sich wieder emporzu-

arbeiten.

Mit meinem Betriebe Herm. Dancker fand der in ihm tätige Buchhalter *Alfred Frenzel*, 60 Jahre alt, den Tod fürs Vaterland. Er war dort geblieben und hatte sich im letzten Augenblick in unser Tankhäuschen gerettet. Aber gerade hier schlug eine schwere Sprengbombe ein, unter deren verheerender Wirkung das Tankhaus in Atome zerrissen, das daneben stehende Wohnhaus (Frankfurter Str. 39) seiner ganzen Vorderfront beraubt wurde.

24 Stunden ist nach dem vermißten Frenzel gesucht worden. Kümmerliche Reste seines Körpers wurden dann auf dem 15 m hohen *Restdach* des vorgenannten Wohnhauses gefunden. Mit Alfred Frenzel ist ein treubewährter Mann, mein tüchtigster Buchhalter, aus unserer Mitte gerissen. Das war schon dazu angetan, mein Herz mit tiefer Trauer zu erfüllen.

Meine zerstörten Betriebe haben nur das gerettet, was im Keller war: wichtigste Akten, Buchhaltung und Schreibmaschinen und einen kleinen Teil der Vorräte. Bei Staudt & Boockmann sind, fast merkwürdigerweise, die wichtigsten Maschinen erhalten geblieben, wenn auch die Treibriemen und die Motoren dazu verschmort sind.

Versagte mir beim Anblick so *ungeheurer* Verwüstungen zunächst die Sprache, so haben immerfort doch Überlegungen Platz gegriffen, *wie* der neuen Lage Herr zu werden ist. Zur *Verwirklichung* sind – wie am laufenden Band – immerfort Möglichkeiten und Pläne erwogen worden, die sich inzwischen – fünf Tage nach dem Geschehen – zu gewissen Entschlüssen verdichtet haben.

Und so unmöglich es zunächst erschien: der Betrieb Staudt & Boockmann setzt seine Tätigkeit für ein großes Rüstungswerk an Ort und Stelle fort, wozu Hohlräume nutzbar gemacht werden sollen, die, einer Berghöhle ähnlich, sich unter den Trümmern der zusammengestürzten Eisenbetonbauten – wenn auch nicht als Einheit in Größe von ca. (...) qm gebildet haben. Zwischen dem Rest der Maschinenhalle der Staudt & Boockmann und diesen unterirdisch anmutenden Hohlräumen, soll Verbindung hergestellt werden.

Es wird schon tatkräftig zugegriffen, dazu frei Bahn zu schaffen.

Damit entstände dann ein wirklich *einzigartiges* Gebilde als Waffenschmiede mit halb-schrägen Wänden und Decken, die das sogenannte (...) bilden werden. Darunter kann auch der gewiegtste und hartnäckigste Feind keine menschliche Tätigkeit mehr vermuten.

Auch dieses im Bilde festzuhalten, wird mir, wie neben ungezählten Aufnahmen aller bisherigen Zerstörungen, freundlicherweise Fr. Gertrud Bergmann zur Seite stehen, die schon vor 12 Jahren von der Stadt die große Aufgabe erhielt, alles Bemerkenswerte – Zerstörtes und Erhaltenes – photographisch festzuhalten, wozu ein besonderes Geschick sie befähigt. Es wird dieses Bildwerk einmal ein unergründlicher Fundus für die Stadt, für bau- und kunstgeschichtliche Fragen, für Erinnerungen auf allen Gebieten menschlichen Tuns und Denkens vergangener Jahrhunderte werden.

Im Kleinen ist die Arbeit bei Staudt & Boockmann schon wieder aufgenommen worden; es wird geschweißt und genietet, aber um

die Maschinen wieder in Gang zu bringen, bedarf es noch der Überwindung kaum vorstellbarer Schwierigkeiten, bis z.B. der Transformator wieder samt Kraftstrom und Wasser da ist, die fehlenden Riemen beschafft, festgezogen, Fenster zugemauert sind, Maschinen den veränderten Verhältnissen entsprechend den Platz gewechselt haben und vieles andere.

Für den *Betrieb Herm. Dancker* sind die Schwierigkeiten nicht geringer, für ihn besteht keinerlei Möglichkeit mehr, auf dem Gerloffshofe zu bleiben. Das ca. 25köpfige Personal, die gesamten Akten, habe ich zunächst auch noch in mein Privathaus genommen, das trotz seiner Größe nun wirklich „stoppenvoll“ ist. Alle für die Familie damit verbundenen Einengungen und Störungen treten gegenüber dem glücklichen Umstände zurück, für das seiner Arbeitsstätte beraubte Büro überhaupt noch eine Bleibe zu haben - wenigstens so lange, als der feindliche Terrorwille mir mein Haus noch läßt.

Aber für das Lager, das ca. 1 000 qm benötigt, Ersatz zu finden und die großen, vernichteten Warenvorräte zu ersetzen, ist ein schwieriger



Verwüstete Lagerhalle von Gerloff & Co., 03.03.1945

ges, fast könnte man sagen, unmögliches Beginnen geworden – denn wegen dem ungeheuren Wohn- und Arbeitsraummangel ist sozusagen jeder Winkel schon ausgenutzt, und Warenzufuhren von auswärts unterliegen, von allem anderen abgesehen, ungeahnten Transport- und Verkehrsschwierigkeiten.

Was die Stadt (Amt für Raumbeschaffung) mir bisher anzubieten vermochte, erwies sich leider als unbrauchbar. Selbst zu suchen und aufzuspüren, war und ist schon notwendig. Eine Unzahl zunächst vergeblicher Wege und Besichtigungen mußte dabei mit in Kauf genommen werden. Aber das eine oder andere zeitigt doch eine Anregung oder Spur, die erfolgversprechend verfolgt werden kann. Wie oft schon hat sich eine scheinbar unnütze Bemühung später als fruchtbar erwiesen. Man soll überhaupt nicht mißmutig werden, wenn es nicht gleich „klappt“. Ausdauer, Beharrlichkeit und Tatkraft führen letzten Endes doch zu einem Ziel. Wie hier im Kleinen, so auch im Großen!

Der Angriff am 3. 3. 45 auf Braunschweig, der überraschend von Norden (Celle) her gegen Braunschweig geführt wurde, erfolgte mit ca. 180 schweren Bombern. Das Angriffsziel waren die Bahnstrecke und Anlagen vom Ostbahnhof über den Hauptbahnhof bis Broitzem (Strecke nach Hannover); weiter der südliche Stadtteil, der am 15. 10. 44 zwischen Wolfenbüttler Straße, über Kohlmarkt und Bahnhofplatz nach dem Wilhelmtor zu *verhältnismäßig* wenig gelitten hatte. Der Feind hatte das Ziel klar erkannt und entsprechend zum Bombenwurf durch Leuchtzeichen richtig abgesteckt. Auf diesen ziemlich beschränkten Raum warf er: ca. 1 500 schwere Sprengbomben und ca. 40 000 Brandbomben.

Erstmalig war ein Teil der Stabbrandbomben mit einer sofort in weitem Umkreis alles in Flammen setzenden *Flüssigkeit* gefüllt. Um eine solche handelte es sich auch bei der Brandbombe, die vor unser Kellerausgangstür eingeschlagen war.

Wieder ist dem Angriff hochwertiges altes Kulturgut zum Opfer gefallen. Von den bis zum Kriegsausbruch stadteitig nachgewiesenen über 800 nach Bau und Schnitzwerk *wertvollen*, al-

ten Fachwerkhäusern hatten nur 80, also 10 Prozent den 15. Oktober 1944 überstanden. Nun ist auch von diesem Rest wieder noch ein gewiß nicht kleiner Teil in Flammen aufgegangen.

Einen besonderen, kulturellen Verlust bedeutet unter *vielem* anderen: die völlige Zerstörung des Bahnhofsgebäudes, des Lessinghauses am *Ägidienmarkt*, des schönen Viewegschen Verlagshauses am Burgplatz, der Alten Münze am Kohlmarkt u.a.m.

Das Bahnhofsgebäude steht gerade 100 Jahre, denn es wurde 1845 in Betrieb genommen. Nach den Plänen des bedeutenden Braunschweigischen *Hofbaurates Ottmer*, dessen formvollendete Gestaltung und hohe künstlerische Wirkung bis auf den heutigen Tag immer wieder das Auge des Beschauers gefesselt hat.

Vergegenwärtigt man sich, wie klein und unbedeutend der Eisenbahnverkehr vor 100 Jahren noch war, wie gering, angesichts unüberbrückbar erscheinender Schwierigkeiten, die Aussichten und Möglichkeiten einer schnellen Ausweitung des Linienbaues erschienen, so fordert es schon hohe Bewunderung ab, daß man in den Jahren 1843-45 den derzeitigen Braunschweigischen Bahnhof (das war der 1. *Staatsbahnhof Europas*) durch einen imponierenden Neubau ersetzte, dessen Anlage – von Gleiserweiterungen abgesehen – bis heute sozusagen unverändert seinem Zwecke und seinen Aufgaben gedient hat. Hatte die durch 100 Jahre erhaltene Bahnhofshalle doch eine Länge von 378 Fuß, eine Breite von 78 Fuß und eine Höhe von 47 Fuß.

Eine Erklärung für diese Großzügigkeit findet sich darin, daß hinter dem epochemachenden Projekt ein Mann stand, der mit leidenschaftlicher Energie, ja fanatisch, Jahrzehnte hindurch, stärksten politischen und landesständigen Widerständen zum Trotz, seine, die Enge der Landesgrenzen sprengenden, das Königreich Hannover noch erfassenden und weit ins preußische Gebiet reichenden Eisenbahnpläne erdacht und schließlich durchgesetzt hat: „der Referent für das Braunschweigische Straßenwesen, *Kammerassessor v. Amsberg*, dessen Ruhm – wie es vielen Großen geht – erst nach seinem Tode den rechten Glanz erfahren hat.

Schon 1824 hatte er – nach Abschluß umfangreicher Studien – eine die Notwendigkeit des Baues von Eisenbahnlinien begründende, aufsehenerregende Schrift von 300 Schriftseiten verfaßt, die – das kann man sagen – Ausgangspunkt einer der Verwirklichung der Pläne dienenden, starken Bewegung, besonders seitens der Wirtschaft geworden ist. Und nun ist dieser älteste, über ein Jahrhundert Zierde der Stadt gebliebene, formschöne Bahnhof, dieser klassische Zeuge großräumigen Denkens, der sinnlosen Zerstörungswut unserer Feinde zum Opfer gefallen.

Das Lessinghaus am Ägidienmarkt gehört nicht nur baulich, sondern auch kulturgeschichtlich zu den interessanten Häusern der Stadt. An dieser Stelle stand – mit gleichem Grundriß und mit vierfach gebrochener Front – bis 1752 das im spätmittelalterlichen Fachwerksbaustil errichtete Rathaus der Altenwiek.

An seiner Stelle erbaute unter Wiederverwendung gewisser Reste und Inneneinrichtungen G. C. Sturm 1754 einen schlichten Barock-Neubau, dessen Schauseiten 1773 bis 1786 von E. W. Horn mit klassizistischem Quaderbau versehen wurden. Unter dem Namen „Ägidienkeller“ diente es damals einem gewissen Angot als bedeutende, mit einer Weinstube verbundene Weinhandlung.

Das Charakteristische des Hauses war der große steinerne Vorbau mit Balkon, der dem Ganzen seinen eigenartigen Reiz verlieh. Im Innern befanden sich sehr schöne Kamine, Täfelungen, Holzdecken, noch aus dem XV. Jahrhundert.

In diesem Hause hatte (nach der Nordseite zu) Gotthold Ephraim Lessing (geb. 22. 1. 1729 in Camenz) sein ständiges Absteigequartier, nachdem er durch Vermittlung von Ebert durch den Herzog Karl I. 1769 an die Wolfenbüttler Bibliothek berufen worden war. In Braunschweig aber befand sich der geistige Kreis, der ihn immer wieder nach Braunschweig zog, dessen führender Kopf er war und dem u.a. Abt Jerusalem, Konrad Arnold Schmidt, Gärtner, Zachariae, Ebert, Leisewitz u.a. angehört haben.

In jenem Hause am Ägidienmarkt ist Lessing am 13. 2. 1781 nach kurzer Krankheit verschieden. Er wurde auf dem Magnifriedhof (unweit der Gerloffschen Familiengrabstätte) beigesetzt.

Das Viewegsche Verlagshaus, ein ungemein kraftvoller Bau, der sich auf seiner Ostseite besonders wirkungsvoll in das Gesamtbild des mittelalterlichen Burgplatzes einfügt, wurde 1802 - 05 von dem Berliner Architekten David Gilly in antikisierender Form errichtet. Der griechische Stil ist bei diesem Bau in seiner herbsten Eigenart nachgeahmt. Das überaus stattliche Gebäude war wahrlich ein der Größe und der Bedeutung des *Verlages Vieweg* würdiger Repräsentant.

Eine schwere Sprengbombe hat das Haus mittschiffs getroffen und so beschädigt, daß ernste Zweifel bestehen, es erhalten zu können.

Die Alte Münze am Kohlmarkt (Ecke Kohlmarkt - Schützenstraße). Das Haus stand bis jetzt zwar noch, war aber nach dem vor etwa halben Jahrhundert erfolgten – und leider geduldeten – Umbau in seiner Urform überhaupt nicht mehr zu erkennen, denn es hatte eine Verschandelung erfahren, die man nur als skandalös bezeichnen kann. Dieser Fall ist wirklich ein Musterbeispiel dafür, wie notwendig eine behördliche Denkmalsüberwachung ist, wie sie – Gott sei Dank – jetzt in Stadt und Land ausgeübt wird.

Die Alte Münze war ein großer, bis zur *Stephanstraße* reichender Gebäudekomplex, der sehr viele kulturelle Werte enthielt, die zumeist aber vor dem Umbau bzw. Abbruch dem Museum überwiesen worden waren.

Das Schönste davon war die außerordentlich reiche Wand- und Deckentäfelung eines Zimmers, die Kommerzienrat Jüdel derzeit der Stadt schenkte, welche damit eines der Sitzungszimmer im neuen Rathaus ausstattete und die dort immer von neuem Bewunderung und Freude erregt hat. Leider ist beim Brande des Rathauses am 15. Oktober 44 auch diese Täfelung zugrunde gegangen.

Die Münze spielte bis zur Unterwerfung der Stadt Braunschweig durch den Herzog Rudolf August 1671 eine große Rolle, da die Stadt bis dahin die Münzhoheit innehatte und im Gebäude der Münze sehr häufig auch die gemeinsamen Sitzungen der Räte der fünf Weichbilder der Stadt abgehalten wurden.

Das Tennishaus im Bürgerpark. Dieses 1759 von Joh. Philipp Hogreve erbaute, überaus an-

mutige, fünfsichtige *Rokoko*-Haus stand früher inmitten eines großen Gartens – sozusagen vor der Stadt – an der Goslarschen Straße. Der Stadt- ausdehnung mußten Haus und Garten weichen. Die Tennisvereinigung erwarb das Haus 1907 und baute es als *Klubhaus* auf städtischem Grund und Boden im Bürgerpark wieder auf.

Die Innenräume enthielten alte, wunderschöne Stuckausstattungen und bemalte Leinen- bespannungen. Nach der Straßenfront zu war der Garten durch eine hohe Eisendoppeltür mit *besonders schönen, schmiedeeisernen Verzierungen* abgeschlossen, in der Bekrönung der großen Pforte die vergoldeten Initialen des Erbauers J.P.H. Beiderseits hohe steinerne Pfeiler, deren Abschluß Rocaillevasen bilden. *Das Haus ist bis auf Teile der Vorderfront vernichtet, erhalten blieb lediglich das schöne Tor.*

Zu erwähnen ist noch, daß erstmalig nun auch die *Gerloffstiftung für kinderreiche Familien, Hugo-Luther-Str. 51-52* beim Terrorangriff am 3. 3. 45 schwer in Mitleidenschaft gezogen worden ist.

Die von meinem Vater Louis Gerloff 1916 gegründete und der Stadt geschenkte Stiftung enthält Wohnungen für 24 kinderreiche Familien, worunter Familien mit *mindestens* vier Kindern rechnen. Es sind aber auch Familien mit sechs bis acht Kindern dabei. Seit 1927 verwalte ich diese Stiftung. Zunächst sind fünf Wohnun-

gen, das Hofgebäude und die von mir vor dem Kriege erbauten Badeanlagen beim Terrorangriff zugrunde gegangen. So wird alles und jegliches in das vom Feind gewollte Vernichtungswerk hineingezogen.

Aber auch die Stiftung soll nach dem Kriege ihre Auferstehung erleben. Die Gründung der Stiftung meines Vaters erfolgte aus dem sozialen Empfinden heraus, daß es für kinderreiche Familien derzeit besonders schwer war, geeignete preiswerte Wohnungen zu finden.

Damit schließe ich diesen Bericht und füge nur noch mit tiefster Befriedigung an, daß die Zahl der Opfer dieses Terrorangriffs mit etwa 100 wieder außergewöhnlich niedrig ist. Das verdankt die Einwohnerschaft dem vorausschauenden Weitblick und der Energie der maßgebenden Männer der Stadtverwaltung, die in vorsorgender Weise rechtzeitig eine große Anzahl Bunker (14) erbauen ließ, die *neben* den sonst geschaffenen Betriebsbunkern und Sicherheitsräumen, Stollen und Armierungen dem größten Teil der Einwohner völlige Sicherheit zu bieten vermögen. Damit hat der Oberbürgermeister der Stadt sich ein Verdienst erworben, das erst nach dem Kriege die volle verdiente Würdigung erfahren wird. Daß der schwere Angriff am 3.3.45 nicht im Wehrmachtsbericht genannt worden ist, ist, wie amtlich bekannt gegeben wurde, auf ein technisches Versehen zurückzuführen.

Bericht 14:

Die Geschichte des Schlosses

42. Terrorangriff auf Braunschweig am Ostersonnabend, den 31. März 1945, zwischen 9.00 und 10.00 Uhr vormittags

Die Zerstörung der größeren Städte des Reiches durch feindlichen Terror hat in den letzten Wochen in einem Ausmaße zugenommen, das, einem Untergange deutschen Städtebaues sich nähernd, jedes Deutschen Herz mit Grauen und tiefster Kummernis erfüllen muß.

Fast muß man sich fragen, ob die Feindflieger denn noch lohnende Ziele finden, wenn sie immer wieder die gleichen Städte bombardieren. Hat beispielsweise doch die Stadt Hannover bereits ihren 130. Angriff erlebt. Aber man weiß „drüben“, daß ungeachtet Tod und Gefahr der deutsche Lebens- und Behauptungswille auch zwischen und unter Trümmern und Ruinen nicht erlischt. Wer keine Wohnzimmer bisherigen Begriffes mehr hat, wohnt im Keller. In ihn werden – besonders im Westen, aber auch schon hier – Produktions-, Arbeits- und Verkaufsstätten verlegt. Und darüber hinaus gibt es überall – Inseln gleich – auch noch oberirdische Wohnstätten, ferner Verkehrsanlagen und Einrichtungen aller Art, die der Feind mit überaus verbesserten Instrumenten durch immer wiederholte Aufklärungsflüge, auch bei verhängtem Himmel, offensichtlich mit großer Genauigkeit auszumachen versteht. Das hat für Braunschweig der 31. 3. 45 klar und deutlich erwiesen.

Ostersonnabend, der in glücklichen Friedensjahren ganz der freudigen Vorbereitung auf ein frohes und geruhames Osterfest gewidmet war, wurde für Braunschweigs Bevölkerung wieder wie vor einem Jahr zu einem Schreckens- und Trauertag.

9.00 Uhr vormittags Alarm. Spitzen schwerer Verbände zogen von Hannover kommend über Braunschweig gen Osten. Das klang beruhigend. Gleichzeitig aber drangen andere Verbände nördlich und südlich der Stadt nach Mitteldeutschland vor.

Der südliche wurde im Anflug von Göttingen über das Harzgebiet mit Nordostkurs gemeldet. Er hatte, wie sich ab 9.25 ergab, von Süd-

osten, also aus Richtung Elm anfliegend, Braunschweig zum Ziel. Bombenwürfe, anfangs etwas entfernter, dann näher und bald sehr nahe spürbar, kennzeichneten die Situation. Der Boden schwankte, das elektrische Licht erlosch. Mit meiner Frau und mir waren Charlotte und Herr Steiling, die kurz vorher nach 24-stündiger Fahrt von Bad Lauterberg her in Braunschweig angekommen waren, im Keller.

Wir öffneten die Kellertür, starker Brandgeruch war bemerkbar. Ich eilte sturmgeschwind aufs Dach und konnte feststellen, daß – von einigen Luftdruckschäden abgesehen – unser Haus stand. Aber nach Süden, Südosten, Osten und Nordosten sah man schwere Rauchwolken aufsteigen.

Ich schwang mich aufs Rad, um nach unseren neu errichteten Betriebsstätten zu sehen; sie waren – hart am Rande des Geschehens – verschont geblieben.

Zwei Hauptangriffsräume waren festzustellen: *der eine* – im Gebiet Siedlung Mascherode, obere Helmstedter Straße (Streitberg, Kasernen, Rautheim); Ostbahnhof; Salzdahlumer und Wolfenbüttler Straße (bis einschließlich Augusttor) mit den Nebenstraßen (Campe-, Leisewitz-, Oberg-, Henneberg- und Peter-Josef-Krahe-Straße) – Bahnlinie Ostbahnhof bis Rüningen umfassend, ist von fünf Wellen mit schweren und schwersten Sprengbomben beworfen worden.

Der andere (räumlich ziemlich getrennt von ersterem) schließt den Wohnraum ein zwischen Kaiser-Wilhelm-Straße und Kastanienallee mit den dazwischen liegenden Straßen (Nußberg-, Comenius-, Marien-, Voigts-Rhetz-, Olfermann, Fasanen-, Husarenstraße, Hermann-Göring-Allee, Altewiekring).

Außerdem richteten sich *Zielangriffe* gegen das Schloß, dessen Nordteil noch von der Waffen-SS belegt war, und gegen das Staatstheater, beides Gebäude, die durch ihre Größe und ihre isolierte Lage sich besonders hervorheben.

Während der Mittelbau des Schlosses mit der Quadriga und der Südflügel schon früher zerstört wurden, ist nun auch der große Nordflügel, von vier schweren Sprengbomben getroffen, völlig zur Ruine geworden.

Auf allen vier Seiten des Theaters befinden sich die Krater eingeschlagener Minen und Bomben. Das Theater (am 15. 10. 44 ausgebrannt) blieb in seiner äußeren Form erhalten.

Zerstört ist die alte Okerbrücke bei der Technischen Hochschule. Das obengenannte „Sprengbombengebiet“ ist schwer mitgenommen. Die eigentlich jedesmal in Mitleidenschaft gezogene Wolfenbüttler Straße weist auf der kurzen Strecke von den Büsing-Werken bis zur Augusttorbrücke allein zehn große Trichter auf. Völlig zerstört wurde dabei unter zahlreichen anderen Häusern in allen genannten Straßen die Augenklinik von Dr. Hoffmann und Märtens; ferner die beiden alten Wachthäuser an der Augusttorbrücke.

Dort, wo die Salzdahlumer Straße die Eisenbahn kreuzt, ist Trichter an Trichter und, soweit das Auge reicht, sind nach beiden Seiten die Schienenstränge aufgerissen. Bahnverkehr ist nur ab Rünigen möglich.

Sieht man die schweren Zerstörungen an den wie Kartenblätter zusammengefallenen Häusern, so fragt man sich, ob es noch verantwortet werden kann, grundsätzlich im Keller zu bleiben. Man steht mit sich selbst im Widerspruch zwischen vernunftmäßiger Überlegung und der Pflicht, Verteidiger seines Hauses zu sein.

Der Raum Kaiser-Wilhelm-Straße, Kastanienallee ist von dem Feuer zahlreicher Häuser erfüllt. Der Anblick des Wütens des Elementes, der um Rettung von Hab und Gut kämpfenden und verstörten Menschen, greift immer wieder an Herz und Seele.

An Kulturwerten ist - leider - nicht mehr allzuviel zu zerstören. Daß unser stolzes Schloß, dessen Monumentalbau nach Form und Gestalt von eindrucksvoller Größe war, nicht mehr ist, ist tief beklagenswert. Deshalb seien hier einige kurze Angaben über seine Entstehung und seine Geschichte eingefügt:

Das Gebiet des ehemaligen Residenzschlosses, einschließlich der Höfe und Parkanlagen, gehörte einst vorwiegend geistlichen Institutionen: den Templern und deren Nachfolgern, den Johannitern, die hier neben anderem eine Matthäuskapelle hatten, sowie dem benachbar-

ten Zisterzienser-Kloster Riddagshausen, das mit dem sogenannten „Grauen Hofe“ den Hauptanteil daran besaß.

Schon 1587 nistete sich hier – nach der Säkularisation der Klöster – der Herzogliche Burgvogt ein, sehr zum Mißvergnügen der auf Selbstständigkeit pochenden Stadt, bis diese sich 1671 der Waffengewalt der Herzöge unterwerfen mußte.

In diesem „Grauen Hofe“ wohnten die Herzöge – nachdem sich die „Burg“ für eine landesherrliche Hofhaltung als völlig unzureichend erwiesen hatte – wenn sie von Wolfenbüttel her in Braunschweig Quartier nahmen. 1753 verlegte der Hof seinen Sitz ganz hierher und damit wurde der „Graue Hof“ das Residenzschloß.

Der „Graue Hof“ hat im Laufe der Zeiten viel Um- und Anbauten erfahren. Der sehr tüchtige Braunschweigische Baumeister Hermann Korb schaffte 1718-20 durch bauliche Verschmelzung der vorhandenen Gebäulichkeit überhaupt erst ein schloßartiges Ganzes, bestehend aus einem Mittelbau und zwei anhängenden, auseinanderstrebenden, überlangen Seitenflügeln – alles aber in Fachwerk.

Der bekannte Baumeister Langwagen übernahm es 1788-90, den wenig repräsentativen Mittelbau im klassizistischen Stil massiv zu erneuern. In diesem Zustande diente der „Graue Hof“ weiter seinem Zwecke, bis am 7. September 1830 der von einer unzufriedenen Führerschicht angestiftete Pöbel das Schloß stürmte, es in Brand setzte und ausplünderte, um damit dem in hohem Grade unbeliebten und zur Regierung völlig ungeeigneten Herzog Karl II, den sogenannten Diamantenerzog, aus Braunschweig zu vertreiben.

Aus der Asche des alten „Grauen Hofes“ aber entstand nach den Plänen des nach Peter-Joseph Krahe genialsten Braunschweiger Baumeister des 19. Jahrhunderts, Karl Theodor Ottmer, in den Jahren 1831-38 das neue Schloß in den Abmessungen und in der Gestaltung, wie wir es aus der Jetztzeit kennen. Und doch war es nicht das damals geschaffene. Denn jener Bau wurde am Abend des 24. Februar 1865 gelegentlich eines Hofballes zu drei viertel ein Raub der Flammen (Nordflügel, Mittelbau bis in den Südflügel hinein).

Die erst 1864 aufgestellte, von Prof. Rietschel modellierte, von Prof. Howaldt in Kupfer getriebene und nach Form und Auffassung *wundervoll* gelungene Quadriga (Brunoniagruppe) stürzte dabei durch den Saal bis nach unten durch.

Die Gesamtvernichtung des Schlosses erforderte einen vollständigen Neubau, der in den Jahren 1865 bis 1868 durchgeführt und bis auf geringe Veränderungen ganz dem alten früheren Bau entsprach, ergänzt durch die Ausschmückung des Giebelfeldes im Mittelbau, darstellend: Heinrich der Löwe empfängt die Huldigung der Geistlichkeit und der besiegten Wenden. Daneben die überlebensgroßen Standbilder Kaiser Ottos VI und des Herzogs Otto des Kindes. So hat schicksalhaft unser Schloß im Laufe von 115 Jahren eine dreimalige Zerstörung aus jedes Mal anderer Ursache erfahren müssen.

Die gleichfalls von Howaldt getriebenen Reiterstandbilder vor dem Schloß der Herzöge Karl Wilhelm Ferdinand und Friedrich Wilhelm sind erst 1874 zu Ehren der Helden, die einst – nicht vergeblich – für Deutschlands Freiheit und Zukunft ihr Blut und Leben dem Vaterlande geopfert haben, entstanden. Möchten diese, jedem Braunschweiger ans Herz gewachsenen ehren Standbilder, *die bisher kein Terror niederrin-*

gen konnte, symbolisch bis in alle Ewigkeit mahnender Ausdruck unbesiegbaren Tatwillens bleiben.

Die *Wachthäuser an den Torbrücken*, von denen oben die Rede war, stellten zwar keine repräsentativen Bauten dar, aber doch gehörten sie wie kaum ein anderes Gebäude in das charakteristische Bild der Stadt. Sie schuf um die Jahreswende 1800 Peter-Josef Krahe, der ihnen die reizvolle Form gab, die bis auf den heutigen Tag den Beschauer fesselte, obgleich sie ihres Zweckes schon damals entkleidet waren. Derzeit, nach der Entfestigung der Stadt, waren sie als Ersatz der Festungstore gedacht, die nach strengen Regeln den Ein- und Austritt in die Stadt unter Kontrolle nahmen.

Und so waren die zwei Wachthäuser vor den alten Brücken auch durch ein Gitter verbunden, das der Wachtmannschaft sowohl die Möglichkeit der Zollerhebung bot wie der Kontrolle diente. Mit Dunkelwerden wurden die Tore geschlossen und öffneten sich verspäteten Lustwandlern auch für Geld und gute Worte nicht.

Man muß sich wundern, daß eine solche Einengung der persönlichen Freiheit der Bürger bis 1814 aufrechterhalten werden konnte.



Gerloffshof nach dem Bombenangriff vom 05.08.1944

Bericht 15:

Was wir gewußt haben und was wir hätten wissen können

Die Amerikaner in Braunschweig. Kampf um Braunschweig v. 10.-12. 4. 1945 und die Ereignisse vorher und nachher.

Vorbemerkungen

Die bisherigen Berichte 1944 - März 1945 galten fast ausschließlich den anglo-amerikanischen Terrorangriffen auf die Stadt Braunschweig. Trotz ihrer schwerwiegenden Folgen für unsere städtische Bevölkerung hatten sie, im Rahmen des Gesamtgeschehens, doch nur lokale Bedeutung. Inzwischen aber sind die an Menschen und Material uns gewaltig überlegenen Feindmächte zur Generaloffensive gegen die deutsche Heimat selbst angetreten.

Im Osten hat die über 200 Divisionen starke russische Heeresmacht die Provinzen Ost- und Westpreußen, Posen, große Teile von Schlesien und Pommern erobert und bedroht von Küstrin und Frankfurt a.d.O. aus *unmittelbar* Berlin. Unser Sohn Helmut gehörte zu der tapferen Besatzung von Königsberg, die Anfang April d. J. in angeblicher Stärke von 92 000 Mann der Übermacht erlegen ist.

So ist für uns sein Schicksal noch viel unsicherer und unbestimmbarer geworden, als es seit Anfang Januar schon der Fall war. Seine einzige Nachricht aus dieser Zeit datiert vom 21. Februar. Noch klammern wir uns an die letzte Möglichkeit, daß er zur Verteidigungsgruppe im Samland gekommen ist, von wo es allerdings auch nur noch über See ein Entkommen vor bolschewistischer Gefangenschaft gibt.

Im Westen haben die starken Heere der Anglo-Amerikaner, nachdem folgenschweres örtliches, militärisches Versagen ein Einfluten des Feindes über die Brücke bei Remagen in das östliche Rheinufergebiet ermöglicht hatte, den Rhein an vielen Stellen überschritten. Stärkste Panzergruppen haben sich – Nadeln gleich – mit ihren Spitzen bis in die Herzgegend des deutschen Vaterlandes eingebohrt. Von Rheinhessen aus stieß eine tiefgegliederte Panzergruppe zunächst nach Kassel-Göttingen, von da nach Han-

nover-Hildesheim-Goslar vor. Ihr strategisches Ziel war und ist, deutlich erkennbar, *Berlin*. Alles aber, was auf dem *direkten* Wege dorthin dazwischen liegt, soll – offensichtlich um des Preises willen – mit äußerstem Einsatz, ohne Rücksicht auf Verluste oder sonstige militärische Notwendigkeiten erkämpft und erobert werden. Gewisse Gebiete, die militärisch weniger wichtig sind, z.B. der Harz, umgeht man einfach und riegelt sie ab.

„Berlin“ mag für die Anglo-Amerikaner auch aus anderen – politischen – Gründen im Augenblick der *erstrebenswerteste Angelpunkt* sein, um ihn noch *vor* den Russen zu erreichen. Wer weiß, ob wir nicht der Entwicklung des politischen Verhältnisses Amerika – England zu Rußland über kurz oder lang mit besonderer Spannung entgegensetzen haben! Verkehrt aber wäre, darauf heute schon irgendwelche Hoffnungen zu gründen.

„Wegbereiter“ des stürmischen Vorwärtldrängens unserer Feinde, des Einsatzes *aller* verfügbaren Kräfte, deutsche Gebiete zu besetzen, war in den letzten Monaten eine unerhörte Steigerung des feindlichen Luftterrors. Er drohte, der an so viel Leiden gewohnt gewordenen, durch sie aber auch gehärteten, Tag und Nacht zwischen Haus und Bunker wechselnden Bevölkerung das letzte körperliche und seelische Gleichgewicht zu rauben.

Dieser vermehrte Terror beschränkte sich nicht, wie bisher, auf die größeren Städte, sondern galt mit rauher, rücksichtsloser Gewalt nun auch den kleineren Städten und Landgemeinden unseres Gebietes. Ihm fielen im Raume zwischen Harz und Heide Peine, Celle, Halberstadt, Oschersleben, Wittingen, Uelzen u.a.m. zum Opfer. Das bedeutet neue schwere Wunden, die der niedersächsischen Heimat geschlagen sind.

Was den Bombern nicht lohnte, besorgten in immer größerem Umfange *Tiefflieger*, die schließlich planmäßig bei Tag und Nacht Landstraßen und Verkehrswege abpatrouillierten und mit Bordwaffen rücksichtslos unter Feuer nahmen, wo sich irgend etwas zeigte. Unsere Feinde haben eben gelernt, die erschreckend groß gewordene Luftüberlegenheit ihren operativen und strategischen Zielen einleitend dienbar zu ma-

chen. In dem Ausmaße und mit der Planmäßigkeit, mit der das geschieht, stellt der Luftwaffeneinsatz zur Vorbereitung des militärischen *Angriffs* jedenfalls etwas Neues dar. Ob dieses Mittel unhuman und verwerflich ist, steht hier nicht zur Erörterung. Wie dieser Krieg, wird m.E. zukünftig jeder Krieg in die militärische Auseinandersetzung auch die eingessene Bevölkerung in ihrer Gesamtheit mit einbeziehen. Infolgedessen wird nicht, wie jetzt, erst gegen Kriegsende, sondern zukünftig von Anbeginn an, das ganze Land eines kriegsführenden Staates Kriegs- und Operationsgebiet sein. Welche traurigen Perspektiven eröffnen sich damit für den Staat, der diesen Krieg verliert!

In der Kriegsführung gibt es weder einen Muster- noch Patentschutz. Vieles, was die deutsche militärische Führung in den ersten Jahren den Feinden so erfolgreich vorexerzierte – so vor allem die Massierung von Panzern, die Bildung und Vorstöße von Panzerkeilen –, ist von unseren Feinden in Ost und West nachgeahmt. Und dank ihrer Materialüberlegenheit haben sie unsere Erfindung bis ins Gigantische zu steigern verstanden.

Sich mit sonstigen Fragen und Überlegungen auseinanderzusetzen, zu denen die Entwicklung der militärischen Lage seit Stalingrad herausfordert, mag berufenen Federn oder auch einer späteren Zeit vorbehalten bleiben, wenn eine ausreichende Erkenntnis der Zusammenhänge, Ursachen und Folgeerscheinungen gewonnen ist.

Weitergehende Erörterungen würden ja auch dem Zwecke dieses Berichtes widersprechen, der nur die Geschehnisse behandeln will, wie sie sich während der letzten Wochen innerhalb meines Blickfeldes zugetragen haben. Und alles das ist schon so unrühmlich, ja entehrend, so himmelschreiend und schmerzvoll, daß ich alle Kräfte zusammennehmen muß, den Widerwillen zur Niederschrift dieses Berichtes zu überwinden.

Die Tage vor dem Einrücken der Amerikaner

Sie waren äußerlich – besonders seit Ende März – gekennzeichnet durch *steten* Wechsel zwischen Alarmen und Entwarnungen, durch schwächeres, mittelstarkes oder stärkstes Motorengeräusch an- oder rückfliegender feindlicher Gruppen oder Verbände, durch zahlreiche Einzel-

bombenwürfe, durch das Knattern von Bordwaffen durch Tiefflieger auch bei Nacht.

Alarmierende Nachrichten über schnelles Vordringen feindlicher Panzerverbände aus südwestlicher Richtung auf Hannover zu, Aufrufe und Proklamationen der Parteistellen, Hannover und Braunschweig in Verteidigungszustand zu versetzen, sogar Frauen und Kinder (!!) zu bewaffnen, Sabotageakte von Ausländern, deren Zahl für Braunschweig und die Hermann-Göring-Werke auf annähernd 100 000 Mann geschätzt wird, hatten in der Bevölkerung größte Unruhe erzeugt. Die großen Betriebe schlossen aus Mangel an Rohstoffen zwangsläufig ihre Pforten, wodurch Tausende von Ausländern sich selbst überlassen wurden. Fast alle Männer des Volkssturmes wurden einberufen, bewaffnet und zu Sperrbauten an die Peripherie des Stadtgebietes beordert.

Wichtigste Dienststellen begannen, Braunschweig zu verlassen; viele Einwohner flüchteten zu Fuß, per Rad oder auf andere Weise noch in den Harz oder sonstwohin. Von einem geregelten Eisenbahnverkehr war keine Rede mehr; er kam mit dem 10. April vollends zum Erliegen.

In den äußeren Stadtvierteln begann der Barrikadenbau, der bis in die innere Stadt erweitert wurde. So wurde auch der Löwenwall an der Steintorbrücke und am Windmühlenberge abgeriegelt. Man fällte benachbarte Bäume, grub Doppel-T-Träger aus zerstörten Häusern ein und legte davor zwei bis drei umgestülpte Trambahnwagen. Das sollten (!) Hindernisse sein; sie waren es aber nicht, denn irgendein *militärischer* Wert war diesem Aufwand an Material, Zeit und Kraft bestimmt nicht zuzuerkennen.

Die Verteidigung der offenen Städte Hannover und Braunschweig proklamierten die Parteidienststellen in immer neuen anfeuernden, in Wirklichkeit größte Unruhe erzeugenden Reden, während sie die Militärbefehlshaber (der kommandierende General in Hannover und der Kommandant von Braunschweig) wegen Fehlens der dazu erforderlichen militärischen Kräfte ausdrücklich abgelehnt haben sollen¹. Trotzdem blieb es bei dem Befehl der Partei, jeden Quadratmeter Boden bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen. Das fand nirgends Verständnis.

Sorge, Angst und Kopfllosigkeit vor drohenden Gefahren erfüllte die einen, Ruhe, Gelassenheit und Bereitschaft die anderen – deutliche Kennzeichen der Unterschiedlichkeit der inneren Widerstandskraft der Menschen. Wer sich der „Situation“ gewachsen zeigte, findig war und vorzusorgen verstand, brachte wenigstens von seinem Hab und Gut das Wichtigste, vor allem mühsam angesammelte, zumeist in langen Monaten für schlimme Zeiten am Munde abgesparte Vorräte, natürlich auch Schmuck und andere Werte in Sicherheit, soweit das menschenmöglich war. Man mußte sich auf alles vorbereiten. Einheimische und ausländische Banditen begannen doch bereits, vor dem 11.4. Raubzüge auf fremdes Gut und Eigentum zu unternehmen.

Hannover sei – so hieß es am 9.4. – nach schweren Straßenkämpfen vom Feinde genommen worden.

So kam der 10. 4. heran. Das Personal meiner Betriebe hatte – mit wenigen Ausnahmen, deren Mut und Kraft versagte – am Vormittag noch etwas zu arbeiten versucht. Die großen Lastwagen hatte ich schon am 8. 4. in meinen Gärten bringen und dort verankern lassen.

Vom 10. 4. mittags an war deutlich Kanonendonner hörbar geworden. Die Straßen wurden leer; die Menschen eilten in großer Zahl in die Bunker, in denen sie zumeist bis 12. 4. vormittags bei großem Mangel an frischer Luft, an Verpflegung und hygienischen Einrichtungen in drangvoll fürchterlicher Enge die aufregenden nächsten zwei Tage und Nächte verbrachten.

Am Abend wurde bekannt, daß der Feind mit seinen Spitzen bereits die Linie Peine-Üfingen (Salzgittergebiet)-Goslar erreicht habe und daß zwischen Goslar und Seesen heftig gekämpft werde.

Während der ruhelosen Nacht, die wir (meine Frau, unsere jüngste Tochter Charlotte und ich) zum Schutze des Hauses, wie immer bei Bombenangriffen, im Keller zubrachten, kam der mit Maschinengewehrfeuer vermischte Kanonendonner immer näher, während fast unablässig zahlreiche feindliche Aufklärungsflugzeuge über Braunschweig brummt. Ich trat oft ins Freie, mir den Feuerzauber und den immerfort von Leuchtraketen und Leucht- und Signal-

zeichen gekennzeichneten Himmel anzusehen.

Es war die Einleitung der Belagerung der Stadt

Wer hätte es sich träumen lassen, daß unser gutes, altes Braunschweig (das seit seiner Gründung 861 n. Chr. bis um 1800 Festung gewesen und während dieser Zeit 15 Mal belagert worden war), noch einmal in die Lage kommen würde, dem Feinde bewaffneten Widerstand zu leisten.

So ehrenvoll grundsätzlich es ist, nicht vor dem Feinde zu weichen, so bestand hier jedoch zwischen der gewaltigen militärischen Übermacht des Feindes, der schon in der Nacht vom 10. zum 11. im Süden bis Wolfenbüttel, im Westen bis westlich Broitzem, im Norden bis Fallersleben, vorgedrungen war, und der militärischen Ohnmacht der wenigen, ganz ungenügend bewaffneten Volkssturm-Bataillone ohne jede Artillerie eine Unterschiedlichkeit, die größer nicht gut denkbar sein konnte und die an dem Ausgang des ungleichen Kampfes wirklich keinen Zweifel aufkommen ließ.

Der Feind hatte bei weitestgehender Schonung der eigenen Kräfte, ja *allein* durch den Einsatz von Panzern, Artillerie und Bombern die Mittel in der Hand, in kürzester Zeit die Entscheidung zu erzwingen.

Es konnte sich für uns nicht einmal darum handeln, dem Gegner einen Aufenthalt zu bereiten, dem militärisch irgendeine Bedeutung zuzuerkennen gewesen wäre, während auf unserer Seite bei Fortsetzung der Verteidigung – und darin liegt die große Bedeutung der Frage – die *restlose* Vernichtung alles dessen in sicherer Aussicht stand, was an Wohnstätten, öffentl. Gebäuden, Kulturgütern, Verkehrseinrichtungen noch erhalten geblieben war. Schlimmer hätte Unvernunft nicht der Vernunft gegenüberstehen können, denn damit wären weitere 120 000 Einwohner ihrer letzten Habe und, da nach keiner Richtung mehr eine Ausweichgelegenheit bestand, auch jeder Unterkunftsmöglichkeit beraubt gewesen.

Eine ungeheure Verantwortung ruhte so auf den Männern der Stadt, die sich nun zu entscheiden hatten. Wachend verbrachte die Bevölkerung die von rollendem Kanonendonner und aufzukundem Mündungsfeuer erfüllte Nacht. Der 11. April dämmerte auf, als die direkte Beschießung

Braunschweigs von südwestlicher Richtung her begann, erst mit einzelnen Granaten, dann lageweise. Zischend zogen sie über uns weg ihre Bahn. Viereinhalbjährige Erinnerungen aus dem 1. Weltkriege wurden wieder in mir wach. Beschußräume waren anfangs der Westen (Celler Straße, Lehdorf und Umgebung), nachher der Osten (um Kaiser-Wilhelm-Str.), dann die Stadtmitte. In den späteren Stunden streute der Feind das *ganze* Stadtgebiet ab, während Einzelbomber während des ganzen Tages bald hier, bald dort Bomben und Minen warfen.

Mit kurzen Unterbrechungen dauerte das alles von früh bis gegen halb sieben Uhr abends. Dann trat Ruhe ein, die zunächst nicht erklärlich war. Die Gelegenheit benutzte ich schnell einmal, die Schwestern in der Adolfstraße aufzusuchen. Wie wir waren auch sie verschont geblieben. Aber der Löwenwall hatte doch mehrere Volltreffer erhalten. In den Hauptbeschußräumen sind, wie ich mich überzeugen konnte, *schwere Schäden* eingetreten. Zahlreiche Häuser sind durch die Beschießung und durch Bombenwurf erneut zerstört worden.

Und doch wäre dieses erst die *Einleitung* zur *vollkommensten* Vernichtung gewesen, wenn nicht vor allem Dr. Bockler (mein langjähriger Anwalt), der inzwischen Oberbürgermeister, jetzt auch Justizminister und Minister für Volksbildung geworden ist, dem Ministerpräsidenten Klagges, der nachher die Übergabeverhandlungen geführt hat, davon überzeugt hätte, daß jeder weitere Widerstand eine völlig *sinnlose* Vergeudung von Gut und Blut bedeutete.

Wo aber sind die Männer geblieben, die immer wieder die Verteidigung bis zum *Letzten* proklamiert und noch am 11.4. morgens durch Rundfunk erneut und nachdrücklichst gefordert haben? Niemand weiß es. Klagges hat, trotzdem er der SS angehörte, jedenfalls den Mut aufgebracht, sich dem Feinde zu stellen, der ihn am Schluß der Übergabeverhandlung in Haft nahm. Auch der stellvertr. Oberbürgermeister, Bürgermeister Dr. Mertens, ist auf seinem Posten verblieben. Der Aussichtslosigkeit seiner Zukunft sich bewußt geworden, hat er sich, wie u.a. Landrat Dr. Bergmann, das Leben genommen.

Bis 12.4. mittags war Braunschweig von den

Amerikanern vollkommen besetzt. Wie überall an den Straßenkreuzungen und Plätzen, fuhren auch am Löwenwall schußbereite Panzer auf. Bewaffnete Patrouillen durchzogen die Stadt. Hin und wieder wurde Schießerei hörbar. Aber es heißt, daß die Bevölkerung beim Einrücken der Amerikaner vernünftigerweise kaum an einer Stelle Widerstand geleistet habe. Erleichtert wurde das der Bevölkerung, der sich nach den vergangenen *schweren* Wochen eine gewisse Apathie bemächtigt hatte, durch das Bewußtsein, daß mit dem Einzuge des Feindes der unerträglich gewordene Luftterror ein Ende finden würde.

Blutet einem auch das Herz, nunmehr Soldaten eines fremden Staates, in deren Hände *alle Macht* über unser Vaterland übergegangen ist, auf Schritt und Tritt begegnen zu müssen, so muß man gerechterweise anerkennen, daß die amerikanische Besatzung sich bis jetzt durchaus korrekt verhält und nicht provoziert. Man fürchtet allgemein, daß das bei der zukünftigen englischen Besatzung nicht so der Fall sein wird.

Am 13. 4. und den folgenden Tagen erschienen in zahlreichen Häusern, so auch in dem meinigen, amerikanische Beauftragte, um vorhandene Waffen abzufordern oder Nachforschungen nach Angehörigen der deutschen Wehrmacht, vor allem aber der SS, anzustellen. Letzterer gegenüber nimmt Amerika, wie aus allen Äußerungen hervorgeht, die denkbar schärfste Einstellung ein.

Die Amerikaner äußerten sich – den ersten öffentlichen Gesetzesanschlügen der Militär-Regierung entsprechend –, daß sie nicht als Bedrücker, sondern als Befreier des Volkes von Knechtschaft und Folterung, von Rechtlosigkeit und Despotismus kämen. Wer aber irgendwie an den zahllos begangenen, ungeheuerlichen Verbrechen Schuld trage, insbesondere alle Mitglieder der SS, hätte das Leben verwirkt.

Die Hoffnung der Bevölkerung, daß die amerikanische Besatzung auch die öffentliche Sicherheit garantieren würde, erfüllte sich nicht, konnte es wohl auch nicht. Die Riesenzahl der hier beschäftigt gewesenen Ausländer witterte schon lange Morgenluft und hatte sich offensichtlich auf den neu eingetretenen Fall planmäßig und gründlich vorbereitet, ohne daß von verant-

wortlicher Seite dieser seit langem drohenden Gefahr, die sich seit einem Jahre in *ständig* zunehmenden Einbrüchen ankündigte, begegnet wurde oder begegnet werden konnte.

Diese Fremdstämmigen fanden aktive Hilfe und Unterstützung durch dunkle deutsche Elemente, die in dieser Zeit höchster Not – schon in den letzten Tagen vor der Besatzung – aus ihren Schlupfwinkeln kamen und gemeinsam mit den Ausländern aller Nationalitäten begannen zu räubern, zu plündern, zu demolieren und zu vernichten, was ihnen nur erreichbar war.

So sind denn in erschreckend großer Zahl in den vergangenen 14 Tagen Fabriken und Läger jeder Art, Depots, Einzelhandelsgeschäfte, Kasernen, Büros und Kontore ausgeplündert, ohne daß das amtlicherseits verhindert werden konnte. Alle erreichbaren Geld- und Panzerschränke sind erbrochen und ihres Inhalts beraubt; kleinere Maschinen wurden gestohlen, größere zerschlagen. Rücksichtsloseste Jagd wurde auf Personen- und Lastkraftwagen, auf Fahrräder, Pferde und Wagen gemacht. Heute, 14 Tage nach Einzug der Amerikaner, ist die Unsicherheit auf den Straßen noch so groß, daß derjenige, der sich mit einem Fahrrad sehen läßt, Gefahr läuft, kriegsgefangenen Banden sein Rad ausliefern zu müssen. Auch mein Sohn Joachim und meine Tochter Charlotte gehören zu den Leidtragenden.

Die Zahl der entwendeten Autos dürfte schon jetzt 60-70% des vorhandenen Bestandes betragen, die Zahl der geraubten Fahrräder in die Tausende gehen.

Und daneben erfolgen Tag für Tag Überfälle auf Straßenpassanten zur Herausgabe von Schmucksachen, ferner Haus- und Kellereintrübe, um dort vorhandene Sachen, namentlich Bekleidungsstücke, an sich zu reißen. Immer sind es Banden von fünf bis sechs, zumeist mit Schußwaffen ausgestattete Leute. So hat das Haus meiner Schwestern solchen „Besuch“ gehabt, bei dem *nur* Haus- und Wohnungsschlüssel und ein Fahrrad geraubt wurden, weil sich den Räubern die oben wohnende Frau Blume sehr energisch entgegenstellte, während neben Hunderten anderen auch die Wohnung meines Veters Gerhard in Wolfenbüttel, meines Prokuri-

sten Former in der Nacht regelrecht geplündert wurden.

Unendlich viele Familien sind so betroffen und haben auf diese Weise vielfach ihr „Letztes“ eingebüßt. So hat sich der Bevölkerung denn große Unruhe bemächtigt. Überall hält man auch bei Tage die Haustüren verschlossen und verriegelt. Zur Abwehr haben sich die Bewohner einer Straße vielfach zu einer Nachtwache-Organisation zusammengeschlossen, um rechtzeitig Alarm schlagen zu können.

Unerhört groß sind die Verluste und Schäden, die nach der endlichen Beendigung der Zerstörungen aus der Luft nunmehr der Ausländerterror verursacht. Nach Zahlen und Millionen Werten darüber Angaben zu machen, ist völlig unmöglich. Allein das, was an Nahrungsmitteln, die so dringend notwendig wären, aus den großen staatlichen und berufständigen Lägern gestohlen wurde, hätte gereicht, Braunschweig für viele Monate zu versorgen. Erst in der kommenden Zeit wird das *sehr bitter* fühlbar werden, denn neue Ware kommt in absehbarer Zeit kaum heran. Das alles hätte nicht sein brauchen, wenn die Partei, die ja alles in ihre Regie genommen hatte, es nicht so sehr an vorsorgenden Maßnahmen hätte fehlen lassen.

Es ist aber wenigstens gelungen, einen Teil der im Braunschweiger Hafen liegenden Vorräte an Reis und Zucker noch kurz vor dem Einmarsch des Feindes für die Bevölkerung greifbar zu machen. Markenlos sollte jeder Einwohner zweieinhalb kg Reis und anderthalb kg Zucker erhalten. Die Kreisbauernschaft (Ernährungsamt) hatte mich gebeten, innerhalb weniger Stunden die dazu nötige Organisation zu schaffen; eine Aufgabe, die sofortiges und praktisches Handeln verlangte.

In ca. 35 - 40 Waggons rollten die Warenmengen (ca. 7 - 8 000 Ztr. Reis und 4 - 5 000 Ztr. Zucker) im Vorort Gliesmarode an. Das sind Mengen, zu deren Empfangnahme auf offener Straße, Behandlung, Bewegung, Verteilung, Zuführung und Auslieferung vor allem umsichtige, einsatzbereite und energische Männer gehörten, aber auch Transportmittel, an denen es erheblich fehlte.

Ich machte den gesamten Lebensmittel-

großhandel mobil, versah ihn mit strikten Anweisungen und übergab die Disposition an der Waggoneintreffestelle meinem Prokuristen Haude, der drei Tage lang von früh bis spät mit seinen schwachen Hilfskräften gegen Unverstand, Willkür und Terror gekämpft, auf seinem Posten aber ausgehalten und alle auf ihn einstürmenden Schwierigkeiten gemeistert hat.

Raubgierigen Wölfen gleich, welche Schafherden bedrohen, umlagerten plünderungslustige, an Zahl ständig zunehmende kriegsgefangene Ausländer die auf den Gleisen abgestellten Waggons, immer sprungbereit, bald hier, bald dort Wagen zu erbrechen. Diese ständig wachsende Gefahr konnte nur Waffengewalt retten. Mit größter Mühe gelang es, eine schwache Militärabteilung zu erhalten, die schließlich zum Gewehr griff, in dessen Feuer elf Mann liegen blieben. Das schaffte aber nur für kurze Zeit Luft. Es wurde Abend. Die Soldaten rückten ab oder, besser gesagt, verdrückten sich. Das war für die Bande das Signal zum Sturm auf die noch auszuladenden zehn Waggons, die restlos ausgeplündert wurden, weil die Leiter der *benachbarten* Militär-Magazine in ihrer Kopflosigkeit sinnlosen Räubereien geradezu Vorschub leisteten. Wie an vielen Stellen hat es leider auch hier an Voraussicht und dementsprechend an den nötigen vorsorgenden Maßnahmen gefehlt.

Spätestens die Überschreitung des Rheins durch den Feind hätte allen, also auch den Behörden und Dienststellen Veranlassung geben müssen, sich über die Räumung und Verwertung der großen wertvollen Lager klar zu werden.

Unbegreiflicherweise ist offensichtlich nichts geschehen. Dafür bieten die großen Lager der Heeres-, Versorgungs- und Bekleidungsämter ein geradezu trauriges Beispiel. Wartete man, nach der Entmündigung aller staatlichen Dienststellen durch die Partei, auf Parteibefehl?

Während die Wirtschaft, wie vorher geschildert, bedeutende Warenmengen in wenigen Stunden der notleidenden Bevölkerung zuführte, wußten die obengenannten, militärischen Ämter nichts Besseres zu tun, als ihre *riesigen* Vorräte an Lebensmitteln aller Art, auch Kaffee, Schokolade, Tuchballen, Stiefel, Ledersohlen, *sack- und kiepenweise* als *freie Beute* für Ausländer und

jeden, der sonst zufällig oder sonstwie angelockt erschien, abzugeben oder einfach aus den Fenstern zu werfen. Ein *wüstes* Durcheinander war die unvermeidliche Folge, die naturgemäß schließlich auf die vorgenannten zehn Waggons übergreifen mußte.

Erst diese *verbrecherische* Versagen der Militärverwaltung gab den Auftakt dafür, die Räubereien in der ganzen Stadt allgemein werden zu lassen.

Einbrüche in Keller und Wohnungen, aber auch Überfälle auf offener Straße, um die Menschen ihrer Uhren und Schmucksachen zu berauben, finden noch jetzt am laufenden Bande statt. Die öffentliche Polizeiverlautbarung, daß jedermann – auch Ausländer – für Rauben und Plündern mit dem Tode bestraft wird, scheint ziemlich wirkungslos zu verpuffen. Die Banditen wissen eben, daß unsere Polizei, die nach *Entlassung aller* Parteimitglieder vollständig neu aufgebaut werden muß, die zudem keine Waffen besitzt, vollkommen machtlos ist.

Alles seufzt unter dem Schrecken, den die Ausländer verbreiten, besonders auch die Wirtschaft, die durch sie in ihrer Tätigkeit aufs stärkste beschränkt und bedroht ist.

Unseren Lastwagen geben wir, trotzdem sie von der Militärregierung gekennzeichnet sind, auf jeder Fahrt eine Sicherung von fünf bis sechs Mann mit, um Angriffe abzuwehren. Bis jetzt ist es gutgegangen. Aber die vielen auf den Straßen herumliegenden ausgeplünderten Autos und Anhänger sind stumme Zeugen solcher Überfälle.

Der Abtransport des Heeres von Ausländern, um den sich Militärregierung und Oberbürgermeister bemühen, stößt auf große Schwierigkeiten, weil es dazu an vielen Voraussetzungen fehlt. Die dazu notwendige Organisation muß erst geschaffen werden; es mangelt vor allem an Transportmitteln. Durch Unverstand und – fast muß man sagen – Vernichtungswut im *eigenen* Lager sind im Verfolg des *sinnlosen* örtlichen Widerstandes in großem Umfange wichtigste Verkehrseinrichtungen, insbesondere bei der Bahn, zerstört, sind Verkehrswege auf dem Land unterbrochen worden.

So wurden beispielsweise zwischen Peine

und Fallersleben allein ca. 250 Brücken von uns selbst (d.h. von der SS) in die Luft gesprengt. Der Ortsgruppenführer Petritor brachte es sogar fertig, die Rüniger Mühle, die Braunschweig das Mehl fürs Brot liefert, durch Sprengungen betriebsunfähig zu machen. Daß er sich hinterher das Leben nahm, mildert solche wahnsinnige Handlungsweise nicht

Für die Amerikaner war dieser Zerstörungswahnsinn überhaupt kein Hindernis. Solche törichten Kindereien, wie sie sie zu unserer Schande bezeichnen, haben ihnen nur ein Lächeln abgewinnen können. Mit seiner außerordentlichen, vielseitigen Ausstattung hatte der Gegner alle Mittel greifbar in der Hand, solchen Schwierigkeiten mit *Leichtigkeit* zu begegnen.

Die eingessene Bevölkerung aber hat den angerichteten Schaden am eigenen Leibe schwer zu büßen, wie das für die Ernährung, für die Bestellung der Äcker, für den zivilen Nahverkehr, für den Abtransport der lästigen Ausländer usw. von Tag zu Tag klarer in die Erscheinung tritt.

Man kann sich daher nicht darüber wundern, daß die jeder Arbeit und Verpflichtung, wie aller sonstigen Fesseln ledig gewordenen Ausländer auf ihren Streifzügen nun auch das den Industrielägern Braunschweigs und der Hermann-Göring-Werke (Watenstedt-Salzgitter) benachbarte *Landgebiet* überschwemmen, um auch hier die Einwohnerschaft zu bedrohen, um zu räubern und zu rauben, was erreichbar ist.

Ohne Wahl und Grenzen wurde so den Bauern das Vieh jeder Art aus den Stallungen und von den Weiden geholt und abgeschlachtet. *Ganzen* Schafherden ist auf diese Weise der Garaus gemacht. Am Rande der Landstraßen lagen und liegen in großer Zahl überall die traurigen Reste abgeschlachteter Rinder, Schweine und Schafe. Fast alle Pferde sind von den Ausländern gestohlen, um damit Wagen für die Heimfahrt zu bespannen.

Das Blut steigt einem vor Wut und Ekel in den Kopf, sehen und hören zu müssen, wie wehr- und machtlos wir geworden sind, wie hilflos wir dieser wildgewordenen Soldateska ausgeliefert sind. Unsere Landbevölkerung rings um Braunschweig war durch den Luftterror schon schwer mitgenommen und ist nun bettelarm geworden.

Wie sehr darunter auch die Feldbestellung und damit die Ernährung der Städte leiden muß, liegt auf der Hand.

Und muß man nicht fürchten, daß sich auf dem unaufhaltsamen Vormarsch des Feindes in West und Ost, in Nord und Süd des deutschen Vaterlandes gleich schreckliche Verhältnisse entwickelt haben, die am *letzten* dem Volke noch verbliebenen Gute zehren?

Gewiß, wir brauchen nicht mehr in den Luftschutzkeller, sind des schweren Bombenterrors enthoben, aber mit jedem neuen Tage empfindet man als Deutscher drückender und quälender die Schmach, in die wir rettungslos gestürzt sind, denkt man neben der völligen Macht- und Wehrlosigkeit nur an das eine, was die Mauerschläge der Militär-Regierung verkünden, daß Deutschland wegen fürchterlichster, das dunkelste Mittelalter weit in den Schatten stellender Verbrechen an Millionen Menschen als bisher zugehöriger Staat aus dem Kreise der Kulturvölker ausgestoßen ist. Meine Augen werden feucht, da ich dieses vernichtende Urteil über unser Vaterland niederschreiben muß.

Braunschweig hat sich schon in wenigen Tagen nach dem Einmarsch der amerikanischen Truppen am 12.4. zu einem Zentralsammelpunkt amerikanischer und englischer Stäbe und Einheiten entwickelt.

Die Folge war, daß – schon am 13. 4. beginnend – fortlaufend, nunmehr schon 4 Wochen, in größtem Umfange *Beschlagnahmungen* von Wohnungen und ganzen Häusern erfolgen.

Überall das gleiche Geschehen. Nur wenige Stunden bleiben den Bewohnern, das allernötigste ihrer Habe zu sammeln und mitzunehmen, alles übrige aber aufsichtslos in den Wohnungen und Kellern zu lassen, ohne zu wissen, was daraus wird und wo sie selbst auch nur die nötigste Unterkunft finden können.

So erschien am 15.4., 9 Uhr vormittags, auch in meinem Hause, Löwenwall 16, eine militärische Kommission zur Besichtigung der Räume. Und eine Stunde später kam der Befehl, bis 12 Uhr mittags das ganze Haus zu räumen. Auf die Keller und Kelleretage verzichtete man zunächst mit dem Hinweis, am nächsten Tage darüber zu entscheiden.

Da hieß es handeln. Zeit zum Überlegen blieb nicht; es war Sonntag, Hilfe war nicht zu erreichen. Meine Frau, sonst im Tragen und Schleppen die bei weitem leistungsfähigste im Hause, war – schon seit Wochen an einer heftigen Erkältung leidend – so „hundeelend“, daß sie zu ihrem Leidwesen unfähig war, zu helfen. So mußten wir anderen zupacken, aus den 18 möblierten Zimmern, entsprechend der bisherigen Größe meiner Familie, das heraus zu bringen, was man für dringlich hielt. Man gab uns zwei Zimmer und den Boden frei, Möbel zusammenzustellen. Die besten Möbel und Einrichtungsgegenstände waren gottlob schon vor Jahren in drei verschiedenen Orten evakuiert. Über deren Schicksal weiß ich auch heute noch nichts.

Aber es war doch noch so viel in den Zimmern und Schränken, vor allem in den fünf Zimmern, in die ich nach der Zerstörung des Gerloffshofes Büros meiner Betriebe verlegt hatte, daß wir zu viert bis abends halb sieben Uhr *ununterbrochen im Eiltempo* bargen und packten, was möglich war. Einige amerikanische Soldaten der inzwischen schon einziehenden Nachrichtenabteilung haben dabei bereitwillig mir und meiner Tochter geholfen.

Das gesamte Büromaterial, Stöße von Akten, Formularen, Papier- und Materialvorräten, schleppten wir in Waschkörben und Kiepen in die Keller, die, auch von meinen verheirateten Kindern mit Sachen aller Art belegt, bereits „stoppevoll“ waren. So blieb nur ein völlig ungeordnetes Aufschichten bis zu den Decken übrig. Dieser Zustand besteht auch heute noch. *Schwerbepackt* wohl hundert Mal die Treppen herunter und hinauf, war ich am Abend völlig erschöpft, aber doch stolz darüber, daß ich, 69 Jahre alt, diese Leistung noch vollbringen konnte.

In den Zimmern ist noch vieles geblieben: Sofas, Betten, Schränke, Schreibtische, Sessel und mehr, was die Amerikaner gern benutzen, wenn auch die Truppe Einrichtungen zur Bequemlichkeit und Annehmlichkeit besitzt, die staunenswert weit über das hinausgehen, was die deutsche Armee kennt. So führt z.B. jeder Mann stets sein zusammenlegbares, überaus praktisch konstruiertes Bett mit Steppdecken mit. Man hat inzwischen Zeit und Gelegenheit gehabt, einen

Einblick in den amerikanischen Militarismus zu erhalten. Es bestehen wesentliche Unterschiede zwischen ihm und dem deutschen. Was man in Braunschweig an amerikanischen Soldaten sieht (die Besatzung dürfte zur Zeit 5-7 000 Mann betragen), imponiert durch die Größe der Soldaten, durch kräftige und schmiegsame Wohlgestaltung des Körpers. Die Leute haben fast durchweg „Gardemaß“. In sehr vielen glaubt man die deutsche Abstammung zu erkennen.

Auch Amerika hat im Kampf gegen die Achse und Japan prozentual zur Bevölkerung sehr viel Soldaten auf die Beine stellen müssen. Entspricht das auch nicht der außerordentlichen Auskämmung, zu der wir gezwungen waren, so kommt man doch zu dem Schluß, daß rein äußerlich die amerikanische Rasse im Durchschnitt größer und kräftiger ist als die deutsche, ohne *daraus* weitergehende Schlüsse ziehen zu wollen. Zu anderen Vergleichen der beiden Rassen hat sich mir natürlich bisher keine Gelegenheit geboten.

Daß alle amerikanischen Soldaten körperlich in glänzender Verfassung sind, nimmt nicht Wunder, sieht und hört man, welche ausgedehnten Ruhepausen den amerikanischen Einheiten dank ihrer außerordentlichen, zahlenmäßigen Überlegenheit an Menschen und Material gewährt werden können und gewährt werden, welche vorzügliche Verpflegung, bei der es in Bezug auf Quantum, Güte wahrhaft an nichts mangelt, ihnen zuteil wird.

Wie abgehetzt und müde, ohne die nötige Ruhe, ohne Erholung und körperliche Pflege, ohne ausreichende Beköstigung, ohne genügende Bekleidung sind dagegen seit zweieinhalb Jahren unsere Soldaten, insbesondere die der Infanterie. Ein Zustand, in dem sich seitdem unsere Truppen befinden, demoralisiert, schädigt gleichermaßen die Kampfbereitschaft und die militärische Leistungsfähigkeit, beeinträchtigt den militärischen Geist und schließlich die Fähigkeit und den Willen, weiterzukämpfen.

Der erste Weltkrieg hat gerade diesen rückläufigen Werdegang, der *damals* nicht vorausgesehen werden konnte, so deutlich gemacht, daß er für immer eine „Lehre“ hätte sein müssen. Sie ist aber unbegreiflicherweise von den Verantwort-

lichen dieses Krieges offensichtlich völlig vergessen oder durch den überheblichen Glauben, daß Deutschland eben siegen werde, weil es siegen „müsse“, als völlig nebensächlich angesehen worden. Das gilt insbesondere für die Fortsetzung des Krieges, als nach gewissenhafter Prüfung der Gesamtlage die Partie als bereits verloren gelten mußte.

Wir wissen heute noch nicht, wer für Stalingrad verantwortlich ist, verantwortlich auch dafür, daß statt kluger Bescheidung mit dem Erreichten, das zu halten allein schon über unsere Kräfte ging, trotzdem die Operationen weiter in die Unermeßlichkeiten des Russischen Reiches gelenkt wurden.

Das wurde, wie 1812 Napoleon, auch uns zum Verhängnis. Es muß Rechenschaft für diese Wende und darüber gefordert werden, wie es nur möglich wurde, daß der Krieg, der *mindestens* von dem Augenblick an, da die Westmächte unsere Stellungen in der Normandie durchbrachen, aussichtslos geworden war, bis zur völligen Zerstörung aller deutschen Städte, bis zur Ausblutung des Heeres, bis zur restlosen Erschöpfung des Volkes sinnlos doch noch fortgesetzt wurde.

Man hat immer nur sich wundern können, wenn diese Fortsetzung mit Clausewitzschen Lehren und sogenannten geschichtlichen Vorgängen und Erfahrungen, mit Lagen Friedrichs des Großen im Siebenjährigen Krieg u.a.m. begründet wurde. Wenn auch jetzt, wie früher, zu 90 Prozent der Mensch, d.h. der Soldat und seine militärische Führung, entscheidend gewesen wäre, dann hätte der soldatische Geist der Deutschen die großen Schwierigkeiten vielleicht doch noch meistern können. Dann konnte wie einst *eine* gewonnene Schlacht eine Wende bedeuten.

Aber neben den kämpfenden Menschen – dem Soldaten mit dem Gewehr in der Hand – ist, beginnend mit dem 1. Weltkriege – die zur wirkungsvollsten Waffe gestaltete „*Maschine*“ getreten, sowohl auf dem Erdboden, wie zu Wasser, wie in der Luft. Und in diesem Kriege erlangte diese Wandlung in der Kriegsführung entscheidende Bedeutung. Die Entwicklung war auch für den Laien schon lange erkennbar geworden. Das Land, das zur Herstellung von Kriegsmaschinen die meisten Menschen hatte,

über alle notwendigen Rohstoffe und die besten Fabriken verfügte, hatte den anderen gegenüber damit von vornherein ein Übergewicht in der Hand, gegen das bei einiger Überlegung auch größte Tapferkeit und beste militärische Führung versagen mußten.

Welchen Vorsprung und welche Überlegenheit – neben England und Rußland – allein Amerika in dieser Beziehung besaß, mußte schon vor Beginn des Krieges jedem bewußt werden, der nur etwas Kenntnis von dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten besaß.

Ist das alles, so fragt man sich, bei Beginn der Eroberungen, insbesondere bei der Kriegserklärung an Amerika, unterschätzt worden oder überhaupt unbewertet geblieben?

Jetzt sehen wir es, beschämt, mit unseren Augen, in welcher, fast phantastischen Vollkommenheit die amerikanischen Armeen bekleidet, ausgerüstet und mit Maschinen, Waffen aller Art versorgt sind, wie vielseitig und *gewaltig* insbesondere der motorisierte Fuhrpark ist, der ohne jede Rücksicht auf Treibstoffverbrauch *alles* erfaßt und bewegt, was Heere zum Kriegführen nötig haben: Menschen, Waffen, Kriegsmaschinen, Munition, technische Hilfsmittel und Vorräte, die für irgendeine Kriegsaufgabe erforderlich werden könnten, Gerätschaften jeder Art, maschinelle Einrichtungen zur Erzeugung und Bearbeitung von Verpflegungsmitteln und schließlich alles das, was bei uns der Soldat im Tornister trägt u.a.m. Nach unseren Begriffen dünkt uns das wie ein Luxus, der aber, ohne Zweifel, Schlagkraft und Leistungsfähigkeit der Truppe außerordentlich erhöhen muß.

Nun wird es uns offenbar, daß die von den Amerikanern zu Anfang des Krieges gemachten Angaben über ihre gewaltige Produktionsfähigkeit, wenn die Maschinen dazu erst auf vollen Touren laufen, nicht leeres Gerede waren – wie es von maßgebendster Seite uns immer wieder eingeredet wurde –, sondern blutiger Ernst, den das deutsche Volk im Glauben an das, was ihm verkündet wurde, nun in unvorstellbarem Maße auszukosten hat.

In unbegreiflicher Unterschätzung der Kräfte unserer Gegner begegnete man in Wort und Schrift dem leisesten Zweifel mit dem Hinweis,

daß unsere Kriegswaffen, unsere Genialität, unsere Volksgemeinschaftskraft und vieles andere den Feindmächten turmhoch überlegen seien. Das verbürge den Sieg!!!

Der weite Platz vor meinem Hause - der Löwenwall - ist zu einem großen Feldwaffenlager geworden. Kraftfahrzeuge vielseitigster Art und Form sind hier aufgefahren. Und was hier nicht ist, sieht das spähende Auge auf den großen Straßen, auf denen ein fast unablässiger Verkehr von Fahrzeugen und motorisierten Waffen stattfindet. Und doch ist das nur ein kleiner Ausschnitt der riesigen Kraftentfaltung der Alliierten.

Die amerikanische Technik hat sich der militärischen Ausrüstung und Ausstattung - auch des einzelnen Mannes - in umfassender Weise angenommen. Das geschulte militärische Auge sieht es mit Staunen.

Die deutsche militärische Exaktheit in und außer Dienst kennt der Amerikaner nicht; der die Fahrzeuge bewachende Posten steckt getrost beide Hände in die Hosentasche. Das Antreten in Reih und Glied sieht nach unseren Begriffen reichlich gemütlich aus. Aber der Krieg lehrte, daß die Amerikaner sehr wohl ihren Mann stehen und ihre Waffen gut zu handhaben wissen und tapfer sind.

Doch zurück zum 15. April, an dem mein Haus zur „Kaserne“ wurde.

Nach der mühevollen Räumung der von uns bewohnten zwei Etagen kamen wir, da mein Haus an einem Abhang liegt und dadurch zwei Kellergeschosse hat, in dem „Oberen“ unter, das außer Kellerräumen eine vom Bühnenbildner des Staatstheaters Sierke bewohnte Wohnung besitzt.

Hier konnten wir fünf ein größeres und ein kleineres Zimmer beziehen, in denen wir wohnen, essen und schlafen. Während in den vielen hundert beschlagnahmten Häusern die Bewohner alles, also auch die Keller, hergeben mußten, fanden wir Entgegenkommen, durch das wir zwischen acht Uhr morgens und acht Uhr abends sogar unsere zwei Etagen höher liegende Küche benutzen können. Und ferner ließ man uns mit den beiden Kelleretagen den unteren (Haupt-) Garten frei.

Wir haben das dem Umstand zu verdanken, daß mein Grundstück außer dem Fuß-

gängerzugang durch den Obergarten noch eine seitwärts gelegene Einfahrt hat, und daß die Kellergeschosse dort besondere Zugänge haben. Auf diese Weise herrschen die Amerikaner in meinem Hause - wie sie das grundsätzlich wollen - völlig getrennt von uns.

Die alte Frau Sierke, die lange Jahre in Amerika war, Sprache, Sitten und Gebräuche kennt, ist bei alledem und bei sonst vorliegenden Wünschen und Fragen dankbarerweise unsere Mittlerin geworden.

Wir vermeiden alles, zu irgendwelchen Störungen Veranlassung zu geben. Das gleiche Bestreben besteht auch auf der anderen Seite, soweit das bei einer Hausbelegschaft von 120 - 150 gestiefelten Männern möglich ist. Treppen und Fußböden und vieles andere geht natürlich dahin. Das aber muß und kann auch in Kauf genommen werden.

Mein Obergarten wird von einem Riesenzelt beherrscht, das über die ganze Rasenfläche und damit auch über den Fisch- und Wasserrosenteich gebaut ist. Es dient der Truppe meines Hauses als Küche, die für diesen Zweck „außerordentlich praktische“ Einrichtungen besitzt und allen Möglichkeiten angepaßt ist. Die Ausstattung mit Kochgerätschaften, Geschirren und Behältern ist phantastisch. Das Ganze folgt auf Motorwagen der Truppe stets unmittelbar nach.

In den jetzt bis obenhin vollgestopften Kellerräumen meines Hauses irgendwie eine Ordnung zu schaffen, war und ist völlig unmöglich. Und trotzdem habe ich doch für die 10 - 15 Personen der *Hauptgeschäftsführung* im bisherigen, heizbaren Luftschutzkeller noch Platz machen müssen.

Dazu gesellt sich ein ständiges Kommen und Gehen von Geschäftsleuten und sonstigen Besuchern. Der Garten gleicht einem Autopark, da in ihm mangels sonstiger Unterkunft von meinen Betrieben zwei Lastzüge, einer Zugmaschine und vier Personenkraftwagen, von amerikanischer Seite fünf zweirädrige Anhänger stehen. Bewegt werden zur Zeit täglich nur die zwei Lastzüge, aber das ist, da die Wege dafür nicht geschaffen sind, jeden Morgen und jeden Abend mit einigen Schwierigkeiten verknüpft. So be-

steht für uns nicht nur wohnmäßig eine ziemliche Enge und Unvollkommenheit, über die wir uns aber selbstverständlich ohne jede Klage hinwegsetzen, sondern vor allem eine große und laute Unruhe, die sich während der jetzt schon 4 Wochen dauernden schweren Erkrankung meiner Frau an Rippenfell- und Lungenentzündung und eitrigem Bronchialkatarrh recht störend bemerkbar macht.

Der Zustand meiner Frau war zehn Tage lang überaus ernst, so daß Dr. Klehmet bis zu viermal am Tage kam, um nachzusehen und Spritzen zu verabfolgen. Die Lebensgefahr ist jetzt gottlob behoben, aber der Schwächezustand ist noch groß. Die Anforderungen des letzten Jahres mit allem, was es brachte und forderte, hatten schon vorher ihre Kräfte stark dezimiert. Welch Glück im Unglück, daß der Luftterror gerade zu Ende war und daß es auf den Sommer geht. So bin ich doch von tiefer Dankbarkeit für alles das erfüllt, was wir an Gutem auch in dieser Zeit, die scheinbar nur „nimmt“ und nichts zu geben vermag, empfangen und was man als solches stets werten soll.

Das läßt dann auch alle Sorgen, die alten und die neuen, die sich fortlaufend noch hinzugesellen, leichter ertragen. Wie könnte man auch in einer alles Denken, alle Sinne und Gefühle aufwühlenden Zeit glauben, Ohren und Augen vor dem, was wechselvoll jeder neue Tag bringt, einfach verschließen zu können.

Sehen wir rings um uns auch nur Trümmer, treten wir fast überall auch nur auf Scherben, sind wir alle so oder so unserer Habe, unserer Lebensarbeit, der Erfüllung ungezählter Wünsche, Pläne und Hoffnungen beraubt, bangen auch wir, wie fast jede Familie, um nächste Familienmitglieder, die noch irgendwo im Kampfe stehen oder ohne Verbindung mit ihnen sonst in der Ferne weilen; es hilft nichts, wir müssen auch jetzt den Kopf hoch behalten, zupacken und das Dunkel zu durchschreiten suchen und dorthin streben, wo der Weg ins Freie und ins Helle führt. So fordert es die Stunde!

Aus diesem Gedanken heraus haben wir auch unsere Betriebe so schnell wie möglich wieder in Gang zu setzen versucht. Gewiß, leicht ist das nicht, denn es muß in sehr, sehr vielem *völlig*

von neuem angefangen werden; leicht war und ist es auch für den Einzelnen nicht, in der neuen Umwelt sozusagen sich selbst wiederzufinden und seinem Leben eine neue Grundlage zu geben. Starke Herzen erfordert es, in allem sein Ich richtig durch allen Wirrsal der Zeit zu lenken; denkt man nur an das, was *jeden* angeht, an die gewaltige Umwertung von Begriffen aller Art, an die Änderung der Hoheitsrechte, an den Platzwechsel in allen Amtsstuben, an die öffentlichen Beschränkungen, an die das nationalsozialistische System ersetzenden neuen Formen und Regeln usw.

Aller Verkehr hat seit dem 10. 4. aufgehört: Eisenbahn, Post, Telefon und Straßenbahn. Selbst der Aufenthalt auf den Straßen war stark beschränkt, anfangs auf die Zeit von 9 - 12 Uhr vormittags, dann bis sechs Uhr, und jetzt besteht Ausgeherlaubnis von fünf Uhr früh bis neun Uhr abends. Elektrisches Licht und Wasser gab es schon nach einigen Tagen, aber die Gaszufuhr ist noch gesperrt; es fehlt an Kohlen zur Gaserzeugung.

Die Läden sind langsam folgend wieder geöffnet. Der Warenmangel zeitigt lange Schlangen Kaufflustiger. Fleisch gab es vier Wochen überhaupt nicht; jetzt ist die Ration auf 50 g die Woche festgesetzt. Im Augenblick hat das Volk wohl noch zu essen, aber wie sich später die Ernährungslage gestaltet, ist noch ungewiß.

Immerhin, die Militärregierung unterstützt alle Bemühungen der Wirtschaft, die Ernährungsindustrie wieder in Gang zu setzen und Ware heranzuschaffen. Die Lage auf diesem Gebiete sieht heute, fünf Wochen nach dem Einmarsch, doch schon etwas hoffnungsvoller aus. Sie wäre noch besser, wenn es nicht so sehr an Transportmitteln fehlte.

Daß ich unsere Lastwagen auch gegen eine sechsköpfige französische Bande rettete, die durch den Klint in meinen Garten eingedrungen war und unter Bedrohung mit dem Revolver die Herausgabe der Schlüssel verlangte, war ein Glück. Schon ab 19. 4. sind, mit nur wenigen in Braunschweig, unsere Lastzüge wieder von früh bis spät unterwegs gewesen.

Ein ganz neues Verfahren für den Einsatz mußte dazu entwickelt werden. Das war nur möglich, wenn unter anderem auch Buchhalter,

Kassenführer, männliche und weibliche Kontoristen abwechselnd die Wagen begleiteten und mit zugriffen.

So arbeiten beide Betriebe ohne Briefpost und Telefon bei unglaublich beschränktem Räume, unter Verhältnissen, die man als Existenzbasis früher für unmöglich gehalten hätte. Alle Betriebsfunktionen gehen von meinem Hause am Löwenwall aus, das früher so friedlichen Zwecken diente und obgleich es, wie geschildert, zu neun Zehnteln beschlagnahmt und von Amerikanern belegt ist. Jede Kalkulationsgrundlage fehlt heute. Das Wichtigste ist aber gegenwärtig m.E., mit allen Mitteln den *Fortgang* der Betriebe überhaupt zu sichern und damit zu einer „Überbrückung“ zu gelangen. An vielen Stellen beobachtet man demgegenüber die Auffassung, erst einmal abzuwarten, wie sich die Dinge entwickeln werden.

Viel große und kleine Betriebsführer waren „getürmt“ und fanden bei ihrer Rückkehr natürlich nur noch Trümmer vor. Wer aber sein Haus und seinen Betrieb verteidigt hat, darf befriedigt auf den damit erzielten Erfolg zurückblicken.

„Haare“ hat jeder lassen müssen; man konnte nicht überall zu gleicher Zeit sein. Was in meinen Stadt- und Ausweichlagern seit dem 10. 4.45 gestohlen oder vernichtet wurde, bewegt sich noch in erträglichen Grenzen. Soweit es Waren betrifft, lassen sich diese schließlich ersetzen, unangenehmer ist es, daß wir gewisse schwer ersetzbare Gebrauchsgegenstände wie Pferdegeschirre, automatische Waagen, große Plane, Gerätschaften, einen Personenkraftwagen etc. verloren haben. Wie es aber in unseren 21 auswärtigen Filialen und Lagern aussieht, weiß ich auch heute noch nicht.

Daß unsere große Scheune bei Broitzem bei der Beschießung Braunschweigs in Flammen aufging, nahm ich zur Kenntnis, ohne mich über dieses oder das Vorhergesagte aufzuregen. Ich versuche überhaupt alles, was die Arbeit und die Sorge für die Zukunft hemmen oder stören könnte, von mir abzustreifen.

Ernster ist die Erscheinung der Lebensbedrohung Deutscher durch russische Kriegsgefangene, die sich jetzt an jedem zu rächen su-

chen, der nach ihrer Ansicht früher nicht gut gegen sie gewesen ist. Diese Leute werden aufgespürt und rücksichtslos totgeschlagen. Der Gerloffshof und die benachbarten Wilke-Werke sind nunmehr schon wiederholt der Schauplatz gemeinen Mordes geworden. Von den benachbarten Werken sind bereits acht Meister oder Aufseher, davon drei auf dem Gerloffshofe, auf solche Weise ums Leben gekommen; von meiner Firma Staudt & Boockmann bis jetzt einer, der das Russenlager unter sich hatte. Um ein Haar wäre auch der langjährige Monteur Löwegrün, den die Bande bei Staudt & Boockmann allein währnte, erstochen und erschlagen. Mit gezückten Messern und Eisenstangen hatten sich ihm die Kerle schon auf drei Schritte genähert, als Herr Boockmann und ein anderer Monteur dazwischen sprang. Löwegrün hat sofort Braunschweig verlassen; niemand will recht den Gerloffshof betreten.

Die Polizei ist machtlos. Auch mein Prokurist Haude ist, wie einwandfrei feststeht, für die Russen Todeskandidat; sie fahnden ständig nach ihm. Ich habe daraufhin auch ihn sofort nach auswärts geschickt. Alle Beschwerden und Klagen bei den Amtsstellen nützen nichts.

Eine sehr nützliche Aktion führten die Amerikaner durch, indem sie tagelang alle Stadtbrücken besetzten und *jedem* ausländischen Radfahrer, der den Besitz eines Rades nicht sofort nachweisen konnte, das Rad nahmen. Auf diese Weise sind *viele* tausend Räder in großen Lagern zunächst sichergestellt.

Die Ausländer sind wütend und suchen sich nun auf alle mögliche Art, durch Zerstörung von Rädern und Sachen an den Deutschen zu rächen. Auch die Ausplünderung von Wohnungen geht bedauerlicherweise weiter. Dagegen gibt es nur das Mittel der Selbsthilfe, die aber sechs bis acht Kerlen gegenüber in den meisten Fällen versagen muß. Immer dringlicher wird daher der Abtransport dieser zur übelsten Landplage gewordenen volkfernden Männer und Frauen.

Über die sonstigen zukünftigen politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse in der engeren Heimat, wie im großen Vaterlande, schwebt noch reichliches Dunkel. Es verknüpfen sich damit große Fragen, nicht nur für uns, sondern gerade

auch für die Besatzungsmächte, deren verschiedenartige Interessen miteinander abzustimmen nicht leicht sein wird.

Es heißt, daß die Russen an einzelnen Stellen die Elbe nach Westen überschritten haben und bei Magdeburg einen Brückenkopf bis in die Gegend von Eilsleben gebildet hätten. Sie sollten sogar anstreben, ihre Einflußsphäre bis Hannover auszudehnen. Wir hoffen hier auf das Bestimmteste, daß es nicht dazu kommt.

Braunschweig *scheint* nicht nur als Staat bestehen zu bleiben, sondern anknüpfend an die geschichtliche Entwicklung als Niedersachsen nach Westen, Südwesten und Nordwesten sogar eine Erweiterung zu erfahren. Nur so wäre auch ein abgerundetes, sich selbst erhaltendes, lebensfähiges Wirtschaftsgebiet zu schaffen: ein an sich sehr richtiger Gedanke, dem die bisherige, rein politisch beeinflusste Gaueinteilung aufs Stärkste widersprach.

Mit der Braunschweiger Gebietserweiterung wird sogar unser ehemaliger Herzog Ernst August in Blankenburg in Verbindung gebracht, der, wie bekannt, mit dem englischen Königshaus ziemlich nahe verwandt ist. Es ist das eins von unzählig umlaufenden Gerüchten, die man hört, ohne eine Möglichkeit zu haben, sie nachzuprüfen.

Aber das eine ist wohl gewiß, daß Deutschland eine von den drei alliierten Mächten gemeinsam ausgeübte, mit allen Rechten und Vollmachten ausgestattete Reichsregierung erhält, die bis ins Letzte die Marschroute bestimmt. Neben der restlosen Ausrottung des bisherigen Systems wird sie bemüht sein, „wiederaufzubauen“, um – zum Nutzen der Alliierten – einen „aufnahmefähigen“ deutschen Staat zu schaffen.

Es bedeutet das, daß Deutschland, darüber besteht kein Zweifel, sicher für Jahrzehnte *aller* Macht, aller Selbständigkeit, aller nationalen Eigenständigkeit entkleidet sein wird.

Wie unsagbar schwer wird von solchem Geschehen unser vaterländisches Gefühl betroffen werden! Der Gedanke brennt wie Feuer in unserem Herzen!

Das ist die *Strafe*, die das *ganze Volk* für alles das treffen soll, was während der nationalso-

zialistischen Herrschaft geschehen ist. Alle Deutschen, insbesondere aber die Parteimitglieder, sind nach Ansicht der Westmächte mitschuldig an den vom bisherigen System begangenen, furchtbaren Verbrechen und Ungeheuerlichkeiten, die jeder Tag von neuem enthüllt und die mit der Überschrift „Ihr sollt es wissen“ an den Pranger gestellt werden.

Wenn uns auch immer vorgeredet ist, daß die Amerikaner kriegsunlustig seien, weil sie kein „*Kriegsziel*“ hätten, so wissen wir heute, um was sie kämpfen und was sie alle uns darüber ins Gesicht sagen: Befreiung Deutschlands von der nationalsozialistischen Pest, die zu einer Weltgefahr geworden sei.

Die Ausrottung des Gedankengutes des bisherigen Systems verfolgen sie mit außerordentlicher Gründlichkeit bis in den letzten Schlupfwinkel; die erlassenen Gesetze, die sehr große Zahl der Verhaftungen sind deutliche Kennzeichen dafür. Ein wohlvorbereitetes System ist zu alledem erdacht. Schon *seit Jahren* haben die Alliierten zu Hause für jede größere Stadt und für jedes Gebiet in Deutschland hierzu erwählte Männer eingesetzt, die personell und materiell alle nationalsozialistischen Erscheinungen und Vorgänge in der betreffenden Stadt planmäßig zu sammeln und zu ordnen hatten.

Auf Grund dieser anscheinend sehr gründlich geleisteten Vorarbeit waren die eingerückten Amerikaner denn auch über alles in staunenswertem Umfange unterrichtet. Demgemäß erfolgte an Hand namentlicher Listen eine überraschend schnelle Festnahme der gewisser Handlungen Verdächtigen oder derjenigen, die durch Ämter in der Partei, durch Reden oder sonstwie besonders belastet erschienen. Ihre Namen sind öffentlich angeschlagen.

Aus allen Behörden, halbamtlichen Dienststellen und Wirtschaftsorganisationen sind oder werden *mindestens* alle Parteimitglieder *fristlos* entlassen, die vor dem 1. 4. 33 oder nach 1938 in die Partei eingetreten sind.

Den anderen scheint man einen gewissen Zwang zuzuerkennen und deshalb sozusagen mildernde Umstände zuzubilligen. Irgendwelche Ämter werden aber auch diese zukünftig nicht bekleiden können.

Zu welchen Folgen diese in das Leben des Einzelnen und seiner Familie wie in die Arbeitsfähigkeit der Dienststellen tief eingreifenden Maßnahmen führen werden, ist gar nicht abzusehen. Es muß sogar damit gerechnet werden, daß auch alle Privatbetriebe gleicher Weise überprüft und durchgekämmt werden.

Die an große persönliche Freiheit gewöhnten Amerikaner können sich nicht vorstellen, daß Parteimitglieder guten Glaubens und ohne Kenntnis der schweren Mißgriffe und Verfehlungen der Bewegung gewesen sein könnten.

Alle aber, die der Partei nicht angehört haben, fühlen sich nun plötzlich als die neunmal Klugen, als die reinsten Engel, als die bewußten Widersacher der ehemaligen Partei, die nunmehr Anspruch darauf erheben können, entsprechend gewürdigt und vor allem wirtschaftlich weitgehendst gefördert zu werden. Dabei wird vergessen, daß viele von diesen gleicher Weise wie die anderen sich zum Eintritt in die Partei gemeldet haben, aber z.B. wegen Logenzugehörigkeit nicht aufgenommen sind.

Es wird sehr schwer fallen, bei der Neuordnung aller Dinge, bei der Berufung neuer Männer in Amt und Würden, immer das Richtige zu treffen, wenn die begonnene Aktion, die ehemaligen Parteimitglieder aus der Zeit vor April 1933 oder gar unterschiedslos alle aus den Behörden, womöglich auch aus der Wirtschaft zu entfernen, durchgeführt werden sollte. Gewiß fordert das himmelschreiende Unrecht, das von der nationalsozialistischen Regierung und ihren Trabanten, wie man jetzt weiß, begangen ist, Sühne. Aber doch wohl nur von denen, die sich wirklich „schuldig“ gemacht haben!

Es erscheint mir unmöglich, ungeprüft alle ehemaligen Parteimitglieder für das verwerfliche Geschehen des alten Systems verantwortlich zu machen, sie mit der ungeheuer harten Strafe der Entfernung aus Amt und Würden, aus Stellung und Beruf zu belegen, und sie damit einer für ihr ganzes Lebens hoffnungslosen Lage zu überantworten. Es bedeutete das für die so geächtesten Menschen den denkbar schwersten Eingriff in ihr Dasein, in ihre und ihrer Familie Zukunft. Eine erschöpfende Durchleuchtung der nationalsozialistischen Bewegung, ihrer Entstehung, ih-

res Werdens und Wachsens, ihres Systems zur äußersten Machtentfaltung, zur widerspruchslösen Beherrschung der Menschen, muß Klarheit auch über die tatsächliche oder vermeintliche Schuld des einzelnen Parteimitgliedes schaffen. An Material dürfte es der Militärregierung dazu nicht fehlen, nachdem die überwiegende Mehrzahl aller verdächtigen ehemaligen Führer, der höheren Amtsträger und Aktivisten bereits verhaftet worden ist. Über deren Schuld und Strafe sollen, wie angekündigt wurde, ordentliche Gerichte entscheiden, vor deren Forum die Verteidigung zugelassen und somit eine Rechtfertigung möglich ist.

Es will mir nicht in den Kopf, daß den anderen, mit der fristlosen Entlassung bestraften Parteimitgliedern keinerlei Gelegenheit geboten sein sollte, ihre Unschuld darzutun. Handelt es sich dabei doch zum größten Teil um Männer, deren Mitgliedschaft einem wirklichen, z.T. ungeheuerlichen Zwange entsprungen ist, um Männer, die einwandfreien Geistes, Sinnes und Charakters sind, die keinerlei Einfluß ausgeübt, niemanden aus nationalsozialistischen Gründen bedrückt haben, um Männer, die in ihrem bisherigen Dasein Bestes oder gar Hervorragendes geleistet haben, deren Leben sich in restloser, treuer Pflichterfüllung und Hingabe erschöpfte. Mit einem Federstrich ihres Lebensinhaltes beraubt, werden sie zwar auf Gnade und Gerechtigkeit hoffen, dabei aber doch unermessliche Seelenqualen erleiden.

Auch der Sieger im langen blutigen Streite der Völker kann nicht wollen und wünschen, daß zu allem Unglück, das über das besiegte Deutschland gekommen ist, durch Verfemung eines erheblichen und sicher nicht des schlechtesten Volksteils noch ein folgenschwerer Riß im Volkseinern entsteht, der neben allem anderen den gemeinsamen Aufbauwillen lähmen und die Kräfte schwächen müßte, die das Vaterland zur Wiederherstellung seiner Existenzfähigkeit so dringend benötigt. Das Herz blutet, überdenkt man dieses und all die anderen ungeheuerlichen Folgen des Geschehens nationalsozialistischer Herrschaft.

Ehrgeizige und schrankenlose Männer, die sich mit rücksichtsloser Gewalt der Volksherrschaft bemächtigten und dabei ihr Vaterland und

Volk ins Unglück stürzten, hat es in der Weltgeschichte zu allen Zeiten gegeben, auch solche, mit deren Namen sich untrennbar blutigste Tyrannei, Verfolgung, Mord und Totschlag verknüpfen.

Aber die Herrschaft Hitlers übertrumpfte doch alles Dagewesene, wäre auch nur ein Teil von dem wahr, was wir jetzt erfahren und wissen.

Das Chaos, das sein System in all den zerstörten Städten, in dem aus 1 000 Wunden blutenden, zerrissenen Volke hinterließ, ist nur äußeres Kennzeichen des furchtbaren Zusammenbruches. Denn dahinter verbirgt sich wie eine unheimliche Maske etwas, was die gequälte deutsche Seele, was in größtem Ausmaße deutsche Herzen krank und siech zu machen geeignet ist.

Genommen wurde uns, was wir als unser unveräußerliches Eigen wähten und hüteten, was uns als heilig galt: der deutsche *Stolz*, gegründet auf den großen geschichtlichen Werdegang unseres Volkes, die deutsche *Ehre*, für deren Untastbarkeit wir das Leben einzusetzen gewohnt waren, das deutsche *Ansehen*, das sich unser Volk in mühevoller 1000jähriger Arbeit in der Welt errungen hatte, das deutsche *Gewissen und Gemüt*, das in gleich langer Pflege erwuchs und vertieft wurde.

Die Welt will das alles uns nicht mehr zuerkennen, weil wir deutschen Taten bezichtigt werden, die alle Grenzen, alle Maße und Begriffe – durch Sitte, Kultur und Bildung bestimmt – überschritten oder zunichte gemacht haben.

Welche bitteren Gefühle werden wach, denkt man daran, daß sich mit dem Ausgang und der Urheberschaft allen Geschehens der Name eines einzigen unbekanntes, aus dem Volke emporgetauchten Mannes verknüpft, dessen Anfang als Führer des Volkes von ungezählten Millionen Menschen fast unvorstellbar stürmisch bejubelt wurde.

Seine Ziele, die er verkündete, schienen dem Volke eine wirkliche Verheißung für eine große Zukunft zu bedeuten; seine Wege schienen fast während zehn Jahren nur Erfolge zu zeitigen; mit seiner Redekraft gewann er das Volk immer von neuem für sich, dessen ruhmloses Ende aber al-

les so restlos in Schutt und Asche legte, daß nichts als Schande und Schmach übrig blieb.

Es stellt das traurigste Kapitel dar, das wohl jemals ein Volk seiner Geschichte einzuverleiben gezwungen wurde.

Hier tun sich doch Widersprüche und Fragen auf, über die noch zu sehr der Schleier der Unkenntnis gebreitet ist.

Aber soweit ist er doch gelüftet, daß es schon heute feststeht, daß nach dem vernichtenden Ausklang seiner 12-jährigen Herrschaft Adolf Hitler, trotz aller Höhen, die er erreichte, Höhen, die das Erdenrund aufhorchen ließen, nicht in die Geschichte eingeht, nicht eingehen kann, weil alles, was dazu geeignet gewesen wäre, in blutigstem Terror erstickt ist.

Nicht begangener Verbrechen halber, sondern zumeist politischer Nichtigkeiten willen, haben durch ihn viele hundert Tausende – Deutsche und Ausländer – Gesundheit und Leben, Freiheit und Beruf, Haus und Hof, Heimat und alles, was sonst ihnen lieb und teuer war, verloren. Ganz zu schweigen über die Greuelthaten, die die von Himmler aufgezogene, politisch und militärisch immer mehr zu einem Staat im Staate, zu einem alles beherrschenden Machtfaktor entwickelte SS im In- und Auslande begangen hat.

Das ist die große Anklage, die die Welt – und in ihrem Auftrage die Alliierten – heute gegen uns erheben, nachdem Deutschland schon in den letzten Jahren politisch in die vollkommenste Vereinsamung gedrängt worden war und nunmehr auch militärisch vernichtend besiegt wurde.

Die Verantwortlichen der Mächte, die wir zu Beginn des Krieges als sogenannte Freunde uns noch zurechnen konnten, haben früher als das deutsche Volk erkannt, in welchen Abgrund Hitlers System führte, daß all die hochtönenden Reden von neuen, epochemachenden Kriegswaffen, von einer baldigen Kriegswende, von unveränderter Siegeszuversicht und Europabefriedigung nicht auf entscheidenden Tatsachen basierten, sondern unbegreiflichen Vorstellungen entsprangen, die – und das ist das Furchtbare – schließlich zur bewußten Irreführung des Vol-

kes, zu Lug und Trug geführt haben.

Die uns verbündeten Mächte aber zogen – eine nach der anderen – dank der ihnen verbliebenen Eigenrechte und besseren Erkenntnismöglichkeiten die Folgerung, die Freundschaft preiszugeben, sich von uns zu lösen, um zu retten, was zu retten ihnen noch möglich erschien.

Das deutsche Volk aber, durch die Knebelung der Presse und der freien Meinungsäußerung jeder Aufklärungsmöglichkeit enthoben, glaubte in seiner Anständigkeit dem, was Heeresbericht und sonstige Verlautbarungen verkündeten, was vor allem die führenden Männer, Adolf Hitler an der Spitze, mit einer jeden Zweifel ausschließenden Sicherheit über den Ausgang des Krieges und die Zukunft des Reiches uns zu offenbaren hatten.

Man konnte sich einfach nicht vorstellen, von der höchsten Spitze des Reiches systematisch über die Lage „belogen“ zu werden. Die rücksichtsloseste Verfolgung derer, die auch nur den leisesten und harmlosesten Zweifel, selbst über Nebensächlichkeiten, äußerten, mußten – vernunftsmäßig – den Glauben stärken, daß unser Arm trotz alledem stark geblieben sei und hinter allem, was verkündet wurde, die lauterste und unanfechtbarste Wahrheit stände.

Heute aber wissen wir, daß kein Täuschungsmanöver absurd und töricht genug war, dem Volke Sand in die Augen zu streuen, auch dann noch, als der Feind schon im Herzen Deutschlands stand, als sich die Katastrophe bereits bis auf den I-Punkt vollendet hatte.

Heute wissen wir weiter, daß im Schlußakt des Geschehens die niedrigsten menschlichen Instinkte aufgepeitscht wurden, unter der Vor Spiegelung, damit dem vordringenden Feinde erfolgreichen Widerstand entgegensetzen zu können, die in Wirklichkeit aber nur dem Zwecke dienten, den maßgebenden und kleinen Parteigrößen das Leben zu retten und ihr Eigentum vor feindlichem Zugriff zu sichern.

Wer empfände als Deutscher es nicht als vor der ganzen Welt offenbarte Blamage, daß der allergrößte Teil der Parteimänner von Rang und Namen nach dem Zusammenbruche eine gar klägliche Rolle gespielt hat, sich wochen-, ja

monatelang versteckt gehalten und bei der Festnahme noch mit Märchen zu operieren versucht hat, wie es Göring und andere getan haben.

Der Einzige, der den eingeschlagenen Weg konsequent bis zum bitteren Ende fortgesetzt hat, ist Goebbels.

Die über alle, hier nur angedeuteten Dinge erlangte Kenntnis und Erkenntnis hat, wie es nicht anders sein konnte, im Volke eine ungeheure Enttäuschung und Verbitterung ausgelöst, nicht so sehr wegen der so ungeheuer großen Einbuße und Opfer, sondern gerade um des – unter dem Deckmantel der Verfolgung von Volksidealen – mit allen Mitteln betriebenen Betrugens willen.

Das Volk hatte sich, als der Glaube schon ins Wanken zu geraten begann, doch noch an die Hoffnung geklammert, daß die widerspruchslöse Führung des von Hitler aufgerichteten Staates wenigstens die glückliche Beendigung des Krieges gewährleisten würde. War doch immer erneut dem Volke eingehämmert, daß gerade auf ihr die geheime, allen anderen Völkern fehlende starke Kraft beruhe, den Sieg zu erzwingen und damit die erstrebte europäische Völkerverständigung zu erreichen.

Auch das war Bluff, der nur dem Zwecke diene, jede Meinung, jede Kritik im Keime zu ersticken. Drohungen und Verfolgungen taten das übrige, das Volk restlos mundtot zu machen.

Nur eine Gruppe höherer Offiziere der deutschen Wehrmacht, die hinter das zu sehen vermochte, was Kulissen schamvoll verbargen, hatte sich im Verfolg der Kenntnis und der gefährdenden Folgen zu dem Entschluß durchgerungen, Deutschland von Adolf Hitler zu befreien. Am 20. Juli 1944 schritten die Männer durch das bekannte Bombenattentat im Versammlungsraum des Führerhauptquartiers zur Tat, die aller Überlegung und Wahrscheinlichkeit zum Trotz erfolglos blieb.

Die Männer, die den Arm gegen den Führer des Reiches erhoben hatten, waren nicht „Ehrgeizlinge“, wie Hitler sie kennzeichnete, sondern Helden, die ihr Vaterland über alles liebten. Das Volk konnte sie damals nicht verstehen und auch durch die Verhandlungen vor dem Volks-

gerichtshof nicht verstehen lernen, weil vor ihm nur die Tat, nicht aber ihre Gründe für sie eine Würdigung erfuhren.

Die Errettung Hitlers aus der ihm drohenden Gefahr war eine so wunderbare, daß sie bei Freund und Feind nur mit dem Walten einer göttlichen Fügung erklärbar zu sein schien.

Ja, Gott hat gewaltet, aber nicht in dem aller Welt verkündeten Sinne. Gott hat – es hat das weitere Geschehen uns gelehrt – Hitler gerade auferlegen wollen, den durch ihn dem deutschen Volke zugewiesenen Leidensgang bis zur völligen Zertrümmerung aller seiner Hoffnungen mitzuerleben.

Dieses überraschende Wechselspiel offenbart uns von neuem, wie klein und schwach wir Menschen sind und daß die nicht unter Palmen wandeln, die sich vermessen, nach den Sternen zu greifen und für sich göttliche Kräfte in Anspruch zu nehmen.

Wäre das Attentat gelungen, hätte Hitler an jenem 20. Juli den Tod gefunden, so wäre bei nicht Wenigen der Glaube erhalten geblieben, daß mit Hitler das Vaterland den „Retter“ verloren hätte. Heute wird das kaum jemand noch behaupten wollen.

Die Schuld des 12jährigen Systems, die durch Wort und Bild und Schrift in immer noch wachsendem Maße uns vor Augen geführt wird und so dem Volke erst jetzt voll zum Bewußtsein kommt, ist dazu zu groß geworden.

Mit diesen Feststellungen über Hitler und seine Herrschaft kann der Eindruck entstehen, daß damit der Rahmen der beabsichtigten Berichterstattung, wie er im Kopf der 1. Seite präzisiert wurde, überschritten ist. Das ist jedoch nur scheinbar der Fall.

Ich folge einem inneren Drange, mich in Verbindung mit den erlebten Tatsachen und Ereignissen – natürlich nur skizzenhaft – auch mit den Ursachen des namenlosen Unglücks auseinanderzusetzen, das Volk und Vaterland getroffen hat. Ich folge aber auch einer zwingenden Notwendigkeit, da seit dem Einmarsch der Amerikaner *alles*, was geschieht, was Ausfluß der Befehlsgewalt der Militärregierung oder des eigenen Staates ist, von dem Willen diktiert oder

beeinflußt wird, den Nationalsozialismus so vollkommen als möglich auszurotten. Die Mittel dazu zielen nicht nur auf Beseitigung aller von letzterem geschaffenen Organisationen und Einrichtungen, sondern vor allem auf völlige Umkehr nationalsozialistischer weltanschaulicher Geistesrichtung ab. Damit werden auch diese Ausführungen zum integrierenden Bestandteil des Berichts werden.

Sie entspringen rein persönlichen Anschauungen und erheben selbstverständlich nicht den leisesten Anspruch darauf, die in ihrer Wechselwirkung und ihren Zusammenhängen so schwierige Materie zu beherrschen oder in allem zu richtigen Beurteilungen und Schlüssen gelangt zu sein. Wissenschaftler der verschiedenen Fakultäten werden berufen sein, durch Forschungen auf ihrem Gebiete zu den Erkenntnissen zu gelangen, die der Fall „Hitler“ als weltgeschichtliches Ereignis größten Ausmaßes erfordert.

Hitler ist tot, mag auch die Fama anderslautende sagenhafte Nachrichten über ihn verbreiten. *De mortuis nil nisi bene!*³ – In diesem Falle kann dem nicht entsprochen werden.

Denn, wenn ein einziger Mann ein 80-Millionen-Volk mit dämonischen und, wo diese nicht fruchteten, mit gewaltsamen Mitteln zu Hörigen macht, wenn daraus sich Konsequenzen ergaben, die – Flammenzeichen gleich – fast den ganzen Erdenrund tief in blutrotes Licht tauchten, dann fordern Wahrheit und Klarheit, Vernunft und Recht, Verstand und Sitten Aufklärung und Rechenschaft über alles, was uns in den Untergang geführt hat. Haben wir doch immer noch schwankenden Boden unter den Füßen, sind wir doch immer noch besorgt um das Schicksal von Millionen deutscher Kriegsgefangener, besorgt darum, ob die geborstene deutsche Eiche jemals wieder grünen wird, besorgt um vieles andere, was im Schoß der Zukunft liegt.

Wie war der fast sagenhafte Aufstieg zu Anfang der Herrschaft Hitlers und wie – im Gegensatz dazu – das ruhmlose Ende, das Deutschland in Schutt und Asche legte, nur möglich geworden? Zwei Fragen, die heute alles Denken und Sinnen beherrschen und die Menschen nicht zur Ruhe kommen lassen.

Vergegenwärtigt man sich rückblickend noch einmal die Entwicklung des von Hitler propagierten volksbeglückenden Systems in den Jahren vor der Machtergreifung 1933, so werden die äußeren Umstände, die Hitler für seine Sache äußerst geschickt auszunutzen verstanden hat, aber auch die Menschen, die ihm derzeit zuströmten, immer deutlicher erkennbar.

Die Zeiten damals waren durch den an der Volkskraft zehrenden Wirtschaftsniedergang ungeheuer schwer.

Die Krise war zum Strudel geworden, der alles zu erfassen drohte. Sie war die Folge von Versailles, nicht der derzeitigen politischen Führung.

Zu der Gruppe der Menschen, die sich schon damals Hitler verschworen, gehörten solche, die persönlich oder politisch oder beruflich gestrauchelt waren, oder solche, die sonstwie zu den Unzufriedenen gehörten, oder solche, die aus anderen Gründen nichts mehr zu verlieren hatten, vielleicht aber noch etwas zu gewinnen hoffen konnten, wenn die Karte einschlug, die sie mit der Anhängerschaft an Hitler ausspielten, dann aber auch Idealisten, die zumeist weltfremd und leicht beeinflussbar, entweder aus Mangel an eigener Überlegungskraft oder aus wirklicher Sorge um Volk und Vaterland in den verkündeten Worten nur „lautere Wahrheit“ oder gar eine „Offenbarung“ für die Zukunft sahen, der man sein Herz öffnen müsse.

Bunt zusammengewürfelt aus allen Klassen und Ständen waren diese Anhänger schon – von Rauhbeinen an, die sich in Saalschlachten zu betätigen wünschten, Ehrgeizigen, die eine Rolle spielen wollten, mochte sie auch noch so klein sein, politischen Schwätzern, Mitläufern, die Konjunktur witterten, die Anschluß suchten oder sonstwie Hoffnungen erstrebten, bis zum idealbegeisterten Magister oder Jungfräulein.

Hitler verstand sich auf „Werbung und Propaganda“, für die er fanatisch und unermüdlich alle ihm eigenen Kräfte und Anlagen einsetzte. Es kam zunächst auf die Masse, weniger auf die Güte der Menschen an, wenn sie sich nur kompromißlos für ihn erklärten. Er wollte sie *ganz* für sich haben; dafür gab es für ihn nur ein „ent“- oder weder. Und das gelang ihm dank seiner red-

nerischen Begabung, dank der Überzeugungskraft, mit der er sprach, dank dem dämonischen Einfluß, der von ihm ausging und dem unbeeußt die Menschen unterlagen.

Unendlich viele, die nichts für sich begehrten, die nur von dem Wunsche nach einer besseren Zukunft des Volkes und des Vaterlandes getrieben wurden, unterlagen der Tarnung, mit der sich Hitler – jedenfalls anfangs – undurchsichtig umgab, seine letzten geheimen und, wie wir heute wissen, *unheimlichen*, in Blut und Terror endenden Ziele verheimlichte.

Indem er die nationalen Gefühle entfaltete, erklärte er sich gleichzeitig als der große und erfolgreiche Schützling der arbeitenden Bevölkerung, als der allein befähigte Aktivist, alle bestehenden sozialen Spannungen zu beseitigen, als der allein berufene Mann, dem ganzen Volke Arbeit und Brot zu geben und ihm in der Zukunft Glück und Freiheit zu verschaffen *und* zu sichern.

Und dazu entwickelte er Gedanken und Ideen, für deren Verwirklichung er ganz neue, Erfolg versprechende Wege einzuschlagen schien.

Wer wollte auch leugnen, daß vieles von dem, was er verkündete, was angebahnt und geplant wurde, zum Segen für das Volk *hätte werden können*, wenn, ja wenn das alles systematisch entwickelt und dann mit kluger Hand gelenkt in gezügelten Bahnen gehalten worden wäre.

Daß es nicht geschah, daß sich das Führungssteuerganz allmählich – anfangs fast unmerklich – dann schneller Grad um Grad verschob, lag in der Zielsetzung Hitlers selbst. Aber als ein jeder ruhigen Entwicklung verschworener Feind, ersann er – Revolutionär und Tyrann zugleich – immer Neues, das Volk in Atem zu halten, seine Seele aufzupeitschen und es mit immer neuen Ideen zu belasten, die wiederum nur einen Anfang bedeuten sollten. Seine Reden zeigten das Tempo dazu an. Und da zudem mit Gewaltmitteln stets dafür gesorgt war, daß seine Reden immer mit stärkstem Beifall beantwortet wurden, fand sein ungeheuerlicher, unstillbarer, krankhafter Ehrgeiz nach Ausweitung seiner Macht und alleiniger Herrschaft der Partei immer neue Nahrung.

Alles, was geschah und parteiliche Färbung be-
saß, galt denen, die sich - sozusagen unter Preis-
gabe ihres eigenen „Ich“ – Hitler mit Haut und
Haaren verschrieben hatten, als etwas Unantast-
bares, ja als etwas Hohes und Hehres, mochte
noch so vieles geschehen, was völlig unbegreif-
lich wurde. [Man denke] nur an die menschen-
unwürdige Verfolgung der Juden, die schließlich
zu der erbarmungswertesten Methode der „Aus-
rottung“ wurde, man denke an die raffinierte
Knebelung der Kirche und religiöser Betätigung,
an die Verfemung der Logenangehörigen und so
vieles andere, was wider die Freiheit im Denken
und Handeln war.

Alles, was Ausfluß nationalsozialistischen
Willens war, nahm jener Kreis als blanke Münze
hin. Er stempelte Hitler zum Werkzeug göttli-
chen Willens und trieb - willenlosen Werkzeugen
gleich - um ihn einen Messias-Kult, der als
das Höchste und Heiligste dieser Erde zu gelten
habe. Die „Anbetung“ glich vollkommen dem
Götzendienst des grauen Altertums.

Und diese Leute, die sich als die berufenen
Hüter und Wächter des Nationalsozialismus be-
trachteten, machten mit ihrer Unduldsamkeit
gegen jedermann, selbst am häuslichen Herd
nicht halt. Zu welchem traurigen Zwiespalt das
vielfach in den Familien geführt hat, ist bekannt.

Dieser Kreis, im Volke als „Hundertfünfzig-
prozentige“ gekennzeichnet, lebte in Vorstellun-
gen, die einfach durch nichts zu erschüttern wa-
ren, deren folgenschwere Mängel und Schwächen
sie zu begreifen unfähig waren, selbst dann, wenn
mit Engelszungen dagegen hätte geredet werden
können.

Viele nahmen im Verfolg dieser Sinnes-
gestaltung ein gegen früher völlig verändertes
Wesen an; sie waren idiosynkratisch, unzugäng-
lich, abweisend und herrisch geworden. Freund-
schaften, selbst Familienzusammenhalte sind
darüber zu Bruch gegangen.

Hier liegen die Anfänge des Spitzel- und
Denunziantentums, das, später parteiamtlich im
Großen betrieben, mit den Jahren zu einer im-
mer umfassenderen Organisation ausgebaut wur-
de. Bis in die letzten privaten Gedanken und
Äußerungen der Menschen vorzudringen, war
ihre Aufgabe.

Und Dunkelmänner übelster Art lieferten der
gefürchteten „Gestapo“ überreichliches Material
dazu, Tausende und Abertausende der rücksichts-
losesten Verfolgung zuzuführen.

Erst jetzt ist aufgeheilt, welche unheimli-
che Rolle diese Einrichtung gespielt hat.

Alles das und vieles andere diente dem un-
geheuerlichen Machtstreben der Partei Hitlers,
aber auch zahlreichen Parteigrößen in Stadt und
Land, die, oft kaum 30 Jahre alt, Rechte und
Befugnisse in sich vereinten, die weit über das
hinausgingen, was früher den in Jahrzehnten er-
probten höchsten Beamten nicht zugebilligt war.

Schon der Kreisleiter erhob sich als Hoheits-
träger machtsgewaltig über die führenden Män-
ner in Staat, in Wirtschaft und Wissenschaft. Er
griff in alles ein, nach seiner Meinung fördernd,
in Wirklichkeit aber störend und hemmend. Je-
der der Parteigewaltigen regierte, lenkte und be-
stimmte nicht nach einheitlichen großen Ge-
sichtspunkten, nicht auf Grund erworbener rei-
cher Erfahrungen, sondern so, wie es seinem
Macht- und Geltungsbedürfnis entsprach. Die
verantwortlichen Männer der staatlichen Verwal-
tung aber hatten, in allem abhängig von der
Meinung der Hoheitsträger, keine eigenen Ide-
en und Gedanken mehr zu entwickeln und zu
verfolgen.

Die natürliche Folge war, daß jedes Mini-
sterium, jede höhere Verwaltungs- und Amtsstelle
unselbständig gemacht, unsicher und ängstlich
nach dem Hoheitsträger schielte und für sich
„wurstelte“. Und das setzte sich natürlich bis nach
unten fort. Mußte ein „Nachtwächter“ angestellt
werden, so bedurfte es zuvor der „Zustimmung“
(!) der zuständigen Parteistelle. Dieses eine Bei-
spiel ist kennzeichnend für die grenzenlose Ab-
hängigkeit von der Partei, eine Abhängigkeit, die
wiederum oft zum Ausfluß würdelosester Unter-
würfigkeit und Kriecherei wurde oder auch üble
und folgenschwere Konflikte zur Folge hatte.

Recht, Moral, Ehrlichkeit und Anständig-
keit befanden sich in ständigem Konflikt mit dem
„Regime“, dem man rettungslos ausgeliefert war,
wollte man nicht Kopf und Kragen riskieren. Um
alles zu bewältigen, schuf die Partei immerfort
neue Organe, Stellen, Posten, Ämter. Für die
Auswahl der Menschen war wiederum die Par-

teizugehörigkeit maßgebend, nicht die Erfahrung, Leistung, Befähigung. Und so blieb es nicht aus, daß sich ein immerwährender Personalwechsel vollzog, der das immer stärker hervortretende Durch- und Nebeneinander, manchmal sogar das Gegeneinander der Dienststellen noch förderte.



Nur Trümmer blieben 1945 vom Gerloffshof.



Bereits 1944 ein Opfer der Zerstörung: Das äußere Hauptkontor von Gerloffshof.

Dr. Erich Bockler:

Die Übergabe der Stadt Braunschweig an die 9. amerikanische Armee am 12.4.1945

Als am 11. April 1945 nachmittags gegen 3 Uhr der Stuka-Angriff auf das Behördenviertel erfolgte, suchte ich, von diesem überrascht, Zuflucht im Luftschutzkeller des Rathauses und traf dort mit dem Hauptmann der Schutzpolizei Stahl zusammen, der den Ordnerdienst in der Stadt Braunschweig einzurichten übernommen hatte, da die Schutzpolizei mit allen Offizieren bereits abertückt war. Einen diesbezüglichen Auftrag hatte er schriftlich vom Bürgermeister Mertens empfangen und bat mich, ihm beim Einrichten des Ordnerdienstes in meiner Eigenschaft als Jurist verwaltungstechnisch zu unterstützen. Hierzu erklärte ich mich grundsätzlich dann einverstanden, wenn feststand, daß die Ordner nur zum Aufrechterhalten der Sicherheit eingesetzt würden und in der Stadt selbst nicht weiter gekämpft würde.

Ich wollte vermeiden, daß Männer unter dem Vorwand, als Ordner verwandt zu werden, zusammengezogen würden, um sie dann letzten Endes nur als Kämpfer hinter den Barrikaden Braunschweigs zu verwenden. Da Hauptmann Stahl gleich mir der Ansicht war, daß dieses unbedingt vermieden werden müsse und er selbst ebenfalls derartiges vermeiden wollte, riet ich ihm, sich darüber zu vergewissern, ob nach den bisherigen Besprechungen beim Kampfkommandanten Braunschweig überhaupt verteidigt werden oder ob es kampfflos übergeben werden solle. Gegen das letztere sprach das Errichten von Barrikaden in mannigfachen Straßen der Stadt und der Aufruf des Kreisleiters am Morgen des gleichen Tages, in dem zum Ausdruck gebracht war, daß die Stadt verteidigt werden solle. Auf mein Anraten begab sich Hauptmann Stahl zum Bürgermeister Mertens, um ihn darüber zu befragen. Er traf ihn sterbend in seinem Dienstzimmer an. Bürgermeister Mertens hatte sich eine schwere Schußverletzung beigebracht, um einer späteren Gefangennahme zu entgehen. Nach fernmündlicher Rücksprache mit dem sachbearbeitenden Major beim Kampfkommandanten bin ich, mit schriftlicher Voll-

macht des Hauptmanns Stahl ausgestattet, von ihm zum Kampfkommandanten entsandt, um die Lage zu klären, ob fürderhin die Stadt verteidigt werden solle oder nicht. Mit einem von der Fahrbereitschaft angeforderten Kraftrad bin ich unter starkem Beschuß, insbesondere auf der Kaiser-Wilhelm-Straße – Pauli-Kirch-Gegend, wo die Granaten dicht bei uns einschlugen, zum Kampfkommandanten ins Luftflottenkommando gefahren.

Dort stellte ich mich unter Übergabe meiner schriftlichen Bevollmächtigung dem vorerwähnten Major und einem im Zimmer anwesenden Oberleutnant vor. Es wurde mit eröffnet, daß ich mich noch kurze Zeit gedulden müsse, da auch der Kreisleiter und Ministerpräsident erwartet würden. Beide trafen ein. Ersterer in Begleitung mit dem SA-Obersturmbannführer Timm. Letzterer in Begleitung des Staatsrates Bertram. Sämtlichen Herren stellte ich mich vor; denn sie waren mir, außer dem Staatsrat Bertram, persönlich noch nicht bekannt geworden. Auch ich war ihnen fremd. Wenige Minuten danach betrat auch der Hauptkommandant, ein Generalleutnant, mit einem Hauptmann den Raum. Es wurde ein Bericht über die Lage gegeben, woraus sich ergab, daß Wolfenbüttel gefallen war, daß Panzer bereits zwei km auf der Landstraße Richtung Braunschweig vorgestoßen waren und, mutmaßlich angesichts des hartnäckigen Widerstandes, den man in der Braunschweiger Umgegend gefunden hatte, dort verhalten hätten.

Man berichtete, daß nach etwa 20 Minuten des Verweilens die Panzer sich nach Osten gewandt hätten und in Richtung Elbe vorgestoßen seien. Die Elbe hätten sie inzwischen erreicht, auch jenseits des Mittellandkanals sei, unsere Kampfstellungen und Truppen flankierend, der Feind mit Panzern bis zur Elbe vorgedrungen. Er habe auch bereits ostwärts der Elbe einen Brückenkopf gebildet und werde mutmaßlich die Elbe Richtung Süden zunächst von unseren Truppen säubern. Braunschweig sei somit von Westen, Norden und Süden eingeschlossen. Lediglich der Weg nach Osten sei zu dieser Zeit noch frei.

Nach dieser Sachschilderung richtete ich an den Kampfkommandanten die Frage, ob die Stadt Braunschweig verteidigt werden solle. Er

wandte sich – etwas über die Frage erstaunt – an den Kreisleiter Heilig und fragte ihn, ob sich denn etwas seit der letzten Besprechung geändert habe, worauf der Kreisleiter Heilig laut und kurz antwortete: „Nein, es bleibt alles so, wie es besprochen und verabredet ist.“

Der Kampfkommandant erwiderte, davon sei er bei seinen Handlungen auch ausgegangen, denn er habe, das müsse er noch berichten, am Spätnachmittag des gestrigen Tages (10. April 1945) einen amerikanischen Parlamentär, der bedingungslose Übergabe der Stadt gefordert hatte, zurückgewiesen. Eine bedingungslose Übergabe der Stadt käme im übrigen gar nicht in Frage. Allerdings habe kurz darauf der Beschuß auf Braunschweig, der noch auf der Stadt liege, eingesetzt. Hierdurch wurde mir klar, daß die Stadt wirklich ernstlich verteidigt werden sollte. Deswegen aber wandte ich mich nunmehr erneut an den Kampfkommandanten, stellte ihm vor, daß frühere Beschlüsse in gegenwärtiger Stunde dann nicht bindend sein könnten, wenn die veränderte Sachlage veränderte Entschlüsse rechtfertige, und bat ihn – zumal die feindlichen Truppen durch einen Kampf in Braunschweig am Vormarsch gen Osten nun nicht mehr weiter gehindert werden könnten – die Truppen nicht auf Braunschweig, sondern um Braunschweig herum, vielleicht in die Elmstellung, zurückzuziehen, damit die Stadt nicht Kampfgebiet würde, da ein längerer Kampf in Braunschweig von vornherein doch aussichtslos erscheinen müsse. Ich wies darauf hin, daß erfahrungsgemäß schon einem geringfügigen Widerstand, sobald er bekannt würde, ein schwerer Luftangriff folgen würde, wodurch die restliche Stadt völlig zerrümmert würde.

Hierbei betonte ich, daß dieses meine private Ansicht sei, aber ich überzeugt sei, daß alle Bürger Braunschweigs meine Ansicht teilten und den gleichen Wunsch hegten, die verbliebenen wenigen Häuser in der Stadt sich zu erhalten. Das Aufbrausen des Kreisleiters, der über meine Worte empört war und mich mit Worten bedrohte, wurde durch ein Telefongespräch, das der Major führte, und seine anschließend gestellte Frage unterbrochen, wo sich denn eigentlich seine 68 politischen Leiter in Lehdorf befänden, die dort einen Kampfabschnitt beziehen sollten;

niemand von ihnen sei dort zur Stelle, der Feind rücke bereits mit 100 Mann Infanterie ohne irgendwelche schweren Waffen in Lehdorf ein. Er hob hervor, daß diese Nachricht soeben telefonisch eingetroffen sei.

Eine solche Mitteilung traf selbst Heilig ganz augenscheinlich überraschend. Trotzdem blieb er großsprecherisch und antwortete: Zunächst sei vorweg klarzustellen, daß nicht 68, sondern nur 32 politische Leiter von ihm gemeldet seien. Ferner sei es bestimmt unrichtig, daß sie sich nicht in Kampfstellung befänden, sie würden sich vielleicht in der Nähe sonnen und auf das Herannahen des Feindes warten. Diese seine Leute seien bestimmt verlässlich und würden darauf brennen, in Kampfführung zu kommen.

Er beauftragte sofort den SA-Sturmbannführer Timm, nach Lehdorf zu fahren, sich nach dem Verbleib der politischen, zum Kampf bereiteten Leiter umzusehen und von ihrem Kampfeinsatz sofort zu berichten. Heilig sagte ihm, es würde ihm nur gestattet, von weitem den Kampfhandlungen zuzusehen. Tatsächlich war nun aber SA-Sturmbannführer Timm etwa drei viertel Stunden später wieder im Kreisbefehlsstand auf dem Nußberg, wo ich ihn unverletzt wiedersah, Kampfspuren sah man ihm nicht an, auch wird er, wie ich nachträglich erfahren habe, in Lehdorf nicht einen kampfbereiten politischen Leiter angetroffen haben.

Durch diesen Zwischenfall – die Fehlmeldung hinsichtlich seiner Hoheitsträger – war der Kreisleiter augenscheinlich von meiner nach seiner Auffassung widersetzlichen, volksverräterischen Stellungnahme abgekommen, wollte aber wohl auch einen weiteren Zusammenstoß und eine weitere Diskussion mit mir vermeiden, da er gleich mir das Empfinden gehabt haben wird, daß die betreffenden Offiziere nicht seiner, sondern meiner Auffassung waren. Er sprach daher, dem Ministerpräsidenten berichtend, von dem Tod des beim Luftangriff gefallenen Bürgermeisters Mertens, den er im Rathaus noch sterbend angetroffen habe. Auch mit Hauptmann Stahl habe er verhandelt, der ihm die Vollmacht des Bürgermeisters Mertens zum Bilden des Ordnerdienstes vorgelegt habe. Diese Vollmacht habe er sofort ihm abgenommen und

auch erklärt, daß er das Amt des Oberbürgermeisters übernehme und führe. Er werde das Amt jetzt anderweit delegieren.

Der Ministerpräsident erbot sich, als Dienstaufsichtsbehörde des Oberbürgermeisters, das Amt des Oberbürgermeisters sofort zu übernehmen, allerdings ebenfalls mit der Berechtigung, einen anderen Oberbürgermeister schnellstmöglich zu bestellen. Hiermit war Kreisleiter Heilig einverstanden und brach dann jedwede Unterredung damit ab, daß er hervorhob, der Kampfkommandant und sein Sachbearbeiter hätten zur Zeit Wichtigeres zu tun, als sich städtische Angelegenheiten anzuhören, die die Stadt Braunschweig betreffenden Fragen sollten vielmehr, so schlug er vor, in einer Spezialsitzung des Abends 8 Uhr im Kreisbefehlsstand im Nußberg besprochen werden, zu der die Büroleiter und Stellenvorsteher, soweit sie in Braunschweig erreichbar seien, geladen werden sollten. Zu dieser Sitzung wollte auch der Kreisleiter erscheinen, sofern seine Zeit dies zuließe.

Ministerpräsident Klagges bat mich, Herrn Hauptmann Stahl zu dieser Sitzung einzuladen, und ersuchte mich, ebenfalls mitzukommen. Er bot mir gleichzeitig an, in seinem Wagen mit ihm zum Rathaus zum Hauptmann Stahl zu fahren, um weiteres zu besprechen. Beim Abschied vom Kampfkommandanten hatte ich nochmals Gelegenheit, einige Worte mit ihm allein zu wechseln, und wiederholte nachdrücklichst mein Begehren, alles daran zu setzen, daß die Stadt nicht restlos zerstört würde, insbesondere die Verteidigung der Stadt zu unterbinden.

Auch in späteren Besprechungen, insbesondere in Kreisen der Polizei, habe ich diese Forderung, alles daran zu setzen, daß die Stadt nicht verteidigt würde, äußerstenfalls eine Verteidigung mit Gewalt zu unterbinden, immer wieder klar herausgestellt und fand dabei den vollsten Beifall meiner Männer, insbesondere meiner Polizeibeamten, die sich bedingungslos Hauptmann Stahl und mir in dieser Hinsicht zur Verfügung stellten. Wir hatten derzeit rund 150 Polizeibeamte, mit denen Hauptmann Stahl und ich äußerstenfalls entschlossen waren, gewaltsam die niederzukämpfen, die einen Schießbefehl auf den Barrikaden Braunschweigs erteilt hätten. Darüber waren wir uns, Hauptmann Stahl und ich, völlig

im klaren. Auch Herrn Ministerpräsidenten Klagges haben wir darüber gelegentlich der Besprechung im Luftschutzkeller des Rathauses, wohin er und ich zum Hauptmann Stahl vom Kampfkommandanten aus gefahren waren, nicht im unklaren gelassen. Auf die Sinn- und Zwecklosigkeit einer Verteidigung Braunschweigs bei der gegebenen Lage hatte ich ihm gegenüber nochmals hingewiesen.

Ich gewann den Eindruck, daß in diesen letzten Stunden des Beschusses von Braunschweig Ministerpräsident Klagges von der Zwecklosigkeit einer Verteidigung ebenfalls überzeugt war. Er selbst rechnete augenscheinlich nicht mehr damit, daß ein Endsieg erfochten werden konnte, und war zweifelhaft geworden, wie und wohin er sich absetzen sollte. Auf meine Frage, wo seine Familie bliebe, ob sie sich ebenfalls mit ihm nach Osten absetzen sollte, antwortete er, daß das nicht geschehen sollte, seine Familie bliebe in Bündheim bei Bad Harzburg; ihr werde man hoffentlich nichts tun.

Nach unserer Unterredung im Rathaus fuhren wir, Ministerpräsident Klagges, Hauptmann Stahl und ich, gegen 20 Uhr zum Kreisbefehlsstand der NSDAP im Stollen Nußberg. Dort trafen wir, wie bereits hervorgehoben, mit dem SA-Obersturmbannführer Timm wie auch dem Kreisleiter zusammen. Beide gingen mit Ministerpräsident Klagges, mutmaßlich, um die Lage allein zu besprechen, in einen besonderen Raum, während Hauptmann Stahl und ich in ein größeres Sitzungszimmer geführt wurden, an dessen Tür die Aufschrift „Auswertung“ stand.

Dort waren verschiedene Herren der Stadtverwaltung Braunschweig, darunter auch Amtmann Dörries, Schlachthofdirektor Oberveterinär Dr. Kramer, Herr Scheile, Direktor Brandes, Amtmann Reese und andere zugegen. Nach anderthalbstündigem Warten erschien Ministerpräsident Klagges in diesem Raum, teilte den Tod des Bürgermeisters Mertens mit und behauptete wahrheitswidrig, er sei beim Stuka-Angriff auf das Rathaus gefallen. Weiter berichtete er, daß er vom Kreisleiter zum Oberbürgermeister der Stadt Braunschweig mit dem Recht der Delegation ernannt sei. Er hatte beabsichtigt, den einzigen Stadtrat, der seiner Ansicht nach noch in Braunschweig zurückgeblieben war, Stadtrat

Dr. Mewes, zum Oberbürgermeister zu bestellen, mußte aber aus dem Munde der städtischen Beamten hören, daß auch dieser sich nach Bad Harzburg abgesetzt habe.

Weder Oberbürgermeister, Bürgermeister oder Stadträte waren von der Stadtverwaltung Braunschweig in der Hauptstadt zurückgeblieben. Die Stadt war völlig verwaist. Darauf trug mir Ministerpräsident Klagges das Amt des Oberbürgermeisters an, wobei er hervorhob, daß er selbst dieses Amt nicht weiterführen könne, weil er als Prominenter verpflichtet sei – nach einer generellen Anweisung der Reichsregierung – zu vermeiden, in Kriegsgefangenschaft zu geraten. Er beabsichtige nämlich, nach dieser Sitzung zum Ministerium zurückzukehren, um sich anschließend sofort nach Osten abzusetzen.

Ich wies darauf hin, daß ich grundsätzlich bereit sei, das Amt des Oberbürgermeisters zu übernehmen, dieses aber nur so führen werden, wie ich es nach meinem Gewissen verantworten könne und später den Bürgern Braunschweigs auch verantworten müsse. Ich ließ keinen Zweifel darüber, daß ich alles daran setzen würde, die Stadt kampfflos zu übergeben, da es m.E. sinnlos sei, sie zu verteidigen. Dabei richtete ich an Ministerpräsident Klagges die Frage, ob er in der Lage sei, mir einen überzeugenden Grund zu nennen, der es rechtfertige, die Stadt in der gegenwärtigen Lage, wo der Feind bereits im Osten stünde und Braunschweig flankiert sei, noch zu verteidigen.

Ministerpräsident Klagges erwiderte, daß man darüber – das sehe er ein und gestehe er auch zu – gewiß verschiedener Ansicht sein könne. Es seien aber nicht Zweckmäßigkeitsergründe allein ausschlaggebend, auch aus der Erwägung heraus, daß die Ehre verteidigt werden müsse, könne notwendigerweise eine Verpflichtung zur Verteidigung hergeleitet werden.

Darauf habe ich ihm entgegnet, daß eine solche Verpflichtung für mich nicht bestünde, eine derartige Weisung der Reichsregierung wäre für mich nicht bindend, denn für die Ehre sei wahrhaftig genügend Gut und Blut geopfert, so daß damit endgültig Schluß gemacht werden müsse. Ich sei daher nicht willens, eine Verteidigung Braunschweigs zu dulden. Nur unter die-

ser Voraussetzung und sofern man mir nicht die Verantwortung, sondern auch freie Hand in meinen Entschlüssen beließe, sei ich willens, das Amt des Oberbürgermeisters zu übernehmen.

Ministerpräsident Klagges erklärte mir, daß er mir alles in dieser Hinsicht überlassen wolle, zumal er selbst nicht mehr in der Lage sei, die Geschicke der Stadt zu leiten und zu lenken. Ich stellte dann rein juristisch kurz fest, daß ich damit vor Zeugen mündlich zum Oberbürgermeister der Stadt Braunschweig von der Aufsichtsbehörde, dem Ministerpräsidenten des Landes Braunschweig Klagges, ordnungsgemäß bestellt sei, um damit meine Legitimation zweifelsfrei begründen und nachweisen zu können, wenn ich Verpflichtungsgeschäfte für die Stadt Braunschweig, insbesondere im Rahmen der späteren Übergabe, einging.

Anschließend wurden vom Hauptmann Stahl und mir mit dem Schlachthofdirektor Dr. Kramer und den Beteiligten noch Fragen der Ernährung der rund 150 Polizeibeamten, die bereits zum Ordnerdienst zusammengeschlossen waren und im Polizeibunker unserer Entscheidung harrten, geregelt. Es wurde vom Hauptmann Stahl und mir dafür gesorgt, daß die erforderliche Anzahl Fleischkonserven vom Schlachthofdirektor Kramer noch in dieser Nacht zum Abholen zur Verfügung gestellt wurden, weil die betr. Polizeibeamten den ganzen Tag über noch nichts zu essen erhalten hatten und weitere schwere Aufgaben ihrer harrten.

Nach dieser Sitzung im Kreisbefehlsstand fuhren Hauptmann Stahl, Ministerpräsident Klagges und ich zum Polizeibunker zurück, wobei uns von Klagges erzählt wurde, daß sich soeben auch der Kreisleiter und ferner der Kampfkommandant mit seinem Stabe abgesetzt habe. Alle führenden Persönlichkeiten Braunschweigs hatten somit die Stadt verlassen. Hauptmann Stahl und ich standen allein auf weiter Flur unter dem Beschuß feindlicher Granaten schwerer Geschütze. Allerdings ist es weder dem Kampfkommandanten noch Klagges gelungen, nach Osten zu entkommen, denn der Weg nach Osten war inzwischen abgeschnitten. Daher kehrte Klagges nach Braunschweig wieder zurück und erklärte sich am nächstfolgenden Morgen in meiner Gegenwart den Amerikanern gegenüber

bereit, das Amt des Ministerpräsidenten unter Beachtung der Gesetze, Verordnungen und Bestimmungen der alliierten Militärregierung weiterzuführen.

In den Polizeibunker zurückgekehrt, haben wir Offiziere und Unterführer in einen Raum des Bunkers zusammengerufen und ihnen über das Geschehen beim Kampfkommandanten und im Kreisbefehlsstand berichtet. Ich selbst hielt eine flammende, revolutionäre Rede, in der ich betonte, daß wir rücksichtslos jeden Versuch einer Verteidigung der Stadt unterbinden wollten und ich als neuer und verantwortlicher Oberbürgermeister der Stadt so schnell wie möglich die Stadt kampfflos übergeben wolle, damit weitere Zerstörungen durch Artilleriebeschuß und, wie befürchtet, durch Luftangriffe vermieden würden.

Es wurden daher sofort fünf Patrouillen nach den verschiedensten Richtungen der Stadt mit der Doppelaufgabe ausgesandt, festzustellen, ob sich irgendwo Ansammlungen oder Aufmärsche Deutscher zwecks Verteidigung der Barrikaden oder der Stadt zeigten. Diese sollten dann sofort hieran gehindert werden. Ferner sollten sie

ermitteln, ob eine amerikanische Vorhut oder Patrouille irgendwo sich in der Außenstadt zeigte, damit diese sofort darüber unterrichtet würde, daß die Stadtverwaltung Braunschweig die Übergabe der Stadt plane und sich zu diesem Zweck im Polizeibunker bereit hielte. Jeder Patrouille wurde ein englisch sprechender Polizeibeamter beigegeben.

Gegen 3 Uhr nachts am 12. April 1945 traf, geführt von einer unserer Patrouillen, ein amerikanischer Leutnant und Feldwebel mit dem Hotelbesitzer Kalms als Dolmetscher ein und begehrten die Übergabe der Stadt sowie Sicherstellung von Quartieren. Beides wurde zugesichert und hierüber das in der Anlage abschriftlich beigelegte Protokoll gefertigt.

Wie mir erzählt wurde, sollen bereits zu dieser Zeit Flugzeuge mit dem Kampfziel Braunschweig im Anflug gewesen sein, die in letzter Minute noch durch Funk anderweites Angriffsziel erhalten haben. Es ist danach noch in letzter Minute durch kampflose Übergabe der Stadt Braunschweig um 2.59 Uhr des Nachts das Ärgste für diese Stadt vermieden.



Das Parkhotel Kalms am Steinweg (heute Café Haertle) war die Anlaufstelle eines Kommandos von Amerikanern, die die Übergabe der Stadt aushandeln wollten.

Annemarie Zarnikow, Berlin:

Der Kreisbefehlsstand Braunschweig im Nussberg

Ältere Braunschweiger, die noch die Luftangriffe auf die Stadt miterlebt haben, werden sich erinnern, daß man beim Ertönen der Luftschutzsirenen im Radio den „Drahtfunk“ einschaltete, um sich über die „Luftlage“ zu informieren (Voralarm: 1 Minute Sirenton, dreimal an- und abschwellend; Alarm: 1 Minute ständiges An- und Abschwellen; Entwarnung: 1 Minute Dauerton). Man lebte damals sehr angespannt, denn jederzeit, 24 Stunden am Tag, konnten die Sirenen ertönen. Voralarm gab es, wenn entweder nur ein einziges Feindflugzeug in der Nähe war („Aufklärer“) oder wenn Bomberverbände im Anflug, aber noch weit entfernt waren.

Die Drahtfunkmeldungen kamen vom „Gaubefehlsstand Hannover“. Dies war ein Bunker an der Stelle, wo nach dem Kriege das Niedersachsen-Stadion errichtet wurde (aus den Trümmern des Bunkers und der zerbombten Stadt Hannover). Der Gaubefehlsstand war die Stelle, wohin sich die NSDAP-Gauleitung (Niedersachsen) bei Gefahr zurückzog. Das „Personal“ bestand aus Parteileuten, die für die Weitergabe der Luftlagemeldungen an die Bevölkerung zuständig waren, und einer Reihe von Abiturientinnen, die dort arbeiteten und die „notdienstverpflichtet“ waren.

Im Herbst 1944 kam NSDAP-Kreisleiter Heilig auf die Idee, eine ähnliche Einrichtung auf Kreisebene für Braunschweig zu errichten. In den Nußberg wurden unterirdische Räume hineingebaut, „Bunker“ genannt. Um einen Bunker im eigentlichen Sinne handelte es sich aber nicht, denn durch die mühsam mit Holz abgestützten Wände tropfte oft das Wasser aus dem Berg. Der betonierte Eingang befand sich an der Westseite des Thingplatzes oberhalb der Tribüne und wurde ständig von einem bewaffneten Parteimann bewacht.

Aus einem Brief, den die Kreisleitung am 20. September 1944 an den Braunschweigischen Volksbildungsminister schrieb, läßt sich ersehen, daß die Partei sich auch hier um Oberschülerinnen für den Dienst im Bunker bemühte. Die

Abiturklassen wurden zu jenem Zeitpunkt wegen des „totalen Krieges“ sowieso aufgelöst und in den Arbeitsdienst geschickt. Außerdem handelte es sich hier auch nur noch um die Mädchen, denn die Jungen waren längst Soldat und an der Front. Von den Abiturklassen an der Mädchen-Oberschule Kleine Burg ließ sich Kreisleiter Heilig die gewünschte Anzahl Schülerinnen zuweisen. Ich gehörte zu dieser Gruppe. Wir waren, wenn ich mich recht erinnere, ca. 16 Schülerinnen, 16 bis 18 Jahre alt. Wir wurden also „notdienstverpflichtet“ und zogen in eine Holzbaracke ein, die auf der Tribüne des Thingplatzes für uns errichtet worden war und die bis Kriegsende unser „Wohnsitz“ blieb.

Zunächst aber wurden wir ausgebildet. Das geschah durch Wehrmachts-Angehörige in der Jugendherberge Hildesheim. Die Ausbildung begann Anfang Oktober 1944. Wir lernten Funken („Morsen“), Fernsprechen (Gespräche Vermitteln) und Luftlagemeldungen Verarbeiten. Während des großen Luftangriffs auf Braunschweig am 14./15. Oktober waren wir in Hildesheim, und da unsere Unterkunft erhöht auf einem Hügel lag, hatten wir einen weiten Ausblick und konnten in der Ferne das brennende Braunschweig sehen und die Flugzeugmotoren hören. Wir machten uns natürlich große Sorgen. Es war ja eine Zeit, in der man nie wußte, ob man eine Stunde später noch eine Familie haben würde oder nicht. „Auf Wiedersehen!“ hatte in jener Zeit eine viel tiefere Bedeutung als heute. Am Sonntag durften wir mit dem Zug nach Braunschweig fahren und nach unseren Familien und Wohnungen sehen. Am nächsten Tag fuhren wir wieder nach Hildesheim, und die Ausbildung ging weiter.

Nachdem sie beendet war, zogen wir in die Baracke auf dem Thingplatz ein. Diese bestand aus einem großen Schlafraum mit zweistöckigen Luftschutzbetten, einem Waschraum, 2 Toiletten, einer kleinen Küche, zwei Aufenthaltsräumen und einem kleinen Vorraum. Es gab zwei Öfen, die mühsam zu heizen waren. Unsere direkten „Vorgesetzten“ waren zwei Abiturientinnen aus Hannover, die schon längere Zeit im Gaubefehlsstand Hannover diesen Dienst getan hatten, sich also auskannten. Sie machten auch die Diensterteilung für uns.

In dem Waschraum hatte jede von uns einen schmalen Spind für die persönlichen Dinge. Für unsere Verpflegung sorgten wir selbst. In der kleinen Küche konnte man sich Essen zubereiten. Mittagessen kam allerdings in einer großen Aluminium-Kanne aus einer Großküche. Es schmeckte nicht besonders gut und war auch oft nicht sauber. Unsere Baracke war auf der rechten Seite der Thingplatz-Tribüne; auf der linken Seite gab es eine weitere Baracke, in der französische Kriegsgefangene wohnten. Diesen gaben wir immer die Überreste des Mittagessens. Sie waren sehr hungrig und nahmen das Essen gerne an. Zum Dank heizten sie uns unsere Öfen und besorgten dazu Brennholz aus den Bänken des Thingplatzes. In der Baracke gab es ein Radio. Soviel zu unserem „Wohnen“.

Unser Dienst sah folgendermaßen aus: Je zwei Schülerinnen hatten gemeinsam 24 Stunden lang dieselbe Aufgabe, die eine von 14 – 20 und von 2 bis 8 Uhr, die andere von 20 bis 2 und von 8 bis 14 Uhr. Man hatte zweimal hintereinander je 24 Stunden Dienst, der dritte Tag war frei und konnte zu Hause verbracht werden. Es gab folgende Dienste: Auswertung, Telefonvermittlung, Funken, Fernschreiben, Küchen- und Räumdienst (Ordnung in der Wohnbaracke!)

Um zu verstehen, wie die Arbeit vor sich ging, muß man auch die Räume im Bunker kennen. Hinter dem betonierten Eingang ging gleich links eine Tür in den Heizungsraum. Der Zentralheizungssofen wurde von einem jungen Mann aus dem „Lager 21“ (einer Zweigstelle eines KZ) beheizt. Aufseher über den ganzen Bunkerkomplex war der sogen. Bunkerwart, ein Parteimann, der sich nur in Uniform sehen ließ und der für den jungen Mann an der Heizung ein brutaler Vorgesetzter war. Nach dem Heizungsraum ging es weiter links im Gang in einen Vorratsraum. Dieser war die ganze Zeit für uns tabu. Erst ganz am Schluß, als die „Prominenz“ sich schon absetzte, erhielten wir daraus Marmeladeneimer, Konservendosen mit Kartoffeln und Fleisch und Schoka-Cola-Dosen. Bezeichnend für die Endzeitstimmung in dem Bunker und unsere Mentalität war, daß wir so ausgehungert waren, daß wir diese Nahrungsmittel, zusammen mit unseren persönlichen Dingen,

quer über das „SA-Feld“ (Franzisches Feld) nach Hause trugen, obwohl die Stadt unter Artilleriebeschuß lag und uns die Splitter um die Ohren flogen.

Ob es hinter diesen beiden genannten Räumen noch weitere Räume gab, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls spielten sie für uns keine Rolle. Die Räume, in denen wir tätig waren, lagen weiter hinten im Bunker hinter einem Knick, den der Gang nach rechts machte. Als erstes zweigte hier rechts ein weiterer kurzer Gang ab, an dem wiederum mehrere kleine Räume lagen: die Telefonvermittlung, der Fernschreiberraum, der Funkraum und das Büro des „Nafü“ (Nachrichtenführer), eines Mannes, der wohl unser eigentlicher Vorgesetzter war und den ich als sehr freundlich in Erinnerung habe.

Einige Meter nach der Tür zu diesem Seitengang mit den genannten Räumen gab es im Hauptgang dann rechts noch eine weitere Tür zur sogen. „Auswertung“. Der Gang führte dann weiter zum benachbarten Rote-Kreuz-Bunker, und eine kleine Wendeltreppe führte nach oben in den Aussichtsturm, jenen kleinen Betonbau, der heute – bewachsen, renoviert – das letzte Überbleibsel des Kreisbefehlsstandes bildet.

Zurück zur „Auswertung“. Dies war ein verhältnismäßig großer Raum. Gleich links neben der Eingangstür gab es zwei (nie benutzte) Telefonzellen. In der Mitte stand ein großer Tisch mit mehreren Stühlen. Der Raum diente als Sitzungsraum. An der der Tür gegenüberliegenden Seite war eine große, die ganze Seite einnehmende beleuchtete Milchglasscheibe, eine Karte von Norddeutschland darstellend. Sie war unterteilt in Planquadrate. Diese waren alphabetisch (1) von Norden nach Süden und (2) von Westen nach Osten fortschreitend (also nicht wie beim Schach Buchstabe/Ziffer). Die Quadrate waren dann aber ihrerseits noch einmal unterteilt in 9 kleinere Quadrate (wie beim Domino), die Nummern hatten. Jeder Ort auf der Karte hatte also als Kennzeichnung 2 Buchstaben und 1 Ziffer. Braunschweig lag in „GB 7“ (gesprochen: Gustav-Berta 7).

Hinter dieser Karte gab es noch einen sehr engen Raum, in dem bei Alarm bzw. Voralarm zwei Schülerinnen Dienst taten. Dieser sah so

aus: Die „Luftlagemeldungen“ kamen von zwei Stellen: „Fluko“ (Flugkommando) und „Wako“ (Warnkommando). In diesen Meldungen kamen nicht die wirklichen Ortsbezeichnungen vor, sondern die Bezeichnungen nach der Stelle im Planquadrat (z. B. „Lightning von Gustav-Anton 4 nach Gustav-Berta 7“). Die Meldungen gaben an, wo sich die jeweiligen Feindflugzeuge befanden und in welcher Richtung sie flogen. Die Flugzeuge wurden mit ihren Typenbezeichnungen genannt: Stirling, Fortress, Lancaster, Mosquito, Mustang, Lightning, Thunderbolt. An mehr erinnere ich mich nicht mehr. Für jeden Flugzeugtyp (Bomber bzw. Jäger) gab es bestimmte Stempel: für Jäger schmale Pfeile, für Bomberverbände Rhomben mit an der langen Seite abgeschnittener Spitze. Die verbliebene Spitze des Rhombusstempels zeigte die Flugrichtung an. Die beiden diensttuenden Schülerinnen standen in dem engen Raum hinter der Karte, sahen Deutschland also seitenverkehrt. Sie hatten Kopfhörer auf (einen für „Fluko“, einen für „Wako“) und stempelten nun die Informationen, die sie über Kopfhörer erhielten, hinten auf die Karte in die entsprechenden Planquadrate. Diejenigen, die vor der Karte saßen, konnten so die „Luftlage“ erkennen: wo die Flugzeuge herkamen, wohin und wie schnell sie flogen, welcher Art sie waren, ob sie sich in einem bestimmten Luftraum sammelten und einen Angriff durchführten usw. Es gab auch einen Stempel für Bombenabwürfe, aber ich weiß nicht mehr genau, wie er aussah.

In dem großen Auswertungsraum war in der Ecke, rechts neben der großen Deutschlandkarte, eine kleine Sprecherkabine mit allen technischen Einrichtungen zum Drahtfunk-Sprechen. Dies für den Fall, daß die Luftlagemeldungen aus dem Gaubefehlsstand Hannover ausgefallen wären. Dann wäre Braunschweig dafür eingetreten. Bei unserer Ausbildung hatten wir auch einmal Drahtfunk-Sprechen geübt (die Formulierung, die richtige Stimmlage usw.). Soweit ich mich erinnere, kam es aber nicht oft dazu, Hannover war fast immer zu hören.

Manchmal schon bei Voralarm, manchmal erst bei Alarm erschienen die Herren der Kreisleitung und machten sich in der Auswertung breit, wo sie die Luftlage ständig verfolgen konn-

ten, Kreisleiter Heilig war fast immer dabei. Ab und zu äußerten sie Wünsche. Z. B. wollten sie oft mit dem Gaubefehlsstand in Hannover verbunden werden. Wir kümmerten uns im allgemeinen nicht weiter um sie. Bei Entwarnung fuhren sie entweder wieder weg, oder sie blieben noch und tranken Alkohol, den der schon erwähnte Bunkerwart beibrachte.

Die anderen Dienste (außer der „Auswertung“) sahen für uns so aus:

V e r m i t t l u n g: Es gab eine Telefonvermittlung mit Klappenschrank. Alle Räume im Bunker und die Baracke hatten Telefonanschluß. Es gab auch einige Amtsleitungen, über die Gespräche von draußen hereinkamen bzw. über die Gespräche nach draußen vermittelt wurden. Man vermittelte (durch Stöpseln) die gewünschten Gespräche und schloß anschließend mit einem Hebel den Kontakt für die Vermittlung, d.h. „ging aus der Leitung“. Wenn man wollte, hätte man bei offengelassenem Hebel auch „mithören“ können, was aber wohl selten vorkam. Die Vermittlung war insofern ein sehr wichtiger Dienst, als man ständig (rund um die Uhr) die Leitungen von „Fluko“ und „Wako“ abhören mußte. Wurde es hier ernst, mußte man die betreffenden Diensttuenden (Auswertung, Funken) in der Baracke benachrichtigen bzw. wecken, damit sie ihren Dienst antreten konnten.

F e r n s c h r e i b e n: Es bestand eine direkte Fernschreibleitung zum Gaubefehlsstand Hannover. Schon im Oktober 1944, gleich nach unserer Ausbildung in Hildesheim erlernten wir das Fernschreiben (Zehnfinger-Blindschreiben) in der Hauptpost an der Friedrich-Wilhelm-Straße. Mehrere Tage lang gingen je drei von uns morgens in aller Herrgottsfrühe, noch bevor die ersten Straßenbahnen fuhren, zur Post. Dort übten wir unter Anleitung von älteren Post-Fernschreiberinnen das Zehnfingersystem. Wenn ich mich recht erinnere, kamen die meisten Meldungen aus Hannover über Fernschreiber (nicht über Funk) und telefonisch. Es ging dabei immer um organisatorische Fragen, aber ich kann mich nicht mehr an die Inhalte erinnern.

F u n k e n: Funkdienst hatten bei Alarm immer zwei Personen. Man saß in Bereitschaft, hatte die Frequenz eingeschaltet, und es konn-

ten jederzeit Meldungen kommen. Dazu ist auch zu sagen, daß außer uns Schülerinnen noch zwei Luftwaffenhelfer im Kreisbefehlsstand eingesetzt waren, die gute Funker waren und die vor allem das nötige technische „Know-how“ über die Funkgeräte hatten. Es bestand Funkverbindung mit dem Gaubefehlsstand Hannover. In bestimmten Zeiträumen (ich glaube, es waren vier Stunden, vielleicht aber auch weniger) mußte man sich melden, um sich zu vergewissern, daß der Kontakt noch bestand und die Verständigung gewährleistet war. Das geschah z. T. mit sogen. Q-Gruppen. Die häufigsten Frage- und Antwort-Konstruktionen im Funkverkehr waren kürzelartig in Q-Gruppen aufgelistet, d.h. in Gruppen von drei Buchstaben, von denen der erste immer Q war (- - · -). Ich erinnere mich nur noch an QRS, weiß aber nicht mehr, was diese Gruppe bedeutete.

Das Funken war auch nicht immer leicht, denn man mußte ja nicht nur selbst funken („geben“), sondern aus einem gewaltigen Töne-Salat in der Luft die für einen selbst bestimmten Meldungen heraushören können („nehmen“). Nachrichten wurden verschlüsselt übermittelt; sie mußten vor Sendung verschlüsselt bzw. nach Empfang entschlüsselt werden. Der Code wechselte alle drei Tage. Zweck dieses Funkverkehrs war es, für den Fall, daß die Telefonverbindung mit dem Gaubefehlsstand Hannover durch Bombenabwürfe gestört sein würde, die Verbindung aufrecht zu erhalten. Dann hätte Hannover an Braunschweig die Mitteilungen weitergegeben, die (1) für Braunschweig selbst bestimmt waren, oder (2) für andere Städte in Niedersachsen. In diesem Fall hätte Braunschweig diese Meldungen telefonisch an die anderen Städte weitergegeben (Hildesheim, Einbeck, Northeim, Göttingen usw.).

Ich weiß nicht mehr, ob dieser Fall oft eingetreten ist, ich erinnere mich an wenige. Es ging z. T. um folgendes: Bei Bombenangriffen wurde stets dafür gesorgt, daß die Ausgebombten mit kalten und warmen Mahlzeiten versorgt wurden. Diese wurden in den anderen Städten in der benötigten Menge zubereitet und dann per LKW in die betroffene Stadt gebracht. Wegen dieser „Bestellungen“ mußte auf jeden Fall immer eine Verbindung bestehen. – Gegen Ende des „Drit-

ten Reiches“ sollen über Funk von Hannover Befehle zur „Liquidierung“ von Gefangenen gekommen sein, die die Schülerinnen aber einfach nicht weitergegeben haben. Das weiß ich aber nur aus Erzählungen, ich selbst hatte zu diesem Zeitpunkt keinen Funkdienst.

Diese Endzeit, Anfang April 1945, zeichnete sich durch eine eigenartige Atmosphäre im Bunker aus, eine Götterdämmerungs-Stimmung, so wie man sie später in vielen Berichten über das Ende im „Führerbunker“ in Berlin beschrieben fand. Daß das Ende kam, wußte man, wußte aber nicht, wie es aussehen würde. Die Parteileute waren aufgeregt und z. T. aggressiv. Und obwohl sie Kampf bis zum letzten Blutstropfen befohlen hatten, rüsteten sie selbst zur Flucht. Man mied am besten ihre Nähe.

Zuviel Wissen war damals gefährlich. Ich habe nur einmal (unbeobachtet) mitgehört, wie Kreisleiter Heilig und seine Gefährten die Route ihrer Fahrt aus Braunschweig heraus besprochen. Dazu mußten die „Panzersperren“, die sie zuvor an den Ausfallstraßen durch den Volkssturm hatten graben lassen und die sie jetzt selbst am Hinauskommen hinderten, wieder zugeschüttet werden. Ich habe diesen „Plan“ gehört, weiß aber nicht, ob es so geschehen ist. Doch sonst habe ich von all dem, was man später über die Aktivitäten der letzten Tage erfuhr, nichts mitbekommen. Wir trugen ja auch, wie schon erwähnt, unsere persönliche Habe und die Lebensmittel nach Hause. Kreisleiter Heilig, der uns Schülerinnen gegenüber immer einen leutseligen Ton anschlug, verabschiedete uns am 11. April mit den Worten: „Geht nach Hause, Mädels!“ Das taten wir denn auch, und als ich zwei Tage später noch einmal in die Baracke am Thingplatz ging, um zurückgebliebene persönliche Dinge abzuholen, war alles gestohlen und die Baracke verwüstet.

Ein kleiner Nachtrag – zwei Gedanken:

(1) Ich bin sicher, daß wir Schülerinnen Glück hatten. Hätte Braunschweig zur sowjetischen Besatzungszone gehört, wären wir vermutlich alle in eines der dortigen KZs gekommen.

(2) Als ich Jahre später in einem kleinen Dorf in Österreich Urlaub machte, stutzte ich, als ich das alte Berghotel betrat. Irgendetwas in

diesem Haus erinnerte mich an frühere Zeiten. Es dauerte einige Zeit, bis mir bewußt wurde, was es war: der Geruch. Wohl zum Schutz gegen Insekten hatten die Erbauer des Hotels vor langer Zeit die vielen Holzbalken leicht angesengt. Und dieser Geruch war derselbe, der über dem Braunschweig der letzten Kriegsmonate gehangen hatte und lange nicht verschwand: Braun-

schweigs verbrannte Fachwerkhäuser! Und in diesem Augenblick, so viele Jahre später, überkam mich noch einmal tiefes Mitleid mit dieser schönen und so geschundenen Stadt und die Erinnerung an ihre Leidensjahre, die ich dort verlebt hatte. Auch so kann eine Stadt zur „Heimatstadt“ werden!

Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei

Q 13.4

Gaulitung SÜD-hannover-Braunschweig

Kreisleitung: Braunschweig, Wolfenbüteler Straße 9
Telefonnummer 5400 — 5406
Bankkonto: Braunschweigische Staatsbank



Kampfbühnung des Gau: Braunschweiger Tages-Zeitung
Geschäftsstelle und Schriftleitung der Zeitung:
Z.T.Z.-Druckerei, Schloßstraße 8 / Fernruf 7785/86

Kreis Braunschweig-Stadt

Der Kreisleiter

Zu:

Ihr Zeichen:

Gegenstand:

An den
Herrn braunschweigischen Minister für Volksbildung
in Braunschweig
Bohlweg 38

Betr.: **Abstellung einer Mädchenschulklasse für den Kreisbefehsstand am Nußberg.**

Braunschweig, den 20. September 1944
Hilff-Hilfer-Haus

Staatsministerium
22. SEP. 1944

Im Nachgange zu meinem Schreiben vom 23. Aug. ds. Jrs. -Hg./B- teile ich mit, daß ich die Angelegenheit dem Gauleiter und Reichsverteidigungs-kommissar unterbreitet habe. Er hat sich mit der Abstellung einer Mädchenschulklasse nach dem Nußberg einverstanden erklärt und zum Ausdruck gebracht, daß das, was in Hannover seit einem Jahre möglich ist, auch in Braunschweig durchführbar sein muß.

Inzwischen hat sich die Frage aber auch wohl dadurch geklärt, daß vom Reichsbeauftragten für den Arbeitseinsatz die Aufhebung der Klassen 7 und 8 der höheren Mädchenschulen zu-gunsten des allgemeinen Arbeits-marktes angekündigt wurde. Für den Einsatz im Kreisbefehsstand kommt nach meinen Feststellungen die Klasse 7a infrage, die z.Zt. 22 Läd-el umfaßt und in der sich eine ganze Anzahl guter B.D.L.-Führerinnen be-finden sollen, die für einen Einsatz im Nachrichtenwesen außerordent-lich geeignet sind. Keine Banntührerin, FrL. Jo Brandes wird sich in den nächsten Tagen wegen der Einzelheiten mit Herrn Ministerialrat Dr.Müller noch in Verbindung setzen.

Ich bitte um Beschleunigung, damit der Einsatz am 1. Okt. ds. Jrs. er-folgen kann. Die kombinierte Wohn- und Schlafbaracke wird in Kürze auf-gestellt werden.



Heil Hitler!

gez.: Heilig
(Heilig)
Bereichsleiter d. NSLAP.

[Handwritten signature]
Abschnittsleiter d. NSDAP.

An meine Landsleute

von Bertolt Brecht

Ihr, die ihr überlebtet in gestorbenen Städten
Habt doch nun endlich mit Euch selbst Erbarmen!

Zieht nun in neue Kriege nicht, ihr Armen
Als ob die alten nicht gelangt hätten:
Ich bitt euch, habet mit euch selbst Erbarmen!

Ihr Männer, greift zur Kelle, nicht zum Messer!
Ihr säbet unter Dächern schließlich jetzt
Hättet ihr auf das Messer nicht gesetzt
Und unter Dächern sitzt es sich doch besser.
Ich bitt euch, greift zur Kelle, nicht zum Messer!

Ihr Kinder, dass sie euch mit Krieg verschonen
Müsst ihr um Einsicht eure Eltern bitten.
Sagt laut, ihr wollt nicht in Ruinen wohnen
Und nicht leiden, was sie selber litten:
Ihr Kinder, lasset sie euch mit Krieg verschonen!

Ihr Mütter, da es euch anheimgegeben
Den Krieg zu dulden oder nicht zu dulden
Ich bitt euch, lasset eure Kinder leben!
Dass sie euch die Geburt und
nicht den Tod dann schulden:
Ihr Mütter, lasst eure Kinder leben!

Anmerkungen

Friedel Brasche:

- 1 durch Kabel gesendetes Rundfunkprogramm und Fliegeralarm-Meldungen
- 2 Herr Gold, Dienstverpflichteter der Luftfahrtforschungsanstalt in Völkenrode, zwangseinquartiert im Hause Löwenwall 8, im Privatberuf Geisterbahnbesitzer in Wien, trotzdem sehr schreckhaft.
- 3 Adjutant des braunschweigischen Ministerpräsidenten Dietrich Klagges
- 4 Verwaltungsgebäude der Hitler-Jugend in Braunschweig, Löwenwall 7, heute wieder Haus der Loge
- 5 Lazarett in dem Dr. Brasche seine HNO-Abteilung hatte und von Mitarbeitern und Patienten Hilfe erhofft wurde.
- 6 Trotz seiner Angst ein großer Helfer in der Not
- 7 heute: Lessingplatz
- 8 heute: Alter Bahnhof, Friedrich-Wilhelm-Platz
- 9 Gustav Schuchhard: Kaufhaus am Sack gegenüber von Langerfeldt
- 10 heute: Magnitorwall

Bericht 1:

- | | | |
|---|--------------------------------|--|
| 1 | <i>der letzten 8 Tage</i> | Der Tod der Tochter Marliese |
| 2 | <i>Kaiser-Wilhelm-Straße</i> | Jasperallee |
| 3 | <i>Gefolgschaftsmitglieder</i> | Belegschaft der Betriebe (Führerprinzip) |

Bericht 2:

- 1 Damalige offizielle Sprachregelung; der Ausdruck Terrorangriff wurde auch von den Engländern benutzt.
- 2 *Ceterum censeo ...*: „Im übrigen bin ich der Meinung, dass Karthago zerstört werden muss.“ Stehende Redewendung des römischen Politikers und Geschichtsschreibers Marcus Porcius Cato (234-149 v.Chr.) zum Ende eines jeden Vortrages in der Öffentlichkeit. Mit seinem Ausspruch wollte C. seine Auffassung unterstreichen, dass nur die völlige Zerstörung Karthagos ein Wiederaufleben punischer Machtansprüche verhindern könne.
- 3 Die Vermutung ist abwegig; am 10.1. verzeichnete man nur „Einzelwürfe“. Der Angriff am 14.1. richtete sich in erster Linie gegen die Gartenstadt, Rünigen, Altwiek. Ziel waren also vielmehr die Rüstungsbetriebe im Südwesten.
- 4 *F-Gebäude*: Die einzelnen Gebäude im Gerloffshof waren mit Großbuchstaben durchnummeriert.

Bericht 8:

- | | | |
|---|---------------------------------------|--|
| 1 | <i>Fliegerviertel:</i> | Malerviertel |
| 2 | <i>Br & Br</i> | Fa. Bremer & Brückmann, Juliusstr. 1.
70 tote Zwangarbeiterinnen waren zu beklagen. |
| 3 | <i>Adolf-Hitler-Wall:</i> | Kalenwall / Bruchtorwall |
| 4 | <i>Siegesplatz:</i> | Lessingplatz |
| 5 | Diese Anlage lag den Hrsg. nicht vor. | |

Bericht 9:

- | | | |
|---|----------------------|---|
| 1 | <i>Kopfstraße</i> | Sackgasse |
| 2 | <i>Tempowagen</i> | dreirädriger Lieferwagen |
| 3 | <i>Haide Gerloff</i> | wohnte Schreiberweg 14; Teil ihres Tagebuches und Foto ihres Hauses s. Band 1 |

Bericht 12:

- | | | |
|---|---------------------------|---|
| 1 | <i>vorgekragt</i> | überhängender Vorbau |
| 2 | <i>Knaggen</i> | dreieckiges Winkelstück im Fachgebälk |
| 3 | <i>Petrikirche.</i> | Anmerkung Gerloffs: Die Petrikirche enthielt die berühmte Uhrlocke, das Meisterwerk Hermann Korbs. Sandweg = Magnitorwall |
| 4 | <i>katholische Kirche</i> | St. Nikolai-Kirche, die nicht wieder aufgebaut wurde. |

Bericht 14:

- | | | |
|---|-----------------------------|------------------|
| 1 | <i>Voigts-Rhetz-Straße</i> | Karl-Marx-Straße |
| | <i>Hermann-Göring-Allee</i> | Ebertallee |

Bericht 15:

- | | | |
|---|-----------------------|---|
| 1 | <i>De mortuis ...</i> | (lat.): „Man rede von Toten nur Gutes.“ |
|---|-----------------------|---|

Literaturhinweise:

- Braunschweiger Stadtlexikon, Hrsg. im Auftrag der Stadt Braunschweig von Luitgard Camerer, Braunschweig 1992
- Braunschweig im Bombenkrieg, Band 1, Hrsg.: Friedenszentrum, verantw. Frieder Schöbel und Heinz Friedrich, 1.-3. Auflage 1993/94, 4. verbesserte Auflage 2005
dito, Band 2, 1994
dito, Band 3, 1. Auflage 1995
- Friedrich, Jörg: Brandstätten - Der Anblick des Bombenkriegs, Propyläen Verlag, München 2003
- Günther, Hermann: Die Berufsfeuerwehr in Braunschweig im Vorfeld der Luftangriffe von 1944. Hrsg. Andreas Linhardt, 3. erweiterte Auflage, Goslar, Braunschweig 1994
- Hillgruber, Andreas / Hümmelchen Gerhard: Chronik des Zweiten Weltkrieges, Düsseldorf 1978, Sonderausgabe Bindlach 1989
- Krause, Karl-Joachim: Braunschweig zwischen Krieg und Frieden. Die Ereignisse vor und nach der Kapitulation der Stadt am 12.4.1945, Braunschweig 1994, 2. Auflage 2005
- Linhardt, Andreas: Beiträge der TU Braunschweig zum zivilen Luftschutz im „Dritten Reich“, in: TU Braunschweig. Vom Collegium Carolinum zur TU. 1745-1995, Hildesheim, Zürich, New York 1995, S. 553-566
- Prescher, Rudolf: Der rote Hahn über Braunschweig. Luftschutzmaßnahmen und Luftkriegsereignisse in der Stadt Braunschweig 1927-1945, 1955, 2. erweiterte Auflage 1994
- Schimpf, Eckhard: Heilig. Die Flucht des Braunschweiger Naziführers auf der Vatikan-Route nach Südamerika, Braunschweiger Zeitung, 8.10.-19.11.2005
- Starke, Günter K. P.: Das Inferno von Braunschweig, Cremlingen 1994, 5. Auflage, 2004

Bildquellennachweis:

- Zeitzeugen-Porträts: privat
- Manuskript, S. 16: Mit freundlicher Genehmigung von E. Beutler
- Foto der Villa Gerloff, S. 19: Nicole Palm
- Alle Fotos des zerstörten Gerloffshofes: Stadtarchiv Braunschweig, Details siehe 1. Auflage
- Fotos S. 12, S. 108: Braunschweiger Zeitungsverlag
- Ausriss Stadtplan 1938, S. 46:
Stadt Braunschweig, Vermessungsamt: Historisch-synoptische Karte der Braunschweiger Innenstadt. Braunschweig, 1994
- Stadtplan, S. 66: Stadt Braunschweig, Vermessungsamt: Die Geschichte der Stadt Braunschweig in Karten, Plänen und Ansichten. Braunschweig, 1981
- Dokument, S. 114 aus: Reinhard Bein (Hrsg.): „Im deutschen Land marschieren wir – Freistaat Braunschweig 1930 – 1945“, 4. Aufl., S. 242.

Kein Friedensschritt kann geschehen,
wenn er nicht vom Willen und Verständ-
nis vieler Menschen gefordert und getra-
gen wird.



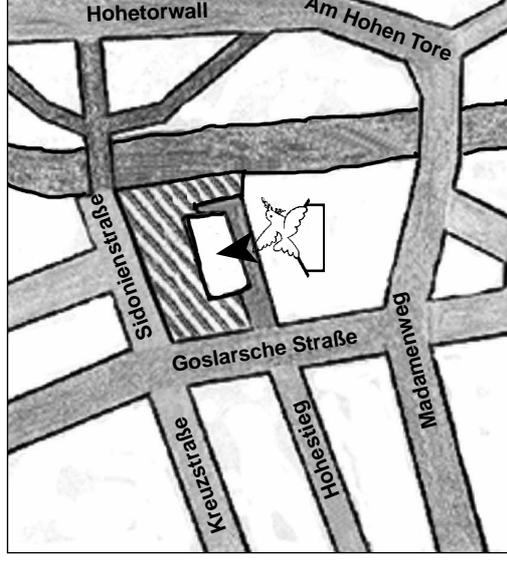
Ja, ich möchte das Friedenszentrum
Braunschweig in seiner Arbeit unter-
stützen.

Ich werde Mitglied.

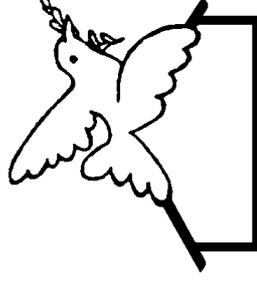
Beitrag 3 Euro, ermäßigt 1,50 Euro pro

Ich möchte spenden.

So finden Sie uns:



Friedenszentrum Braunschweig e.V.



Sie fahren mit den Buslinien 418 oder
422 bis zur Haltestelle „Goslarsche
Straße“.

Das Friedenszentrum in der Goslarschen
Straße 93 finden Sie gegenüber der
Einmündung Hohestieg. Am Tor weist
Ihnen ein Schild den weiteren Weg.

Goslarsche Straße 93
38118 Braunschweig

Fon: 0531/89 30 33
www.friedenszentrum.de

Name, Vorname	_____
Straße	_____
PLZ, Ort	_____ Geburtstag
Telefon	_____ Telefax
eMail	_____
Datum	_____ Unterschrift

Wir über uns:

Das Friedenszentrum Braunschweig wurde am 20. März 1987 gegründet. Seit 1988 arbeiten wir in mehreren von der Stadt gemieteten Räumen.

Unser Symbol, die über ein Haus fliegende Taube, macht deutlich, dass wir uns langfristig die Errichtung eines Braunschweiger Friedenshauses erhoffen. Ein solches Haus ist in einigen Orten der Bundesrepublik Deutschland bereits Wirklichkeit geworden.

Sie können bei uns Literatur und Videos (Dokumentationen und Filme) ausleihen.

Wir haben bislang 35 Ausstellungen zu Krieg und Frieden gezeigt.



Unsere Arbeitsschwerpunkte:

- Vortragsreihe „Wege zu einer Kultur des Friedens“ in der Volkshochschule
- Ausstellungen über Kriege und Friedensarbeit
- Vorträge „Globalisierung und ihre Folgen“
- AG Gedenkpunkte in Braunschweig
- Mitarbeit im Braunschweiger Bündnis für Frieden
- Dokumentation der Geschichte der Friedensbewegung

Wir setzen uns ein für:

- die Förderung des Zivilen Friedensdienstes und eine VN-Kommission zur Verhinderung von militärischen Konflikten
- den Abbau von Militär und Rüstung
- die Abschaffung von Atomwaffen und Atomindustrie
- den Abbau bzw. das Verbot von Waffenexporten
- Friedenserziehung
- Völkerverständigung



Unsere Ziele:

- Einhaltung der Menschenrechte
- Kontinuierliche Friedensarbeit
- Förderung von Toleranz und Gerechtigkeit
- Abbau militärischen Denkens
- eine Welt für alle

Sie können helfen:

Besuchen Sie die unsere Vorträge, Seminare und Gesprächsabende. Für Interessierte bieten wir jeden Dienstag und Freitag von 17 bis 18 Uhr einen Kennenlernertermin in unserem Büro an.

Wir benötigen dringend Spenden oder Ihre Mitgliedschaft. Wir sind als gemeinnütziger Verein anerkannt. Bitte nutzen Sie den Coupon auf der anderen Seite.

Veröffentlichungen:

Braunschweig im Bombenkrieg,
3 Bände, 1993 - 95, je 13 Euro
Frauen und Krieg, 2000, 8 Euro